# Iphigenie.

Roman in zwei Bänden

von

**Otfried Mylius.**

Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1875.

# Iphigenie.

# Iphigenie.

Roman in zwei Bänden

von

**Otfried Mylius.**

**Erster Band.**

Hannover.
Carl Rümpler.
1875.

Druck von August Grimpe in Hannover.

## Erstes Kapitel.

Es war am späten Abend zu Anfang Novembers in dem ereignißreichen Jahre 1830.

Dunkle Nacht lag über dem kleinen Städtchen Westheim, dessen paar Straßen sich in einem schmalen Thal am Fuß der waldigen Berge hinziehen. Tiefe Ruhe herrschte in den Gassen, und in den meisten Häusern waren die Fenster dunkel, denn Mitternacht war nahe, und in solchen Provinzialstädtchen gehen die Leute früh zu Bette.

Nur auf dem äußersten Saum des Städtchens in der Nähe der Brücke, welche über das reißende Flüßchen führt, waren zwei Fenster im Erdgeschoß eines bescheidenen, ja beinahe ärmlichen, neuerbauten Häuschens erleuchtet, und in der Stube saßen bei dem trüben Schein eines Talglichts zwei Personen in schweigsamer Erwartung und mit beinahe feierlich ernsten Gesichtern, und lauschten auf jeden Ton draußen in der kalten dunklen Nacht. Die eine dieser Personen war ein stämmiger, untersetzter, kräftiger Mann von etwa 55 Jahren, mit sonnver=

branntem Gesicht und strengen, etwas harten Zügen, der in Hemdärmeln an der Tischecke saß und seine Pfeife rauchte, und zuweilen forschend und mit bedeutsamem, verweisendem Blick zu seiner Gattin hinüberschaute, denn dies war die hagere kleine Frau, die sein Gegenüber auf der tannenen Bank hinter dem Tische bildete, und emsig spann.

„Sie kommen noch nicht, Philipp!“ sagte die Frau endlich mit einem Blick auf die Schwarzwälder Uhr, welche am neuen Getäfel hinter dem Ofen pickte. „Sollten sie sich anders besonnen haben?“ –

„Abwarten, Röse!“ versetzte der Mann; „sie wollten erst um Mitternacht kommen, und es fehlt noch eine Viertelstunde, Röse!“

Gleichwohl stand er auf, öffnete das Fenster und blickte und horchte hinaus. Alles war still und dunkel; nichts rührte sich auf der Landstraße, noch im Gärtchen hinter dem Hause, noch in den benachbarten Aeckern und Obstgärten. Nur ganz gedämpft drang das Rauschen des Wassers und das ferne Klappern einer Mühle herauf zu dem Häuschen.

Philipp Götz der Zimmermann zog den Laden des einen Fensters ganz, den des andern halb zu, setzte sich wieder an den Tisch und rauchte weiter, seine erwartungsvolle Aufregung unter einer eisig kalten Miene bergend.

Jetzt rollte ein Wagen durch die kühle Nacht heran, donnerte über die Brücke und hielt bei der großen Linde, wo die Straße sich theilte. Philipp Götz war aufgestanden und zum Fenster getreten, ohne sich jedoch daran zu zeigen. Unter den weitschattenden Zweigen der Linde, an deren Aesten die letzten dürren, vergilbten Blätter mit dem Winde rangen und vergebens sich festzuhalten bemüht waren, herrschte ein noch tieferes Dunkel als rings umher. Ein hochgewachsener stattlicher Mann in einem dunklen Mantel mit einem niederen rothen Kragen, wie ihn die Offiziere damals trugen, stieg aus dem Wagen, zog die militärische Mütze tiefer in die Augen und sah sich lauernd um. Dem halben geöffneten Laden entströmte ein heller leitender Lichtschein, und nach einigem Zögern näherte sich der Fremde im Mantel dem Häuschen des Zimmermanns.

Das Gebahren des Mannes war auffallend geheimnißvoll und lauernd argwöhnisch. Er blickte horchend noch einmal sorgfältig nach allen Seiten um, bevor er in den kleinen Lichtkegel trat, welchen der Schimmer der Kerze auf die Straße herauswarf; er schaute behutsam in die niedrig gelegene Stube hinein, so gut es die bethauten Scheiben erlaubten, und suchte sich erst zu vergewissern, ob er auch vor Verrath sicher sei, bevor er zum Fenster

vortrat und leise pochte. Das Fenster ward geöffnet und der Zimmermann schaute heraus, die weiße baumwollene Zipfelmütze auf dem eisgrauen Haupte. Er erkannte in dem Mann im Mantel Denjenigen, welchen er erwartete, und die beiden Männer steckten die Köpfe zusammen und unterhielten sich eine Weile angelegentlich mit solch leiser Stimme, daß selbst Röse, so gespannt sie lauschte, nur hier und da ein einzelnes Wörtchen verstand.

Mittlerweile scharrte und pustete drüben unter der Linde das Pferd und schüttelte den Kopf, und der Kutscher auf dem Bock saß unbeweglich. Aber drinnen in der Droschke klang es wie tiefe Seufzer und unterdrücktes krampfhaftes Schluchzen, das nicht enden wollte.

Die Unterredung der beiden Männer mochte ungefähr zehn Minuten gedauert haben, als der Fremde seinen Mantel dichter um sich zog, dem schlichten Zimmermann freundlich und nachdrücklich zunickte und rasch zu der Droschke zurückkehrte. Hier streckte er den Kopf zum Schlage hinein und begann in flüsterndem Tone angelegentlich mit Jemand zu reden, der in die Wagenecke gedrückt und zusammengekauert dasaß.

Endlich schien sein halb zärtlicher, halb energischer Zuspruch seinen Zweck erreicht zu haben, denn langsam stieg aus dem Wagen eine hohe Frauen-

gestalt, in Shawls und Mäntel eingehüllt, um das Haupt einen dichten schwarzen Schleier geschlagen, welcher das Gesicht wirksam verhüllte. Im Arme trug sie irgend eine Last, die über ihre Kräfte zu gehen schien, und das leise Weinen, das sie seither hatte hören lassen, ging plötzlich in ein lautes krampfhaftes Schluchzen über, das ihr beinahe das Herz zü brechen schien.

„Nur Muth, meine Theure! nur ruhig!" flüsterte der Fremde der vermummten Frau in französischer Sprache zu. „Es muß ja sein und geschieht zum Besten des armen Wurmes. Raffe all Deine Kraft zusammen, mein Engel, damit das Geschäft sich rasch erledige, ehe wir entdeckt werden!"

„O mein Gott, was für ein Opfer verlangst Du von mir, mein Geliebter?" schluchzte die Frau mit einem Seufzer, der ihr die Brust zu sprengen schien, und lehnte sich wie gebrochen an den starken Mann, der ihr, liebreich tröstend, ermuthigend zusprach. Nach einer kleinen Weile raffte sich auch die verschleierte Frau auf und schritt am Arme ihres Führers dem Häuschen zu. Die Kniee wankten unter der schlanken stolzen Gestalt, und jeder Schritt schien ihr beinahe das Leben zu kosten.

Als die beiden Fremden das Fenster von Philipp Götzens Wohnstube erreicht hatten, waren beide Flügel desselben geöffnet und unter demselben stand

Frau Röse, bleichen Gesichts, voll gespannter Erwartung, die dunklen Augen auf die verschleierte Frau gerichtet, welche mit dem Bündel im Arme heranschwankte.

Die Fremde legte die Last auf den äußeren Sims und ein in Thränen schwimmendes, großes ausdrucksvolles Auge heftete sich durch den dichten Schleier hindurch auf die beiden Bewohner des Häuschens, als ob es tief in ihrer Seele lesen wollte. Frau Rösens Augen waren feucht, denn mit dem Instinkte der Weiblichkeit errieth sie das furchtbare tragische Opfer, welches hier unter ihren Augen dem Urtheile der Welt, der Eigenliebe und dem Stolze gebracht wurde; ihre einfachen, ehrlichen schlichten Züge drückten dies genugsam aus, und nicht minder die Blicke voll Mitgefühl, welche sie auf die Fremde richtete. Diese weinte krampfhaft, schloß das Bündel wie verzweiflungsvoll ans Herz und war nahe daran, vor unerträglichem Seelenschmerz laut aufzuschreien. Aber ihr Begleiter beugte sich zu ihr herab, flüsterte ihr in einer fremden Sprache ungeduldig etwas ins Ohr und machte Miene, ihr das Bündel abzunehmen.

„Nein, nein!" stöhnte sie, es fester an sich drückend; „ich will es selbst in ihre Hände legen! Oh, nur noch Einen, Einen Augenblick!" Und sie bückte sich auf das Bündel hernieder, bedeckte es

unter Seufzern, welche ihr das Herz abzustoßen schienen, mit leidenschaftlichen Küssen und legte es dann, wie wenn sie sich selber einen plötzlichen Entschluß abgewänne, in die ausgestreckten Arme der Zimmermannsfrau.

„Wollen Sie sich des Kindes annehmen, wie Ihres eigenen, gute Frau?“ fragte die Fremde dann mit sanfter wohlklingender Stimme und einem unsäglich innigen, beinahe beschwörenden Ausdruck. „Wollen Sie ihm eine liebreiche, treue Mutter sein? — Ach, Sie haben freundliche, rechtschaffene Züge und ich weiß, Sie werden nicht wie ein Miethling an meinem theuren kleinen Liebling handeln! — es ist heute gerade drei Wochen alt!“

„Seien Sie ohne Sorgen, Madame! ich will das Kind lieb haben und hegen wie meinen Augapfel!“ versetzte Röse weinend und in einer unbeschreiblichen Stimmung, gemischt aus tiefinniger Rührung und einer wahren Begeisterung, denn in dem Augenblick, wo die Fremde ihr das Kind in die Arme legte, wo Röse das Tuch zurückschlug und die zarte, weiche Wange des Kindes an ihre eigene gebräunte drückte, — da war es ihr durchs Herz gegangen wie ein elektrischer Schlag — aber es war Freude, Glück, Stolz über das ihr erwiesene Vertrauen; es war ein heiliger Eifer, den übernommenen Pflichten treulich nachzukommen, denn Frau Röse hatte den echten

Instinkt der Mütterlichkeit, obschon der Himmel ihre Ehe nicht mit Kindern gesegnet hatte, und sie fühlte sich jetzt, als ob das anvertraute Kind ihr eigenes wäre.

„Ich habe Kleider und Bettzeug und Wäsche für das arme Kind mitgebracht", sagte die Fremde, welche mit einer Art Eifersucht die Liebkosungen beobachtete, die Röse an das Kleine verschwendete. „Es soll Ihnen an Nichts fehlen, was Sie in den Stand setzen kann, das Kind so zu erziehen, wie Sie Ihre eigene Tochter erziehen würden, wenn Sie eine solche hätten."

„Sie wollen dem armen Kinde also keine vornehme Erziehung geben?" fragte die Zimmermannsfrau.

„Nein", erwiederte der Fremde barsch. „Das Kind soll in dem Glauben heranwachsen, daß es Eure Tochter sei. Laßt es in Eurem Namen taufen und behandelt es in Allem, wie, wenn es Euer Kind wäre. Ist es Zeit, es einmal von Euch abzuholen, dann . . . Jedenfalls wird dies in den nächsten Jahren noch nicht geschehen können, und vielleicht vor dem achtzehnten Lebensjahre des Kindes nicht geschehen. Bis dahin soll Euch das bedungene Kostgeld regelmäßig ausbezahlt werden. Bleibt es dann aus, so muß das Mädchen selbst für sein Fortkommen sorgen; es dürfte daher gut

sein, es bei Zeiten irgend einen Beruf erlernen zu lassen. Und noch Eins, gute Frau! das Kind braucht gerade nicht zu erfahren, daß Sie nicht seine leibliche Mutter sind!"

„Ich verstehe, Herr; aber wenn es mich dereinst einmal fragen sollte, vermöcht' ich ihm keine Unwahrheit zu sagen!" versetzte Röse.

„Bah, das Kind wird niemals fragen, wenn Sie ihm eine rechte Mutter sind!" sagte der Fremde. „Falls das Kind von Anfang an Sie Mutter nennen lernt und von Ihnen mütterliche Liebe und Pflege erhält, so wird es niemals auf den Einfall kommen, daß es Ihnen nicht angehöre. Ihr Beide habt es daher in Eurer Hand, Euch die Liebe und Anhänglichkeit einer Tochter zu erwerben. Hier sind fünfzig Louisd'or, die Vorausbezahlung für die ersten vier Jahre. Nach Ablauf derselben wird Ihnen der Bankier Bernheimer in Mühlhausen Jahr für Jahr je fünfzehn Louisd'or als Kostgeld ausbezahlen, bis das Kind sein achtzehntes Jahr zurückgelegt hat oder wegen seiner Zukunft andere Bestimmungen getroffen werden. Ihr habt das Kostgeld in halbjährlichen Raten zu erheben, aber jedesmal nachzuweisen, daß das Kind noch am Leben ist. Sollte die Kleine sterben . . ."

Die fremde Dame stieß einen Schrei aus und griff hastig nach dem Kinde, als ob sie es wieder

an sich reißen wollte, und der Fremde brach jäh ab.

„Wir müssen nun scheiden, die Zeit ist kostbar!“ sagte der Fremde, halb zu seiner Begleiterin gewendet; „ich werde den Korb herbeiholen und den Leuten die Ausstattung der Kleinen übergeben!“ Und er schritt zu der Droschke zurück, wohin ihn Götz auf sein Ansuchen begleitete.

„Mein liebes, theures Kind! mein Liebling! mein armer, unschuldiger, kleiner Engel!“ flüsterte die fremde Dame leidenschaftlich und beugte sich auf das Kind herab, welches Röse ihr hinhielt. „O, mein Gott, das Herz zerspringt mir beinahe, daß ich es hingeben muß. Wenn Sie je auf Gnade und Seligkeit in einer andern Welt und auf Ruhe und Glück in diesem Leben rechnen wollen, meine gute Frau, so behandeln Sie das Kind wohlwollend!“

„Das will ich auch, Madame! verlassen Sie sich darauf!“ erwiederte Frau Röse mit Thränen in ihren ehrlichen Augen.

„Nun ja, ich glaube und vertraue Ihnen und Gott lohne es Ihnen!“ sagte die Fremde und sah sich rasch und scheu um. Sie sah, daß die beiden Männer außer Hörweite waren und am Wagen noch mit einander sprachen. — „Laßt mich das Kind nur noch ein einziges Mal küssen, gute Frau!“ flüsterte die Fremde dann hastig, schob den schwarzen

dichten Schleier beiseite und preßte ihre Lippen auf die weiße Stirn des Kindes. Frau Röse sah nun ein wunderschönes, zartes, jugendliches Antlitz, edelgeformt und schön, aber bleich, große hellbraune Augen und ein reiches seidenweiches, goldbraunes Haar. Es war eine so eigenartige, mädchenhafte, seltene Erscheinung, und prägte sich der einfachen Zimmermannsfrau so tief ein, daß sie diese unverkennbar vornehme Dame in jedem Theile der Welt, nach langen Jahren und unter allen nur erdenkbaren Umständen wieder erkannt haben würde. „Hier, nehmen Sie dies, liebe Frau! es ist für Sie, ein kleines Andenken an mich und eine Erinnerung an das Vertrauen, das ich Ihnen schenke, indem ich Ihnen mein Kind, dieses Kleinod, dieses theure Pfand, überlasse! Halten Sie mich nicht für eine fühllose, lieblose Mutter! . . . Wenn Sie ahnen könnten, welche furchtbaren Verhältnisse mich zu diesem Opfer zwingen und wie unsäglich viel mich dasselbe dennoch kostet — o Gott! Sie würden mich bejammern!“ flüsterte sie hastig, heimlich und in sichtlicher Angst, von ihrem Begleiter überrascht zu werden, und nöthigte Frau Rösen ein ganz kleines Päckchen auf. „Das Kind heißt Iphigenie und soll diesen Namen führen, wenn es auch nicht darauf getauft werden darf, sondern Jenny heißen soll, wie ich Ihnen hier aufgeschrieben habe“,

fuhr sie hastig fort und schob einen Zettel in das Kissen des Kindes. „Aber, sagen Sie ihr später, daß sie eigentlich Iphigenie heißt und sich auch so nennen soll, damit ich sie eines Tages, wenn ich ihr etwa zufällig begegne, daran erkenne!"

Die beiden Männer kamen wieder gegen das Häuschen heran, Götz mit einem schweren Packkorbe auf der Schulter. Schnell zog die Fremde den Schleier wieder über das Gesicht und küßte durch denselben hindurch das schlummernde Kind.

„Mach' ein Ende, Liebe! wir müssen fort!" flüsterte der Fremde und schlang seinen Arm zärtlich mahnend um die schlanke Dame, die laut aufseufzte.

„Sie dürfen mir glauben, Madame, daß das kleine Wesen es bei mir gut bekommen soll", sagte Frau Röse mit bewegter Stimme und tröstender Betonung. „Ich will ihm gut sein, als wär's mein eigen Kind, und es kommt mir wie von Gott gesandt, denn ich hab' schon oft zu meinem Manne gesagt: wir sollten hier solch ein Kleines haben, das uns mit seinem Geplauder und seinen Einfällen die Zeit vertriebe, wenn wir so allein sind. Und seien Sie versichert, Madame, ich bin zwar nur ein ungebildetes, schlichtes Weib, aber ich könnte keiner Fliege 'was zu Leide thun, und ich begreife, was es Sie kostet, das liebe kleine Würmchen da land-

fremden Leuten zu überlassen. Ich will Alles thun, was nur in meinen Kräften steht!"

„Der Himmel lohne es Ihnen!" flüsterte die Fremde und schaute mit einem unvergeßlichen Blick voll Dankbarkeit und Milde zu der Zimmermannsfrau auf. „Ja, Ihre mütterlichen sanften Züge haben mein Vertrauen auf den ersten Blick gewonnen, als ich Sie einmal zufällig sah, und darum sagt' ich mir, als ich mich von dem Kinde trennen mußte, ich möcht' es Ihnen am liebsten überlassen . . ."

„Es ist die höchste Zeit, meine Liebe!" drängte der Herr im Mantel.

Die Dame im Schleier beugte sich noch einmal über das Kind und drückte einen langen, nicht endenwollenden Kuß auf seine kleine Stirn; hierauf ergriff sie mit beiden Händen die rauhe Rechte der Frau und zog auch diese trotz ihres Widerstrebens mit einer wahrhaft beschwörenden feierlichen Inbrunst an ihr Herz und ihren Mund. Jetzt aber wankten die Kniee unter ihr, es ward Nacht vor ihren Augen und sie sank, von wildem Schmerz überwältigt, laut stöhnend in die Arme ihres Begleiters. Dieser erschrak zwar einigermaßen, doch schien ihm dieser Zwischenfall nicht unwillkommen zu sein, denn rasch besonnen umfaßte er mit seinen starken Armen die schlanke Dame und trug sie nach dem Wagen zurück, wo er sie sorgsam in dieselbe Ecke legte, in welcher

sie vorhin geruht hatte. Alsdann stieg er selber eilig zu ihr hinein, schloß den Wagenschlag und rief dem Kutscher auf dem Bocke ein kurzes barsches Befehlswort in einer fremden Sprache zu. Der Kutscher schüttelte Zügel und Peitsche, und der Wageu rollte auf demselben Wege davon, auf welchem er gekommen war. Die arme Mutter erwachte aus ihrer halben Ohnmacht erst, als schon eine namhafte Strecke zwischen ihr und ihrem Kinde lag.

Frau Röse hatte nicht genau bemerkt, was vor dem Fenster vorgegangen war, denn ihre hausmütterliche Neugier ward von dem schweren Packkorbe in Anspruch genommen, welchen Philipp Götz in diesem Augenblick hereintrug und auf den Tisch niedersetzte. Erst das dumpfe Rollen des Wagens, der über die Brücke fuhr, verkündete der Zimmermannsfrau, daß die geheimnißvollen Besucher wieder fort seien.

„Hörst Du, Philipp? sie fahren weg!“ sprach Frau Röse erschrocken.

„Na, und was denn sonst? was sollen sie noch hier thun? Sollten sie sich etwa vom Nachtwächter überraschen lassen?“ erwiederte Philipp ruhig, und schloß erst Laden und Fenster, dann die Haus- und die Zimmerthür.

Röse hatte sich mit dem Kind auf dem Arm wieder auf die Bank gesetzt, welche in der Stuben-

ecke zwei Seiten des Tisches umgab, und betrachtete das holde Gesichtchen des Säuglings.

„So ist sie nun fort, die unglückliche Mutter, die Dich hingeben und verleugnen muß?“ sprach sie und die ehrlichen Augen gingen der guten Frau über. „So bist Du nun hier, meiner Pflege übergeben, armes unschuldiges Geschöpf?“ und sie küßte es auf dieselbe Stelle der kleinen Stirn, wo noch soeben die Lippen der scheinbar unnatürlichen Mutter geruht hatten. „Ich kann Dich mit gutem Gewissen nehmen, denn ich denke an Dein armes verlassenes Loos, Du unglückliches Wesen, und nicht an das Kostgeld! So sei denn mir willkommen, und der Himmel segne Deinen Eingang, armes Kind! — Mit Gott den Anfang, Philipp!“ wandte sie sich an den wieder eintretenden Gatten.

„In all' Wege, Röse! Der liebe Gott schickt uns ja den Pflegling und das reiche Kostgeld dazu, Weib! Das Geld kommt wie gerufen zu dem Hausbau, und erspart mir die Mühe, ein Capital auf Hypothek zu suchen, Röse! Du wirst zwar etwas Arbeit haben mit dem Kinde, Röse, aber Du mußt nicht murren; hast Dir ja immer solch einen Zeitvertreib gewünscht!“

„Ich werde auch nie murren, Philipp, denn das hülflose arme Würmchen hat mir's gleichsam angethan!“ erwiederte Röse bewegt. „Ach, es ist

ein recht hartes Schicksal, auf solche Weise von den eigenen Eltern ausgesetzt zu werden. Aber ich will mir alle Mühe geben, daß das Kind sie nicht vermissen soll, so lange es hier ist. Sieh' nur, Alter, was für ein wunderschönes Kind es ist, was mich auch gar nicht wundert, denn eine schönere Frau als seine Mutter ist mir all' meine Lebtage nicht vorgekommen . . ."

„Närrchen, wie kannst Du das wissen? hast ja ihr Gesicht gar nicht gesehen! . . ."

„Doch, doch, Philipp, ich sah es — freilich nur auf eine kurze Weile, während Du mit dem Manne nach dem Wagen gingst und sie den Schleier wegthat, um das Kind zu küssen", sagte Röse. „Aber ich sag' Dir, Mann, 'was Schöneres und Lieberes als dieses Gesicht hab' ich all mein' Tage nicht gesehen!"

„Dummes Zeug, Weib! eine schöne Larve allein macht es nicht — der Mensch muß auch gut und brav sein!" brummte der Zimmermann; „und wie soll denn das Kind heißen?"

„Hier auf dem Zettel unter dem Wickelband steht es, Alter! lies 'mal!"

Der Zimmermann nahm die plumpe messinggefaßte Brille mit den runden Gläsern aus der Tasche und entzifferte mühsam die feinen Züge einer Damenhand, die folgendermaßen lauteten: „‚Dieses

Kind ist ein rechtmäßig ehelich geborenes, aber grausame Verhältnisse hindern seine Eltern gebieterisch, sich vorerst zu demselben zu bekennen. Es heißt eigentlich Iphigenia, soll aber getauft werden auf den Namen Jenny. Erzieht es einfach, fromm und rechtschaffen, um Jesu Christi willen, und haltet es gut und mild. Seine arme unglückliche Mutter.' — Hörst Du es, Alte? ein eheleiblich Kind, und doch thun sie es von sich?" sagte Götz kopfschüttelnd.

„'Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!' steht in der Schrift, Philipp. Wir haben ja gesehen, daß es die unglückselige Mutter hart genug ankam", sagte Röse bewegt. „Es ist kein kleines Ding, ein Kind wegzugeben ... Aber komm', Alter, verschließe das Geld dort im Kasten und öffne den Korb. Wir wollen das Kleine drinnen in der Wiege unterbringen, welche Du heute von Mühlhausen mitgebracht hast. Laß uns zu Bett gehen! Morgen ist wieder ein Tag, und es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe!"

Der Zimmermann nickte stumm und ging, denn er war kein Freund von vielen Worten und schläfrig. Er zündete die Oelampel an und ging in die Schlafkammer hinein, wo man ihn eine Weile hantiren und den Kasten auf- und zusperren hörte. Dann ward der Korb geöffnet und das Bettchen herausgenommen, das zu oberst eingepackt war, und nach-

dem man dieses in der Wiege untergebracht und das schlafende Kind hineingelegt, packte man den Korb vollends aus und weidete sich an dem schönen, neuen, reichlichen Linnengeräth, welches die Ausstattung des Kindes bildete, und verwahrte dasselbe sorglichst in einer der Schubladen der alten Kommode, die außer dem schweren Tische, dem Großvaterstuhl, der Wanduhr und etlichen Stühlen das einzige Möbel in der holzgetäfelten Wohnstube bildete.

Der tiefe gleichmäßige Athemzug Philipp's verrieth, daß dieser schon fest schlief, als Frau Röse mit ihrem Geschäft zu Ende war. Jetzt setzte sie sich gedankenvoll an die Tischecke, betrachtete das Blättchen feinen Briefpapiers mit den Schriftzügen der Mutter Iphigeniens von allen Seiten, und holte dann aus ihrer Tasche das kleine Päckchen hervor, welches die fremde Dame ihr gegeben hatte. Es enthielt zwei in Seidenpapier eingewickelte große Goldstücke und einen hübschen kleinen Fingerring: einen runden, halbkugelig geschliffenen dunkelblauen Edelstein mit einem schmalen Kranze von kleinen Diamanten-Rosetten umgeben, die im trüben Lichte der Talgkerze so schön leuchteten und funkelten, wie das einfache Weib nie etwas gesehen hatte.

„Sie sagte wohl, es solle mein sein“, flüsterte Frau Röse halb erschrocken und von einem ehrfurchtsvollen Schauer erfaßt; „aber Gott soll mich be-

wahren, daß ich mich daran vergreife und den Hochmuth in mein Herz kommen lasse! Nein, es wäre sündhaft von mir, denn es ist allzu schön für ein Weib wie ich. Aber für das Kind will ich es treulich aufbewahren, bis es dereinst groß ist. Es ist ja das einzige Andenken an seine beklagenswerthe Mutter!"

Frau Röse holte vom hohen Bord über der Thür ein altes Zeitungsblatt herab, wickelte das beschriebene Papier, die Goldstücke und das Etui mit dem Ringe sorgfältig hinein und versteckte es in einer Ecke der Kommoden-Schublade unter ihrer eigenen spärlichen Leibwäsche. Dann suchte sie ihr Lager auf und ging mit ganz eigenthümlichen Gedanken und Gefühlen schlafen.

Als sie am andern Morgen aufstand, war es noch dunkel; aber Philipp war schon auf den Beinen, hielt in der einen Hand die schwehlende Ampel und in der Rechten einen schmalen scharfen Stichbeitel oder Holzmeisel, mit welchem er in die Thürverkleidung einschnitt: „13. November 1830."

„Was soll denn das, Alter?" fragte Röse.

„Heute haben wir den Dreizehnten, Röse", versetzte er. „Es ist nur, daß wir den Datum nicht vergessen, wo das Kind zu uns kam. Wär's ein eigen Kind, das Du mir geschenkt hättest, so würd' ich seinen Geburtstag ebenfalls hier eingekerbt haben, wie es Sitt' und Brauch ist bei der Zimmermanns-

zunft. Jetzt aber gilt es eine Nothlüge beim Pfarrer und beim Bürgermeister von wegen des Kindes, Alte, und das mußt Du auf Dich nehmen, denn mir fällt nichts ein, was dazu taugt. Aber Du hast wohl schon darüber nachgedacht, Röse?"

„Freilich hab' ich es, Alter, und es würde auch wahrscheinlich genug klingen, wenn's nur erst mir über die Lippen wäre; aber ich kann ebenso wenig mit ruhigem Gesicht lügen wie Du, Philipp", entgegnete Frau Röse besorgt. „Gott verzeih' mir die Sünde, aber wir können und dürfen ja die Wahrheit nicht sagen."

„Nun, und was hast Du denn ausgesonnen, Alte?" fragte Götz.

„Ich habe mir vorgenommen, einfach zu sagen, das Kind sei uns gelegt worden mit einem Zettel, daß es unser Enkel sei, Alter! Dem Wilhelm sieht ja so etwas schon gleich."

„Leider Gottes, ja, der böse Bube hat schon manchen ähnlichen Streich begangen", versetzte Götz finster und eine düstere Grameswolke beschattete seine groben harten Züge. „Wahrscheinlich genug wird es vor den Leuten klingen, aber dennoch gefällt es mir nicht, daß wir meinem eigenen Fleisch und Blut einen Schandfleck mehr anhängen, und dazu noch einen, den er nicht verdient hat! Er hat sich selber schon schwarz genug gemacht — wir brauchen ihn

nicht noch mehr anzuschwärzen. Laß ihn aus dem Spiele, wenn Du kannst, Alte, denn er wird Dir's niemals verzeihen, wenn er es erfährt!"

„Mir auch recht, Philipp, wenn Du einen andern Vorwand weißt!" erwiederte Röse kurz.

„Ich? ich weiß keinen, Alte!"

„Na, so thut es dieser jedenfalls besser, als ein anderer", sagte Röse mit einer gewissen barschen Bestimmtheit. „Muß es aus Noth gelogen sein, dann wenigstens so, daß es den Leuten wahrscheinlich däucht. Ich fürchte mich nicht vor Wilhelm, wenn er es erfährt. Es hat dann ebenso auf dem Zettel gestanden, den man uns mit dem Kinde gelegt hat, und den Zettel haben wir verloren. Glaubwürdig genug wird es auch dem Wilhelm erscheinen, und sein böses Gewissen wird ihn weich und nachsichtig gegen das Kind machen, wenn er überhaupt jemals wieder hierher zurückkehrt. — Na, was sagst Du denn dazu, Alter?"

„Meinethalben mag es geschehen, wenn auch nicht mit meinem vollen Willen — ich geb's nur zu, weil ich nichts Besseres weiß und nichts mit der Sache zu thun haben will!"

„Nun denn, ich will es ganz auf mich nehmen, und der liebe Gott verzeih' mir die Sünde um des unschuldigen, verlassenen Würmchens willen", sagte Mutter Röse und trat zu dem Kinde an die Wiege.

## Zweites Kapitel.

Und wieder ist es ein November-Abend, aber siebzehn Jahre später. In der großen Eckstube im Erdgeschoß des Götz'schen Hauses brennt eine hübsche Lampe auf dem massiven Eichentisch mit den Füßen in Gestalt von Andreas-Kreuzen, welcher noch auf dem alten Fleck in der Ecke steht. Aber an den Fenstern sind blendend weiße lange Gardinen, und das Getäfel ist ganz frisch braun lackirt und spiegelt das milde Licht der Lampe und der beiden Kerzen auf dem Klavier, dessen Töne jetzt die Stube füllen. Am Klavier aber sitzt ein liebliches Mädchen von siebzehn Jahren, von ebenmäßiger, mittelgroßer, eher schlanker Gestalt; ihr frisches noch halb kindliches Gesicht ist über die Tasten gebeugt, und die runden niedlichen Finger einer schmalen und doch kräftigen, weil durch Arbeit geübten Hand probiren mit geduldiger Beharrlichkeit einige schwere Läufe von dem Musikstück, das sie soeben einübt. Die beiden Kerzen werfen einen goldigen Schein über ihr hellbraunes Haar, und trotz des einfachen Kattun-

kleidchens, welches das Mädchen trägt, trotz des schlicht gescheitelten und hinter dem Haupt in einem nestförmigen Knoten aufgesteckten Haares umwebt das junge Mädchen ein unbeschreibliches Etwas von Anmuth und Würde, von einer ungesuchten Vornehmheit, welches selbst den beiden alten Leutchen auffällt, die sie vom Tische aus beobachten.

Ja, sie sind alt geworden in den Jahren seit jenem Abend, wo ihnen das liebliche Mädchen dort als Säugling übergeben worden ist. Vater Götz ist silberweiß geworden und sein Gesicht ist von tiefen Furchen und Runzeln durchzogen; das gebeugte Haupt zittert wie in Folge eines Schlaganfalls, und auch die wuchtige hagere Hand, welche die Pfeife hält, bebt unsicher. Aber die Züge sind nicht mehr hart und theilnahmlos wie früher. Das Alter legt zuweilen etwas Weiches in solche Physiognomien, die Vorahnung des Kindlichen und Kindischen, zu dem der Mensch im Kreislauf eines langen Lebens zurückkehrt. Da sitzt der Greis im massiven Armstuhl, den gewölbten Rücken durch ein Federkissen gestützt, im dunkelgrauen gestrickten wollenen Hauswams, eine Pelzmütze auf dem silberweißen Haupte, raucht seine Abendpfeife, verwendet in seinem stummen Sinnen kein Auge von der jungen Klavierspielerin, und nickt zuweilen mit dem zitternden Haupte den Takt zu ihrem Spiele.

Und neben ihm, unten am Tische, am Ende der Bank an der Wand, sitzt Mutter Röse am Spinnrocken und läßt ihr Rädchen schnurren. Sie hat das Spinnen so im Griff der hagern Finger, daß auch sie die Augen frei hat für das hübsche Mädchen dort, auf welchem ihr Blick mit stillem Mutterstolze weilt. Auch an ihr sind die Jahre nicht spurlos vorüber gegangen, — die Jahre harter, reger, treuer Arbeit. Die kleine Frau ist noch mager und eckig wie vordem, aber die Haare unter der blüthenweißen Haube von Kammertuch sind grau, die Züge des Gesichts scharf markirt, die Augen so blöde geworden, daß sie die Brille nicht mehr entbehren kann. Die ganze Erscheinung ist schlicht und genügsam, wie diejenige einer Frau aus dem Volke, und doch liegt auch über diesem anspruchslosen Wesen eine sanfte stille Würde, welche den Beschauer eigenthümlich anmuthet und ihm sagen will: diese Matrone ist im Grunde keine gewöhnliche Frau; sie hätte, in andere Verhältnisse versetzt, vielleicht von sich reden gemacht!

Die ganze Einrichtung des Zimmers ist eine behaglichere, wohlhabendere geworden, als damals, wo wir sie zum ersten Mal gesehen. Die einfachen Stühle von Birnbaumholz sind gepolsterten gewichen; in der Ecke gegenüber vom Tische steht ein kleines altväterisches Sopha mit geschweifter Lehne; die

schwarzwälder Wanduhr pickt in einem gebohnten Kasten von Nußbaumholz; an der Innenwand neben dem Ofen steht das kleine alte Klavier, und diesem gegenüber an der Außenwand eine geschweifte Walzenkommode, mit einem Aufsatz, worauf Kaffeetassen und Kannen von englischem Steingut, geschliffene Flaschen und Gläser und ähnliche kleine Schaustücke stehen.

Alles verkündet, daß Philipp Götz nicht mehr der Zimmergesell oder Parlier von ehedem ist, sondern der Zimmerwerkmeister, welcher seinen redlichen Fleiß gelohnt gesehen hat, daß er ein hablicher Bürgersmann geworden ist.

Auch das Häuschen steht nicht mehr allein weit draußen auf dem Saum des Städtchens, sondern inmitten einer langen Zeile großer und kleiner Häuser, und hinter dem Häuschen, wo damals ein magerer Baumacker sich hinzog, ist nun ein geräumiger Zimmerwerkplatz mit all seinen Attributen von aufgeschichteten Balken und Stämmen, von hohen Stößen von Brettern und Bohlen, von Hütten und Haufen Spänen, von begonnenen Werksätzen und dergleichen mehr. Die silberne Mondsichel scheint klar darauf hernieder und ihr fahles Licht spielt in den Tausenden von Eiskrystallen, welche ein Wasserreifen über jede Fläche gelegt hat. Die schöne weitschattende Linde drüben ist verschwunden oder viel-

mehr in ein stattliches Gasthaus verwandelt, welches ihren Namen und ihr Bild im Schilde führt. Westheim ist ein wohlhabendes Städtchen mit Gewerbe und Fabriken geworden, und dem Flüßchen entlang reihen sich große vielfenstrige Gebäude, in denen Baumwollenspindeln und Wollspinn- und andere Maschinen von den gespannten klaren Wellen durch mächtige Räder getrieben werden.

„So, Väterchen, nun kann ich es endlich!“ ruft jetzt eine wohlklingende Sopranstimme vom Klavier herüber und die junge Spielerin wendet den alten Leutchen ihr frisches holdes Antlitz zu. „Jetzt gib Acht, jetzt will ich es ganz fehlerfrei zu spielen versuchen!“ Und mit sicherem Anschlag und Takt spielt sie das nicht eben leichte Musikstück aus Bach's „wohltemperirtem Klavier“.

Die guten alten Leutchen verstehen zwar nichts davon, aber sie sind doch nicht unempfindlich für Musik und werden gemüthlich davon angeregt, wie sie so lauschen.

Die letzten Akkorde verklingen, und die alte Wanduhr fällt schnarrend mit neun langen Schlägen ein.

„Neun Uhr, Alte? ich denke, es ist Zeit, daß wir Schicht machen“, sagte der alte Götz zu Frau Rösen. „Laß es gut sein, Kind! Der Kantor wird morgen schon mit Dir zufrieden sein, denn Du

spielst Dein Stück ja wie am Schnürchen. Nun nimm das Gebetbuch, lies uns den Abendsegen, und dann wollen wir in Gottes Namen im Frieden zu Bette gehen. All' Ding hat seine Zeit!"

„Zu Befehl, Väterchen!" erwiederte Jenny, löschte ihre Kerzen und schloß das Klavier, nahm dann das abgegriffene alte Gebetbuch in dem Schweinslederband vom Bord, setzte sich zum Tische, schlug mittelst des eingelegten Zeichens das Buch auf und las mit feierlicher Stimme: „Abendandacht am 13. November . . ."

„Dreizehnten? . . ." entfuhr dem Greise unwillkürlich und im Tone einer lebhaften Ueberraschung, und instinktmäßig flog sein Blick erst auf eine Stelle an der Thürverkleidung, wo gekerbte Schriftzeichen unter dem braunen Kopalfirniß sichtbar waren, dann hinüber zu Frau Rösen, die sich ebenfalls entfärbte und heimlich mit den Augen winkte und dann einen verstohlenen Blick auf das junge Mädchen warf. „Wir haben also heute den Dreizehnten?"

„Gewiß, Väterchen! oder vielmehr wir hatten ihn", sagte Jenny aufblickend, die eben andächtig zu lesen beginnen wollte.

„Und warum liesest Du gerade heute das Datum, Kind?" fragte Frau Röse.

„Ja, wenn ich das selbst wüßte, liebes Müt-

terchen!“ versetzte Jenny. „Verzeih’ mir, wenn es Unrecht ist oder wenn ich in Gedanken noch bei meinem Musikstücke war! Vielleicht hab’ ich es auch absichtlich gelesen, weil hier an die Ueberschrift ein Strich mit Röthel gemacht ist. — Hat dieser Strich irgend etwas zu bedeuten, lieber Vater?“ setzte sie mit unbefangener Neugier hinzu.

„Nicht daß ich wüßte, Kind. Lies nur zu, — es ist schon gut!“ entgegnete Vater Götz, legte die Pfeife beiseite, faltete die Hände und schickte sich an, aufmerksam zuzuhören.

Jenny las mit Aufmerksamkeit, Ausdruck und Wärme, als wolle sie verbessern, was sie vorhin versehen hatte, und die gemüthvolle fromme Betrachtung und Selbstprüfung, welche sie aus dem alten Gebetbuche gelesen hatte, wirkte sichtlich in ihr nach, denn ihr holdes Antlitz war sinnig-ernst geworden, als sie nach dem Gebete aufstand.

„Kann ich noch irgend etwas besorgen, liebe Eltern?“ fragte sie, nachdem sie das Buch wieder auf das hohe Bord über der Thür gelegt hatte.

„Nicht daß ich wüßte, Kind! — Sieh’ mal noch nach, ob die Hausthür geschlossen ist, und geh’ dann in Deine Kammer! Schlaf’ wohl; ich will noch mein Pfeifchen zu Ende rauchen!“

Jenny zündete sich ihre Kerze an, küßte die alten Leutchen zärtlich, denn Beide waren ihr mit

Einem Male so feierlich und eigenartig gedankenvoll gestimmt vorgekommen und hatten, wie ihr nicht entgangen war, sie während des Vorlesens des Abendsegens so seltsam angeblickt, daß sie sich davon unwillkürlich tiefer ergriffen fühlte, als sie es sonst zu dieser Stunde war. Aber sie wußte, daß Vater Götz es nicht liebte, auf weicheren Gemüthsbewegungen gleichsam ertappt und um den Grund derselben befragt zu werden, und sie hoffte morgen von der Mutter schon hierüber belehrt zu werden. Daher ging sie gehorsam mit einem herzlichen Gute Nacht und einem zärtlichen Kuß von den beiden alten Leutchen, welche ihr liebreich nachgeblickt hatten.

Eine Weile war es still in der niedrigen Stube, denn Philipp Götz und Röse lauschten, ob Jenny auch wirklich die Treppe hinaufgegangen sei in ihr kleines Stübchen. Röse's Blicke hafteten derweilen unverwandt an den Zügen ihres Gatten.

„Du wolltest mir ja etwas sagen, was das Kind nicht zu hören brauchte, Vater?“ hub Frau Röse endlich an, als ihr Gatte noch immer nicht aus seinem Sinnen erwachte. „Was ist es denn, Alter?“

„Na, Du wirst es errathen haben, Weib“, erwiederte der Greis, dem das Denken und Sprechen etwas Mühe zu machen schien. „Wir haben ja den Dreizehnten, Alte! heute vor sechszehn Jahren...“

„Siebzehn, Vater! Wir schreiben ja anno Siebenundvierzig!“ wandte die geistig rührigere Röse ein. „Heute vor siebzehn Jahren brachte man uns das Kind ins Haus, und wir haben es unter unseren Augen heranwachsen und brav werden sehen, ein Mädchen nach dem Herzen Gottes! Nicht wahr, das wolltest Du sagen, Philipp? Ja wohl, das Mädel ist ein rechter Himmelssegen für uns geworden!“

„Na, wie das gleich schnackt und plappert, Röse!“ versetzte der alte Zimmermeister. „Das war es just nicht, was ich sagen wollte; aber nun Du mir in die Rede gefallen bist, hab' ich's wieder vergessen.... Wo blieb ich stehen, Alte? der arme Kopf da wird nachgerade so blöde, daß es mit dem Denken und Erinnern nicht mehr recht fort will!“

„Du sprachst von dem Tage, den Du dort am Thürfutter eingeschnitten hast, — von dem Tage, wo man uns das Kind . . .“

„Ach ja, ich weiß es wieder; aber jetzt unterbrich mich nicht mehr, Röse; ich habe so viel zu sagen“, fuhr er fort und winkte dem treuen Weibe heran, das sich nun dicht neben ihn auf die Bank setzte, ihre Hand auf Philipp's Arm legte und ihm ermunternd in die Augen schaute. „Seit zwei Jahren ist das Kostgeld für das Mädchen ausgeblieben und der alte Bernheimer in Mühlhausen ist

ebenfalls todt, und das junge Volk in seiner Zahlstube weiß von Nichts. Das Geld sei nicht mehr angewiesen worden und sie wollten darum nach Frankfurt schreiben, sagten sie mir, als ich das letzte Mal da war."

„Das Geld ist das Wenigste, Alter, dächt' ich", wandte Frau Röse ein, als der Zimmermeister eine Weile innehielt. „Das Mädchen ist wie unser eigen Kind, und verdient seinen Unterhalt reichlich. Dir führt sie Buch und Rechnung, mir steht sie im Hauswesen bei; wir würden alle Beide ohne Jenny nicht fertig. Ueberdem hat sie ja gleichsam unsern Wohlstand gegründet, denn als Dir der alte Kaufmann Springer den Rath gab, Meister zu werden, hättest Du nicht für Dich anzufangen vermocht ohne Geld zum Satz und Betrieb, wenn nicht die fünfzig Carolin gewesen wären, die Du noch im Kasten liegen hattest. Warum also an das elende Geld denken, das uns doch immer nur wie ein geliehenes vorkam? Hast ja immer gesagt: das Kind mache uns weit mehr Freude, als uns alles Geld der Welt machen könne!"

„Ich denke nicht an das Geld, sondern an das Mädel, Mutter Röse. Der fremde Herr und das Frauenzimmer versprachen damals, von Zeit zu Zeit etwas von sich hören zu lassen und zu schreiben, was aus der Jenny werden solle. Aber sie haben

nicht Wort gehalten; kein Buchstabe ist je von ihnen an uns gekommen."

„Sie werden wohl gestorben sein, Philipp; ‚rasch tritt der Tod den Menschen an', Alter", sagte Frau Röse etwas bewegt. „Anders kann ich mir's nicht erklären, daß eine Mutter ihr Kind, das ihr doch so werth war und das sie mit solchen Schmerzen weggab, vergessen sollte. Und ein Segen wäre es für uns, Philipp, wenn die Eltern Jenny's todt wären. Denke nur, wie uns zu Muthe würde, wenn sie 'mal an einem Tage kämen und uns das Mädchen wegnehmen wollten, das unsers Herzens Freude und unser Trost ist! Und was sollte aus dem armen Kinde werden, das zu den fremden Leuten kein Herz mehr haben kann, weil sie sich doch all' die langen Jahre nicht um sie bekümmerten und weil sie sie niemals gesehen? Besser sie erfährt es niemals, daß sie nicht unser Kind ist!"

„Das ist 'ne Sache für sich, Weib! das gehört nicht hierher!" sagte Götz. „Weh genug thät' es uns, sie gehen zu sehen; aber hindern dürften wir's nicht. Allein, ich wollte von 'was Anderm reden, Mutter, das die Jenny auch angeht. Ich hab's damals dem fremden Herrn in die Hand gelobt, daß wir das Mädel irgend eine Hantirung lernen lassen wollten, womit sie sich selber in der Welt fortbringen kann. Jenny ist siebzehn Jahre alt, ge-

sund und aufgeweckten Sinnes, hat in der Schule 'was Tüchtiges gelernt, wie der alte Conrector sagt, und brauchte eigentlich nicht ihr Brod zu verdienen, denn so lange wir noch leben und unser Brod haben, wird sie nicht Mangel leiden. Allein . . . hingegen . . ."

„Nun? was denn weiter, Philipp?" fragte Frau Röse halb erschrocken den Zögernden.

„Der Mensch ist hinfällig, Röse, und wer weiß, wie lange ich noch leben werde. . . ."

„Alter, was fällt Dir ein? Welche Gedanken? Röse ist ja unser Kind!"

„Ich hab' noch einen Sohn — einen Schmerzenssohn freilich, denn der Wilhelm hat mir all mein Tage lang nicht viel Vergnügen, aber desto mehr Sorgen gemacht; allein nichts desto weniger ist er doch mein Sohn und ich will ihm sein rechtmäßiges Erbe nicht vorenthalten", sagte Götz mit einem tiefen Seufzer. „Ich mag auch meinen Theil an der Schuld gehabt haben, daß Wilhelm so geworden ist, denn ich war nicht immer liebreich und nachsichtig gegen ihn, wie ein christlicher Vater wohl sein soll; und zween harte Stein' mahlen selten fein. Jedenfalls soll er mir wenigstens nicht fluchen, wenn ich unter dem Boden liege, und ich will mein Haupt ruhig in die Grube legen."

„Was sind denn dies für Gedanken, Philipp?

Wer wird denn dem Wilm sein Erbtheil streitig machen?“ rief Röse halb entrüstet. „Ich doch wahrlich nicht! Denn der Wilm wäre ein schlechter Mensch, wenn er sagen wollte, daß ich je als Stiefmutter an ihm gehandelt!“

„Das soll er auch nicht; ich kann es vor Gott und Menschen bezeugen, Röse, daß Du stets ein wackeres Weib und eine gute Mutter warst und zum Frieden redetest und dem Jungen die Stange hieltest. Er soll's in meinem letzten Willen noch erfahren, wenn ich ihn auch nicht mehr sehen sollte, wie ich es hoffe und wünsche.“

„Was ist es denn mit Wilm, Alter?“ fragte Röse. „Hast wohl Briefe von ihm gekriegt, he? Ist er wieder zurück aus Amerika?“ setzte sie halb ängstlich hinzu.

„Hätt' ich Briefe, so wäre ich ruhiger und Du solltest sie schon gelesen haben“, erwiederte Götz kopfschüttelnd und mit ernster Miene. — „Nein, Röse, aber schreiben ließ ich ihm heute, dem Wilm! Kannst es einem Vater nicht verdenken, wenn er dem Grabe so nahe steht wie ich und sein leiblich Kind noch einmal zu sehen wünscht, — ist's gleich ein Kind, das ihm oft Sorgen und Schande gemacht hat, so hängt man doch an ihm und trägt ein Verlangen, es noch einmal zu sehen, bevor diese blöden Augen für immer zufallen.“

„Oh, ich gönne Dir's gewiß, Alter! der Wilm soll mir willkommen sein, wenn sein Wiedersehen Dir Freude macht!" sprach Frau Röse und drückte ihm die Hand; aber auf ihr Herz legte sich dabei doch ein Krampf, wenn sie an die arme Jenny dachte und an die finsteren Blicke, mit denen ihr Stiefsohn das Mädchen ansehen und als einen Eindringling betrachten werde.

„Gott lohne Dir's, alte treue Seele!" sagte Philipp Götz. „Ich weiß, Du bist ihm nicht so feind, als er Dir, obwohl Du mehr Grund und Ursach' dazu hättest. Aber sieh' mal", fuhr er gedankenvoll fort, — „ich bin seit der Krankheit doch recht heruntergekommen, Alte; es war wohl eine Gnade Gottes, daß ich durch Deine und des Kindes treue Pflege wieder genas von dem langen Siechthum; aber hier oben im Kopfe und in den alten Knochen ist doch die Kraft nicht wieder eingekehrt. Ich habe keine rechten Gedanken mehr und der Ueberblick fehlt mir, und die Kunden sind nicht mehr zufrieden. Ohne den Wehrhahn, den Parlier, könnte das Geschäft nicht mehr gehen, und die Leute sagen mir, daß er im Frühjahr selber Meister werden und ein Geschäft beginnen will, und daß er schon jetzt versuche, mir die Kunden abzufangen. . . ."

„Der undankbare, niederträchtige Mensch!" rief Röse bitter. „Und das Alles aus Groll, weil ich

ihm gesagt, der Jenny brauch' er nicht nachzulaufen; die denke nicht an ihn und sei zu gut für ihn — nicht wahr?"

„Mag wohl sein, Alte; war auch nicht eben ganz klug von Dir, wo Du doch wußtest, daß wir den Menschen brauchten!" sagte Götz. „Aber wie dem auch sei, Röse! halten kann ich ihn nicht und verdenken will ich es ihm nicht, daß er an seinen eigenen Herd denkt, denn er versteht sein Handwerk. Ich aber will mich zur Ruhe setzen, Röse, denn was wir haben, das nährt ja uns Drei ehrlich und redlich, auch wenn wir den Werkplatz und die Kundschaft nicht verkaufen. Du und ich haben all unser Leben lang genug gearbeitet und wollen die paar Jährchen, die uns der liebe Gott noch schenkt, nun in Ruhe genießen. Die Jenny soll noch etwas Tüchtiges lernen, und braucht nicht mehr den halben Tag da draußen am Werkplatze zu stehen und den Gesellen aufzupassen und die Latten und Nägel vorzuzählen und das Holz nachzumessen, wozu sie eigentlich auch zu gut ist."

„Du hast ganz recht, Philipp! setz' Dich zur Ruhe und genieße das, um was Du Dir's hast so sauer werden lassen!" sagte Frau Röse sanft und zärtlich. „Wir brauchen ja wenig und haben zu leben. Der liebe Gott hat unsern Fleiß gesegnet. An mich und Jenny brauchst Du nicht zu denken,

denn wir können das Unsere noch leisten und thun es gerne. Und Du willst also das Geschäft verkaufen, Alter?"

„Hm, fort soll es wohl, aber nicht so wie Du es meinst, Röse", erwiederte der Greis gedankenvoll. „Ich war heute bei dem alten Herrn Otte, dem Advokaten, der es immer gut mit mir gemeint und mir manches Geschäftchen zugewiesen hat. Hab' ihm all' mein Anliegen vorgetragen und mich mit ihm berathen; und was er mir gesagt, hat Hand und Fuß. Der Wilm hat nichts wieder von sich hören lassen, seit ich ihm vor fünf Jahren die tausend Thaler nach Amerika hinübersandte, als er ein Geschäft anfangen wollte. Ich weiß nicht, lebt er noch oder nicht; nach seiner Weise hat er mir nicht einmal gedankt, aber ich will ihm drob nicht gram sein — wie leicht konnt' ein Brief verloren gehen! Als mein einziges leibliches Kind aber hätte der Wilm das erste Anrecht an mein Geschäft, denn ein geschickter Zimmermann ist er, das muß ihm der Neid lassen; da hab' ich denn Herrn Otte gebeten, er soll an den Wilm schreiben, dessen Adresse er noch von damals her hat, daß ich ihm das Geschäft übergebe, wann er zurückkehren und ein braver fleißiger Bürger werden wolle, und wenn er nicht drüben fest gebunden sei. Schreiben aber soll er mir jedenfalls, wie es ihm gehe, und besuchen soll er mich, damit

ich ihn wenigstens noch einmal sehen und mich mit ihm aussöhnen kann, denn wir sind damals im Groll geschieden, und er wird doch noch so viel Anhänglichkeit an seinen alten Vater haben, daß er kommt, zumal wenn ich ihm das Reisegeld hin und her vergüte. Was sagst Du dazu, Röse?"

„Ich bin's ganz zufrieden, Philipp!" erwiederte die Matrone. „Wilm ist nun ein gereifter gestandener Mann; er wird Dir die Freude machen und noch einmal herüberkommen, und Gott gebe, daß er mit gebessertem, reuigem Herzen komme. Mir soll er willkommen sein. Wie aber, Alterchen, wenn er etwa drüben in der neuen Welt Familie hätte und Dein Geschäft nicht haben wollte, oder wenn er — was Gott verhüte! — todt wäre?"

„Herr Otte hat daran auch gedacht, Röse! er wird den Wilm in den Zeitungen auffordern lassen, daß er seinem alten Vater Nachricht von sich gebe, um etwas Angenehmes zu erfahren. Er wird ihm schreiben, daß wenn er innerhalb Jahresfrist nichts von sich hören lasse, ich das Geschäft aufgebe oder verkaufe. So hat er es dann sich selber beizumessen, wenn er zu kurz kömmt. Für Dich aber und das Kind will ich durch ein Testament sorgen, das mir Herr Otte machen soll. Ich denke mit Ernst daran, mein Haus zu bestellen, so lange ich es noch kann, Alte, und für Dich will ich vor Allem sorgen, denn

Du hast es um mich verdient, — hast ja mitgeholfen, dies Alles zu erwerben!“

Röse war bis zu Thränen gerührt von dieser Sorgfalt, aber auch tief erschrocken über die Todesgedanken, welche ihrem treuen ehelichen Lebensgefährten diesen Wunsch, sein Haus zu bestellen, nahe gelegt hatten. Sie suchte ihm auszureden, daß er nicht noch einen freundlichen Lebensabend vor sich habe; aber er schüttelte mit wehmüthigem Lächeln den Kopf.

„Es ist Zeit für mich, Röse, mein Bündelchen zu schnüren“, sagte er. „Die alte Maschine geht aus den Fugen. Zu Michaelis war ich zweiundsiebenzig, und habe Vieles durchgemacht in meinem Leben: viel Arbeit und Hunger und Noth, und dann die Feldzüge, Alte. Es ist eine absonderliche Gnade vom lieben Gott, wenn er Einem das Leben so lange gefristet und Einen erhalten hat. Aber wenn die Gedanken nicht mehr da sind, wenn die Augen trübe und die Beine steif und schwer werden, da ist die Ruhe unterm grünen Rasen die beste! dort fällt man Niemandem mit seinen Gebrechen zur Last, und hat den rechten Frieden! Und man scheidet ja nur für kurze Zeit, Mutter! in einem besseren Leben sehen wir uns ja wieder!“ sagte er, erfaßte ihre treue Rechte in seinen zitternden Händen und drückte sie an seinen Mund und weinte eine

stille Thräne auf sie nieder, während sie laut schluchzte.

„Du lieber Himmel, Philipp!" sagte sie unter lautem Weinen; „ich kann den Gedanken nicht ausdenken, daß Du vor mir sterben sollst. Mir ist es, als ob ich Dir auf dem Fuße folgen müßte! Ach, und doch ist es ein schrecklicher Gedanke, daß wir das arme Kind dann hilflos in der Welt zurücklassen müssen!"

„Nicht hilflos, Mutter, denn der liebe Gott lebt ja noch, der Vater der Waisen!" versetzte der Greis tief erschüttert. „Jenny ist gut und fromm; sie wird ihren Weg durch die Welt finden. Gott wird ihr gute Menschen schicken, welche sich ihrer erbarmen und ihr eine hilfreiche Hand bieten. Wir müssen eben auch ein Opfer bringen und sie von uns thun, in irgend ein Geschäft, wo sie lerne, womit sie ihren Unterhalt verdiene, denn Arbeitsamkeit und eine ehrliche geschickte Hand ist mehr werth als ein Vermögen. Und auf ihre rechten Eltern darf sie sich ja doch nicht verlassen, wenn sie nicht verlassen sein will. . . . Aber es ist spät, Alte, und ich bin müde! ein ander Mal mehr. Du mußt sie darauf vorbereiten, daß wir sie auf eine Weile unter fremde Leute geben, damit sie einen Beruf lerne. Sie ist geschickt von Hand und in der Feder erfahren; sie kann einmal einen Putzladen oder so etwas führen!"

„Putzmamsell? Oh, was denkst Du, Philipp? Dafür ist sie doch zu gut!“ meinte Röse. „Der Herr Conrector sagt, sie lerne spielend und er habe nie eine geschicktere gelehrigere Schülerin im Singen und Klavierspielen gehabt; sie sollte eigentlich Lehrerin werden. . . .“

„Meinethalben, Alte; aber ich will mit Jenny nicht so hoch hinaus. Du weißt ja: Handwerk hat goldenen Boden — lieber den Nährstand als den Lehrstand. Allein, ich lege es in Gottes Hand; der soll ihr die Wege zeigen und sie führen!“

„Amen, Philipp! Sie ist ein schlichtes kluges Gemüth, — sie mag selber wählen. Ich werde in diesen Tagen mit ihr reden!“ sagte Frau Röse aufstehend und hob die Sitzung auf. Aber was sie gehört hatte, das beschäftigte noch tief in die Nacht hinein alle ihre Gedanken. Die Aussicht, ihren Stiefsohn Wilhelm wieder heimkehren und hier im Hause verkehren zu sehen, verursachte ihr bange Ahnungen; und nicht minder tief regte die bevorstehende Trennung von Jenny die Matrone auf.

Einige Tage später gab Frau Röse ihrer Pflegetochter eine Andeutung wegen des zu wählenden Berufes, und Jenny erschrak ebenfalls bei der Kunde, daß sie das Häuschen und seine einfachen Insassen, welche sie so unbeschreiblich liebte, verlassen sollte. Der Vorschlag, Putzmacherin zu werden, gefiel ihr gar nicht sehr.

„Oh, liebes Mütterchen", sprach sie in ihrer ruhigen klaren Weise, — „es ist gewiß nicht Hochmuth. Ich weiß sehr gut, daß Arbeit keine Schande macht. Ich will auch gerne arbeiten und all das lernen, womit ich mir mein Brod einst verdienen kann. Aber laß mich nur jetzt nicht gehen, Mütterchen! ich möchte noch mehr lernen. Der Conrector sagt: ich machte erst jetzt Fortschritte im Klavierspiel, und der Herr Diakonus hat mir erst gestern das Lob ertheilt, ich sei in der Geschichte und im Französischen und im Aufsatz die beste unter allen und feuere die Anderen zur Nacheiferung an! O Mütterchen, es ist so schön, 'was Rechtes zu lernen, und der Unterricht ist ja unentgeltlich!"

„Na, ich würde Dich schon gewähren lassen, Kind, denn ich gönne Dir jede erlaubte Freude; aber der Vater will's eben nicht und dringt darauf, daß es bald geschehe, denn er fürchtet", setzte sie mit bebender Stimme hinzu, — „er fürchtet, daß seine Tage gemessen seien, daß die hitzigen Gliederschmerzen wieder bei ihm eintreten und ihn hinraffen könnten!"

„Und ich soll dann fort sein und ihn nicht pflegen dürfen, Mütterchen? Oh, ich würde vor Angst und Sorge vergehen!" rief Jenny, und die lieben braunen Augen standen ihr voll Wasser.

Aber sie hatte in der strengen Schulung dieses

Hauses blinden Gehorsam erlernt, und als Philipp Götz sein Vorhaben mit einigen seiner Gönner und Freunde besprochen und bei den meisten davon eine entschiedene Billigung desselben erfahren hatte, bestand er mit einer an ihm seltenen Hast und Unruhe auch auf der möglichst raschen Ausführung dieses Planes. Der Kaufmann Springer, den der alte Zimmermeister als eine Autorität in solchen Dingen schätzte, erbot sich, für Jenny eine Lehrstelle bei der geschicktesten Putzmacherin der Provinzialstadt zu schaffen, mit welcher er selber in Geschäftsverbindung stand. Seine erfolgreiche Vermittelung hatte die Folge, daß Jenny, wenn anders sie diese Stelle annehme, nach Weihnachten eintreten mußte. Sie ergab sich in den Willen des Vaters, ob auch der Gedanke, auf ihr Klavier und ihre Bücher und Unterrichtsstunden verzichten zu müssen, das junge Herz furchtbar zusammenschnürte, ob ihr das Opfer auch stille Thränen kostete. Ja, diese Thränen brachen unwillkürlich und unaufhaltsam hervor, als sie am heiligen Weihnachtsabend in die Wohnung des Diakonus Strebel trat und ihm schüchtern und zagend eine hübsche, von ihr gestickte Schreibmappe mit der freundlichen Bitte überreichte, es als ein schwaches Zeichen ihres lebenswierigen Dankes für seine Mühewaltungen und seine Güte gegen sie anzusehen, da sie nach den Feiertagen auf seinen so bil-

denden und genußreichen Unterricht verzichten müsse. Der Geistliche, ein hochgebildeter und uneigennütziger Mann, dessen Schülerin im Konfirmationsunterrichte sie gewesen war, und dessen innige Theilnahme sie noch mehr durch die Vorzüge ihres Charakters und innern Wesens, als durch den gewinnenden stillen Liebreiz und die ungekünstelte auffallende Anmuth und den Adel ihres Gebahrens gewonnen hatte, wollte den Grund für diesen Verzicht wissen, und Jenny glaubte ihm volle Wahrheit schuldig zu sein. Er blickte tief genug in dieses reine, zarte, hingebende Gemüth, um die Größe des Opfers zu begreifen, welches Jenny in kindlichem Gehorsam dem Willen ihres Pflegevaters brachte. Er versprach ihr seine Verwendung bei dem alten Götz und versuchte den Entschluß desselben umzustimmen; dieser Versuch scheiterte an dem festen Willen des alten Mannes, an seiner bürgerlichen Demuth.

„Jenny ist ein Bürgermädchen und soll nicht über ihren Stand hinaus", sagte der alte Götz hartnäckig. „Sie braucht nicht immer Arbeiterin zu bleiben; sie hat Kopf und Geschicklichkeit; sie wird in einigen Jahren, wenn sie gescheidter und gereifter ist, ein eigenes Geschäft gründen und sich ihren Unterhalt verdienen. Kann sie dann Andere für sich arbeiten lassen, so mag sie wohl am Feierabend Klavier spielen und gute Bücher lesen, wie

sie es hier gethan. Aber zu hoch soll sie mir nicht hinaus, sonst verstößt sie sich nur den Kopf. Ich habe die Verpflichtung eingegangen, sie ein Gewerbe lernen zu lassen. Sie ist ein gutes Kind und wird mich nicht zwingen wollen, wortbrüchig zu werden. Was hernach aus ihr werden soll, das steht in Gottes Hand!"

„Wohlan, liebe Jenny, so laß uns Deine Zukunft denn in Gottes Hand legen!" sagte nun der Geistliche, als seine Vorstellung, daß Jenny als Lehrerin ebenso viele Chancen für ihre Zukunft haben würde, an einem Vorurtheile des starrsinnigen Greises gegen diesen Beruf scheiterten. „Es steht mir nicht zu, Dich zum Ungehorsam gegen Deine Eltern zu verleiten. Ich bin aber fest überzeugt, daß wenn Du eines besseren Looses würdig und zu einer anderen gemeinnützigen Lebens- und Berufsstellung ausersehen bist, diese Dir nicht vorenthalten werden. Ich werde Dir Bücher mitgeben, an denen Du Dich fortbilden kannst, um nichts zu vergessen. Andere Zeiten können Dir dann andere Gelegenheiten bringen, Dich über den einfacheren Stand zu erheben, worin Du geboren und erwachsen bist. Es liegt in Dir und an Dir, Dich selber hinaufzuarbeiten. Demuth und Gehorsam, selbst unter Opfern, sichern Dir jedenfalls Gottes Segen!"

Jenny war hiervon wundersam getröstet und

erhoben und achtete der geringschätzigen Bemerkungen und halb schadenfrohen Aeußerungen nicht, womit ihre Mitschülerinnen, lauter Honoratiorentöchter, sich von der ihnen an Fassungsvermögen, Fleiß und Kenntnissen überlegenen Zimmermannstochter verabschiedeten. Nicht als ob sie das Kränkende dieser epigrammatischen Spitzen nicht gefühlt hätte, — dazu war sie zu scharfblickend und sensitiv; — aber ihr Gewissen sagte ihr, daß sie eine Pflicht erfülle und daß sie sich durch dieselbe nicht entwürdige, und sie gelobte sich, nichts zu versäumen, was an ihr liege, um sich fortzubilden.

Die Provinzialstadt Hellburg war nur vier Meilen von Westheim entfernt, und doch war es Jenny, als ob ein Ocean sie von der Heimath scheiden solle, als sie sich aus Mutter Rösens Armen losriß, um dem Vater in den Wagen zu folgen, der sie nach Hellburg bringen sollte. Aber ihre Seele war stark durch stille Ergebung. Das einzige Jahr wird ja auch herumgehen! sagte sie sich; der gute Vater wird hoffentlich nicht krank werden, nicht sterben. Nach der Heimkehr wird mir die Trennung die lieben Eltern noch theurer gemacht haben, und ich werde ihnen dann noch werther sein, weil ich gehorsam war. Oh, es galt jetzt vor Allem, beim Abschied vom Vater stark zu erscheinen und ihn nicht ahnen zu lassen, welches Opfer sie

ihm bringe, ob es ihr auch beinahe das Herz zersprengte!

Nach Neujahr saß sie unter vier oder fünf jungen lustigen, muthwilligen Arbeiterinnen in dem Hinterstübchen hinter dem Laden der „Madame Charlotte", und nähte emsig, obwohl die Augen oft von Thränen trüb waren, zumal wenn sie an das malerische Westheim, an das hübsche Häuschen in der Vorstadt, an den geräumigen Werkplatz und den Garten hinter dem Hause dachte, über welchen man hinwegschaute nach den schönen bewaldeten Bergen mit den Felsenstirnen und den grünen Schluchten, aus denen die silberhellen murmelnden Bäche schäumend hervorrauschten, an Felsblöcken ihre klaren Wellen brachen und diese in weißen Schaum und Gischt hüllten, oder da und dort malerisch gelegene Mühlen und andere Werke trieben. Und noch mehr, wenn sie ihres Kanarienvogels gedachte oder des zottigen Haushundes Schnauz, der ihr auf Tritt und Schritt folgte, und am allermeisten, wenn sie der Eltern gedachte und des musikalisch gebildeten enthusiastischen Conrectors oder des sinnigen milden Diakonus Strebel und seiner anziehenden Unterrichtsstunden! Von alledem war hier nichts! „Madame Charlotte", oder eigentlich Frau Christiane Schaberle, war die Wittwe eines kleinen Beamten, eine hübsche Frau von angeblich 28 Jahren, obschon sie bereits eine

Tochter von sechzehn Jahren hatte, die in einer Kostschule war; aber ‚Christiane Schaberle, geborene Entenbein,‘ hätte sich auf einem Firmaschild schlecht ausgenommen, und da sie vor Jahren einmal als Putzmamsell längere Zeit in Straßburg gearbeitet und einige Kenntniß im Französischen erlangt hatte, so kannte sie den Chic und wußte, daß Madame Charlotte unendlich besser klang und auch besser zu ihrer stattlichen Erscheinung, eleganten Kleidung, ihren langen schwarzen Locken und unternehmenden, herausfordernden Blicken paßte. Sie „wünschte“ daher, daß man sie auch im häuslichen Verkehr weder an den seligen Schaberle noch an die Familie des Feldwebels Entenbein erinnerte, der sie entstammte, und sie spielte nicht nur in ihrem Laden, sondern auch in Gesellschaft und insbesondere den Frankfurter Commis-Voyageurs gegenüber die Dame, galt für eine lebensfrohe, aber sehr vorsichtige Frau, welche ihr Geschäft aus dem Fundamente verstand und ihre Kundschaft nicht eben wohlfeil, aber prompt bediente, so daß beim Wechsel der Mode, bei Bällen, Hochzeiten, Trauerfällen, Festlichkeiten und anderen solchen Anläßen zu gehäuften Bestellungen, das Wort „unmöglich“, den Kunden gegenüber, niemals über ihre Lippen kam. Daß dafür die Arbeiterinnen Nächte hindurch arbeiten mußten und kaum eine Vergütung, am wenigsten

aber gute Worte dafür bekamen, konnte ja den Kunden gleichgiltig sein, wenn sie nur reell bedient wurden. Madame Charlotte war dann allerdings selber dabei und überwachte mit ihrer ersten Arbeiterin die „Mädchen", aber als „gebildete Dame" mußte sie doch auch ins Theater, in Konzerte und in Abendgesellschaften gehen und Gesellschaften geben, und dann waren die „Mädchen" sich selber überlassen und genossen einer Freiheit der Rede und des Gebahrens, welche die arme Jenny anfangs empörte und gegen welche sie hernach mit aller Willenskraft Auge und Ohr verschloß und eine unverhohlene Abneigung an den Tag legte. Tief zerknirscht, gedemüthigt, angewidert, weinte sie oft die paar Nachtstunden hindurch, welche dem ermüdeten Körper zur Ruhe gegönnt waren, und mußte auch diese Thränen verheimlichen, denn sie theilte sich mit zwei anderen hübschen, aber ausgelassenen leichtsinnigen jungen Kolleginnen, die aus der Hefe des Volks stammten und dies in ihrem Betragen nicht verleugneten, in eine mäßig große niedrige Dachstube.

Und doch mußte sie schweigend Alles ertragen, was sie hier sittlich anwiderte, was ihr absichtlich oder unabsichtlich Demüthigendes angethan wurde. Hätte sie den Eltern die Bitte gestellt, von hier hinweggenommen zu werden, so würde sie sich dem Verdacht der Uebertreibung, der Unwahrheit aus-

gesetzt haben, um nur aus dieser ihr so unliebsamen Stellung hinwegzukommen! Also muthig, geduldig, unerschrocken getragen, ob auch das Herz blutete. Nur Einem vertraute sie ihr Loos an, von dem sie wußte, daß er ihr aufrichtige Theilnahme zollte und seinen Rath nicht vorenthielt — dem Diakonus Strebel, ihrem Lehrer. Diesen schrieb sie offen, was sie sah und hörte, was unter ihren Augen vorging, was sie ertragen mußte. Sie schrieb ihm, wie sie Tag um Tag bis in die tiefe Nacht hinein am Nähtische sitzen und arbeiten müsse, schlecht genährt, ohne frische Luft, statt der lachenden und weiten Landschaft vor sich nur die beschränkte Aussicht in einen engen, feuchten, schmutzigen Hof; statt der versprochenen Abendstunden, in denen sie sich fortbilden könnte, nur Arbeit und hohles leichtfertiges Geschwätz, nicht einmal die sabbathliche Ruhe, denn am Sonntag Morgen ward gearbeitet und am Nachmittag mußte Jenny als die jüngste der „Lehrjungfern" das Haus hüten, während Madame Charlotte mit irgend einem „Freunde" oder einer befreundeten Familie ihrem Vergnügen nachging.

„Ich murre nicht, lieber Herr Diakonus", schrieb sie; „ich trage still und suche nicht zu sehen, nicht zu hören, was mir zuwider ist, oder was ich ungerechterweise erdulden muß. Ich zucke nicht und erwiedere nicht, wenn meine Kolleginnen mich hän-

seln und plagen, weil ich die Jüngste und nicht so modisch gekleidet bin, wie sie; ich mache meinen Quälerinnen die Freude nicht, empfindlich zu sein, sondern ich suche sie zu entwaffnen durch stilles Dulden, durch Zurückhaltung und durch Blicke stillen Vorwurfs. Aber mein Herz ist oft zum Zerspringen schwer und so trostbedürftig, daß ich mich kaum zu fassen weiß. Und das Schwerste ist, daß ich meine Thränen nicht laut weinen darf, sondern in mich hinein schlucken muß, denn wenn ich weinte, würden diese leichtsinnigen ungezogenen Geschöpfe mich noch mehr verhöhnen und mich eine ‚Milchsuppe‘ nennen, und mir Heimweh beimessen. — Heimweh! ja, ich weiß und fühle jetzt erst, was ein Heim ist bei liebreichen einfachen Eltern, denen man Alles sagen darf, was Einem durch die Seele geht, nur nicht das, was man fern von ihnen erlebt, wie ich es hier erfahre, denn meiner guten Mutter würde das Herz schier brechen, wenn sie dies erführe, und es würde sie in einen Zwiespalt bringen mit sich selbst, da ihr der Wille des Vaters über Alles geht, und der Vater mir doch nicht Alles glauben, sondern muthmaßen würde, ich klage dies Alles nur, um wieder nach Hause zu kommen, und ich habe den Muth nicht, eine Prüfung zu bestehen. Frau Schaberle hat ihn ganz für sich eingenommen mit ihren glatten Worten und ihrem

heuchlerisch freundlichen Lächeln, das sie der Welt zeigt, während sie uns eine harte, trotzige, gewaltthätige Natur entgegenkehrt. Darum, mein theurer Lehrer und Freund! wage ich, Sie recht herzlich um einige Worte des Rathes und Trostes zu bitten, damit ich weiß, wie ich mich verhalten muß, und damit ich mich daran wieder aufrichten kann, wenn mein Muth und meine Geduld wankend werden und wenn mir das Herz in die Schuhe fallen will. Oh, es ist so schwer, nicht bitter und hoffnungslos zu werden, wenn man allein steht! — Und nicht wahr, bitte, bitte, lieber Herr Diakonus! meinen guten Eltern sagen Sie von alle dem nichts? Ich möchte sie nicht betrüben, noch besorgt machen! Ich will ja gerne meine Probezeit aushalten und Alles ertragen, wenn ich nur weiß, daß ich Einen treuen väterlichen Freund habe, zu dem ich hier und da um Trost aufblicken und dem ich dasjenige offen anvertrauen darf, was mein schwaches junges Herz quält. Ich trage zwar mein Anliegen täglich dem lieben Gott vor und bitte um Kraft von oben; aber ein einziger wahrer Freund ist ja auch eine Gabe von oben!"

Herr Strebel war ein Mann von Gemüth, der ein Verständniß hatte für einen derartigen Aufschrei eines gepreßten Gemüths. Er begriff den Kampf, der in dieser jungen und doch schon so

starken Seele gährte; er hatte ein Verständniß für dasjenige, was eine solch feinfühlige, strebsame Natur unter solch unwürdiger Umgebung dulden mußte, und für den Muth frommer Ergebung, womit Jenny trug, was mißverstandene elterliche Fürsorge wegen ihrer Zukunft über sie verhängt hatte. Er beantwortete den Brief liebreich, theilnehmend und leutselig. Er bestärkte Jenny nicht nur in dem heroischen Entschluß, Alles zu tragen, was ihre Lage mit sich brachte, sondern er wies ihr nach, daß die Vorsehung allen Denen, die sie zu etwas Rechtem ausersehen habe, frühzeitig schon den Kelch der Prüfungen reiche, damit sie durch die ernste Schule des Lebens gereift und am innern Menschen gestählt und auf Denjenigen hingewiesen würden, der in den Schwachen mächtig und der treue Vater seiner Kinder sei.

„Du mußt nicht glauben, meine liebe Tochter!“ schrieb er ihr unter Anderm, — „daß Dein Leben allein so reich an Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen sei. Keinem Menschen wird die Schule der Leiden erspart, komme sie nun früher oder später. Besser aber, sie kommt frühe, damit die späteren schwereren Erlebnisse und Heimsuchungen, welche die Vorsehung über den Menschen verhängt, ihn fester und gewappneter finden. Wen der Herr lieb hat, dem schickt er solche Prüfungen zur Läu=

terung seines Innern. Wem er ein größeres Lebensziel gesteckt hat, den lehrt er schon bei Zeiten, daß man Opfer bringen muß, um einen Zweck zu erreichen. So glaube denn zuversichtlich, daß auch diese Lage, in welche der liebe Gott Dich versetzt hat, keine zufällige und keine Strafe für Dich ist, sondern ein wohlgeordnetes Mittel zu Seinen Zwecken, wenn Du sie auch noch nicht erkennst, weil glücklicherweise der Schooß der Zukunft unserm blöden irdischen Auge verschlossen ist. Einst wirst Du diese Prüfungszeit segnen und erkennen, daß sie Dir nöthig und heilsam war.

„Meine liebe Tochter! halte der Hand des Herrn stille, und hoffe auf Ihn, bleib Ihm treu, halte Dich zu Ihm, und er wird Dich nicht verlassen noch versäumen und Dein treues, geduldiges, gläubiges Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen! Du hast tausend Mittel in Dir, in Deinem feurigen Ofen fröhlich und getrost zu sein und Deiner Feinde zu spotten! Wenn leichtfertige Reden und unsittliches Beispiel Dein Herz kränkten, so verstopfe Dein Ohr und Deine Seele, und bete um Verzeihung für Diejenigen, welche Dich damit beleidigen und verderben wollen. Beklage sie, welche nicht diejenige gute Erziehung und das gute Beispiel empfangen haben, wie Du, oder welche die Worte und Bemühungen ihrer Lehrer in den Wind

geschlagen haben; bemitleide sie, welche sich in ihrem Leichtsinn und Sinnentaumel auf den gläsernen Stab ihrer Eitelkeit stützen! Sie haben wahrscheinlich keinen so redlichen Vater, keine solch liebreiche fromme Mutter, keine solch treuen Freunde wie Du; sie haben weder das gute Beispiel, noch die reine sittliche Luft genossen, welche Deine Jugend umgeben hat! Erinnere Dich der Gnade, welche der Herr Dir hierdurch vor Anderen erwiesen, und der Verantwortung, welche er damit Dir auferlegt hat! Denke und sprich und handle niemals so, daß Du Dich vor Deinen Eltern und Freunden schämen müßtest; thu' und sage niemals etwas, was das Ohr und Auge Deiner Mutter scheuen müßte! Bitte in solchen Stunden innig zum lieben Gott, daß er Dich solche Reden und Thaten Anderer im richtigen Lichte des Evangeliums und der wahren Sittlichkeit erkennen lasse und Dein Herz rein erhalte, denn es ist ein Großes, sein Herz von der Welt unbefleckt zu erhalten, und der Herr siehet es auch als ein Großes an! Mußt Du Unrecht leiden oder Undank, so werde nicht bitter; trage es um Gottes willen, der auch Dir langmüthig und milde Vieles verzeiht. Thue unverdrossen und ohne Erwartung von Anerkennung und Lohn Deine Pflicht und noch über Deine Pflicht hinaus, denn der wahre Lohn ist das reine Gewissen, das Bewußtsein treuer

Pflichterfüllung! Will Deine Kraft ermatten, dann bete vertrauensvoll zu Gott um Stärke. — Er wird Dein Rufen erhören! Siehst Du Andere matt werden oder hörst Du sie murren, so richte sie mit Trost und Milde auf, und Dein Zuspruch wird für Dich selber eine Erhebung sein. Leihe Anderen von Deiner Kraft und der Herr wird sie Dir ersetzen, denn Du gibst ja in Seinem Namen. Siehest Du Selbstsucht und Bosheit triumphiren und in einem scheinbaren Glück und Erfolg erblühen, so beneide sie nicht und sei überzeugt, daß der liebe Gott seiner nicht spotten läßt, wenn er auch sogleich richtet und straft; sei gewiß, daß der Sieg der Bösen nur ein geliehenes Scheinglück ist, das jäh zusammenbricht, wenn seine Stunde gekommen ist. Siehst Du Andere glücklicher, die es vielleicht weniger verdienen als Du, so hadere nicht mit Deinem Geschicke. Vergleiche Dich niemals nach oben, sondern stets nach unten, und Du wirst immer Hunderttausende finden, welche Dich beneiden würden. Vor Allem aber glaube fest, daß der Vater im Himmel es stets gut und treu mit Dir meint, wenn Seine Wege und Schickungen auch nicht Deinen Wünschen entsprechen, und daß er einst Dein geduldiges Stillehalten und gläubiges Vertrauen und Hoffen reichlich belohnen wird, und wär's auch nur mit Deinem innern Frieden, dem

höchsten Erdengut, das der Herr geben kann. Schon die alten Heiden der Römerzeit hatten ein Sprüchwort: Ein gutes Loos kommt oft spät, dann aber reichlich! Das ist auch christlich recht gedacht. Alle Deine Kümmernisse, Sorgen und Zweifel aber schütte getrost vor mir aus — ich werde mir eine heilige Pflicht daraus machen, Dir zu antworten, wie es mir mein Glaube, mein Gewissen und meine bescheidene christliche Erfahrung eingeben!"

Dies war eine Sprache, welche Jenny verstand und die ihr die Seele mit einem heiligen Licht und Feuer erfüllte und den Muth wieder erhob. Hundertmal las sie den Brief, bis jedes seiner Worte sich ihrem Herzen tief eingeprägt hatte und eine Richtschnur ihres Betragens geworden war. Sie konnte nun wehmüthig mild, halb mitleidig, halb bedauernd lächeln, wenn die anderen Mädchen sie grausam neckten und plagten. Sie arbeitete ohne Murren, wenn ihr auch Aufgaben ertheilt wurden, die beinahe über ihre Kräfte gingen. Sie konnte Briefe an die guten Eltern in Westheim schreiben, welche die alten Leutchen ganz beruhigten.

Aber Herr Strebel kannte die Welt und das Menschenherz genugsam, um zu wissen, daß Jenny auch eine gewisse äußerliche Stütze bedürfe, wenn sie auf die Dauer den Heimsuchungen Stand halten solle. Der Gehorsam gegen die Rathschläge, die er ihr gab, und die Verwirklichung derselben in Jenny's Wan-

del und Betragen mußten auch einige Anerkennung finden, wenn sie den erwünschten Erfolg der Beruhigung und innern Erhebung finden sollten. Er hatte einen Freund und Studiengenossen in Hellburg, einen jungen Geistlichen von seiner eigenen Ueberzeugung, der eine Pfarre bekleidete. Diesem schickte er Jenny's Briefe mit einem kleinen Kommentar, und bat ihn, sich des jungen Mädchens seelsorgerlich und freundlich anzunehmen. Herr Jürgens bedurfte nur eines Winkes, um darauf mit Eifer einzugehen. Er war allgemein als ein trefflicher Kanzelredner, als ein rechter christlicher Hirte bekannt, dessen Wandel streng im Einklang stand mit der Lehre des Friedens, die er predigte. Herr Jürgens kam eines Tages zu Madame Charlotte und bat diese, in ihrer Gegenwart die junge Jenny Götz sprechen zu dürfen, die ihm von der Geistlichkeit ihres Heimathsortes freundlich empfohlen sei. Madame Charlotte war eine viel zu artige und weltgewandte Person, als daß sie diese Fürsorge des geistlichen Herrn für ihre „Lehrjungfer“ nicht mit der beeifertsten Dankbarkeit anerkannt und sich das Ansehen gegeben hätte, als ob diese Theilnahme an ihrer Pflegbefohlenen ihr selbst schmeichle. Sie ertheilte Jenny das verdiente Lob für ihr ganzes Verhalten, und versicherte den Geistlichen ihres treueifrigen mütterlichen Schutzes; dann rief sie sie herbei.

Jenny war bleich und hager geworden und dunkle Ringe um die lieben hellbraunen Augen zeugten von Ueberarbeiten und Nachtwachen. Das war nicht mehr das frische, blühende Kind, von welchem Herrn Strebel's Brief gesprochen.

„Mein liebes Fräulein", redete der Vikar Jürgens sie an, — „Sie sind mir von meinem theuren Freunde Strebel in Westheim angelegentlichst empfohlen worden, und ich komme, mich zunächst nach Ihrem Befinden zu erkundigen und Sie recht freundlich einzuladen, hie und da Ihren Feierabend oder Ihre Sonntage bei uns zu verbringen. Meine Mutter, welche mir mein bescheidenes Hauswesen führt, wird sich freuen, Sie bei uns zu sehen, und meine Schwestern, von denen eine etwa in Ihrem Alter steht, werden Sie freundlich willkommen heißen. Sie scheinen leidend zu sein!"

Jenny traten Thränen in die Augen bei diesen herzlich milden einfachen Worten, deren tiefere Bedeutung sie alsbald begriff. Sie versicherte, zwar ganz gesund zu sein, aber diese Nothlüge trieb ihr doch das Blut in die Wangen, und nach einer vertraulichen Unterredung mit ihr und Madame Charlotte schied der Vikar Jürgens, nachdem ihm die Letztere das Versprechen hatte geben müssen, an einem der nächsten Abende Jenny in das Pfarrhaus zu schicken.

Von dieser Stunde an behandelte Madame Charlotte ihre jüngste Lehrjungfer mit etwas mehr Rücksicht.

Wenige Tage darauf erschreckte die Kunde von der Februar-Revolution die deutschen Gemüther, und jene Gährung diesseit des Rheins begann, welche auch für unser deutsches Vaterland solch bedenkliche tiefgehende Folgen hatte. Die Geschäftsstockung äußerte ihre Wirkung einigermaßen auch in Madame Charlottens Wirkungskreise. Ihre Lieferanten in Frankfurt, Straßburg, Paris drängten um Deckung ihrer Forderungen. Frau Schaberle hatte viele Ausstände, denn ein liberaler Kredit sicherte ihr eine größere Kundschaft. Sie hatte sehr bedeutende Summen im Buche, aber wenig Ordnung, denn wie sehr sie auch das Wort Bildung im Munde führte, mit der Buchführung und Kopfrechnung und der Gabe des schriftlichen Verkehrs stand sie noch auf gespannterem Fuße als mit der deutschen Orthographie. Als sie daher um Geld gedrängt ward bei leerer Kasse und nothgedrungen an die Beitreibung ihrer Ausstände gehen mußte, war sie sehr verlegen. Da überraschte sie eines Abends Jenny, welche in dem sogenannten Comtoir, einem Verschlage zwischen Laden und Atelier, einen Brief an ihre Eltern schrieb. Die schöne geläufige Handschrift Jenny's entging ihr nicht, und als sie

ihr Erstaunen darüber äußerte, theilte Jenny ihr lächelnd mit: das sei nicht zu verwundern, da sie schon seit ihrem zwölften Jahre die Schreibereien für ihren Vater besorgt und in den letzten Jahren sogar dessen Bücher geführt habe. Das war eine rettende Entdeckung. Madame Charlotte beförderte Jenny sogleich zu ihrem Buchhalter, Korrespondenten und Kassirer, und Jenny war ebenso sehr vergnügt darüber, als ihre Kolleginnen ihr darum neidisch wurden. Unverdrossen ging sie an die schwere Arbeit, die Bücher richtig zu stellen, die Rechnungen auszuziehen und mit höflichen Begleitbriefen zu versenden. Die Gelder gingen zwar langsam ein, aber sie erlaubten Frau Charlotten doch, sich über Wasser zu erhalten. Die Aufträge wurden jetzt allerdings seltener, und die Hälfte der „Mädchen" mußte entlassen werden. Das war kein Nachtheil für die paar zurückgebliebenen Lehrjungfern; denn diesen wurde nun nicht mehr eine Arbeit über ihre Kräfte zugemuthet und die bedungene Erholung gegönnt.

Jenny war hierfür besonders dankbar. Seit sie im Hauswesen des Vikars Jürgens Zutritt erhalten, in dessen Mutter sie eine zwar einfache, aber liebreiche und verständige Bürgerfrau, in dessen Schwestern sie sehr gebildete und strebsame tugendhafte Mädchen gefunden hatte, welche eine Kleinkinder=

schule hielten, hatte sie wieder jene geistige Anregung genossen, die sie seither bei Frau Schaberle so schmerzlich entbehrte. Man trieb im Pfarrhause beeifert Musik und Gesang und Lektüre, und der hochgebildete Bruder wirkte durch Lehre und Beispiel auf seine Schwestern. Er freute sich sehr, in Jenny eine lernbegierige empfängliche Schülerin, eine aufmerksame Zuhörerin gefunden zu haben. Er unterhielt sich mit ihr, lieh ihr Bücher, spielte mit ihr Klavier und half ihr neue Musikstücke einüben; er bat Frau Charlotte um die Erlaubniß, daß Jenny hie und da Abends in ihrem „Salon“, wie sie die große Stube neben dem Atelier hieß, worin die Damen ihren bestellten Putz gewöhnlich anprobirten und wo, als übliche Zimmerverzierung, auch ein Pianino stand, in ihren Musestunden Klavier spielen dürfe, was Madame Charlotte auf das Graziöseste einräumte. Die kluge Frau hatte bei diesen schlechten Zeiten schon dafür gesorgt, daß ihre Tochter Anna mit Ablauf des Quartals die Pension verlasse und nach Hause zurückkehre, und sie rechnete auch darauf, daß Jenny dann derselben Unterricht im Klavierspiel ertheilen und deren fernere Ausbildung leiten könnte. Frau Schaberle war eine Frau, die niemals ihren Vortheil verkannte.

Die Geschäftsstockung war desto schlimmer geworden, je mehr das Jahr voranschritt. In Frank-

furt tagte schon das deutsche Parlament. Jenny hatte allerdings wenig Interesse und Verständniß für die politischen Begebenheiten jener Zeit, so weit dieselben nicht sie selber direkt berührten. Was sie davon erfuhr, das hörte sie im Hause des Vikars Jürgens, der mit einer beinahe ängstlichen Spannung die Ereignisse verfolgte und von seinem Standpunkte als Diener der Kirche aus darüber mit den Seinigen sprach. Dennoch muthete es Jenny ganz eigenthümlich an, als Frau Schaberle ihr eines Tages erklärte, sie werde auf einige Tage nach Frankfurt gehen, sowohl um das Parlament anzusehen, als auch um sich mit ihren Lieferanten zu benehmen, und sie werde sich zu diesem Behuf an den Kaufmann Wildeck anschließen, der ebenfalls in Geschäften nach Frankfurt gehe. Dieser Wildeck war ein junger Lebemann, einer der „Freunde" von Madame Charlotte, und ein eifriger Verehrer derselben, obschon er verheirathet war. Frau Schaberle betraute Jenny mit der Führung des Geschäfts und der Haushaltung während ihrer Abwesenheit, und äußerte, sie werde auf der Rückreise auch ihre Tochter aus der Pension abholen. Jenny versprach, diesem Vertrauen nach Kräften zu entsprechen, und Frau Schaberle reiste ab.

An einem der folgenden Tage trat eine der besten Kunden der Madame Charlotte, die Vor-

steherin eines Töchterpensionats in der Vorstadt, Mademoiselle de Lagardie, in den Laden, und verlangte mit einer etwas ungeduldigen stolzen Miene Madame Charlotte zu sprechen. Jenny erwiederte ihr, daß diese verreist sei, und bat um die Befehle der Mademoiselle.

„Befehle?“ erwiederte Fräulein v. Lagardie beinahe ironisch und schüttelte ihre eisengrauen Locken voll Entrüstung; „glauben Sie denn, daß ich meine Clientèle noch länger einem Etablissement geben werde, wo man mir Mahnbriefe und eine absichtlich gefälschte Rechnung zuschickt? Eine Mahnung in einer Zeit, wo gegenseitige Nachsicht und Schonung die erste Pflicht der Humanität ist, weil Alle gleichmäßig unter diesen furchtbaren Zeiten der Anarchie leiden?“

„Verzeihen Sie, Madame“, entgegnete Jenny bescheiden und ruhig; „es ist Madame Charlotte sehr schwer geworden, zu diesen artigen Bitten zu schreiten, mit denen sie die ausgezogenen Rechnungen begleitete; allein sie selbst wird hart gedrängt von ihren eigenen Lieferanten und erfährt wenig Schonung.“

„Wenn man ein großes Geschäft betreibt, muß man auch ein genügendes Betriebskapital haben“, erwiederte die Pensionats-Besitzerin mit niederschmetternder Kälte. „Wenn man aber in Geld-

verlegenheit ist, so muß man nicht auf grobe Weise mahnen, sondern den Forderungen weltmännischer Urbanität gerecht werden. Wenn man mich artig gebeten hätte, als man mir ohne mein Verlangen die Rechnung überreichte; aber man hat gewagt, grob zu sein, und ich verzeihe niemals eine Ungezogenheit."

„Ich staune über diese Behauptung, Madame", versetzte Jenny und heftete ihr braunes Auge unerschrocken mit ernstem, forschendem Blick auf die stolze, elegante Dame. „Der Brief, welchen ich Ihnen schrieb und womit ich die Rechnung begleitete, war gewiß artig, bittend und mit den triftigsten Gründen versehen. Ich weiß nicht, ob Madame Charlotte Ihnen einen andern geschrieben hat, denn es ist schon mehrere Monate her, daß ich Ihnen die Rechnung sandte; aber wenn dies geschah, in der jüngsten Zeit geschah, Madame, dann bitte ich Sie um Nachsicht für meine Herrin, denn ich weiß, daß ihr die Mahnungen und Drohungen ihrer Gläubiger manche sorgenvolle Stunde bereitet haben. Wer ein Geschäft betreibt und Ausstände hat, der ist heutzutage nicht auf Rosen gebettet, und die Noth macht ja selbstsüchtig. Madame Charlotte wird es gewiß bereuen, wenn sie sich in der eigenen Aufregung und Sorge zu einem unpassenden Ausdruck hinreißen ließ."

„Aber die Rechnung ist unrichtig, die Ansätze

sind zu hoch; es sind Posten aufgeführt, welche längst bezahlt sind!“ rief Mademoiselle Lagardie und trippelte vor Erregung mit der Fußspitze, um das junge Ding einzuschüchtern, das ihr so unerschrocken und mit überlegener Ruhe gegenüber stand.

„Das kann möglich sein, aber der Irrthum ist dann jedenfalls ein absichtsloser und leicht zu ermitteln“, sagte Jenny. „Ich habe die Einträge aus dem Journal in das Hauptbuch gemacht, wie ich sie vorfand. Ich werde die Ehre haben, Sie hiervon zu überzeugen, Madame, denn ich kann mir den Vorwurf einer Fälschung nicht gefallen lassen, obschon mein Gewissen ruhig ist. Die Ordnung in den Büchern des Geschäfts war nicht gerade musterhaft, doch sind mir seither wenige Irrthümer und doppelte Belastungen vorgekommen, und Madame Charlotte ist auf keinen Fall gesonnen, Unbilliges zu verlangen. Haben Sie die Güte, hier Ihr Conto nachzusehen und mir gleich die einzelnen Ausstellungen zu machen, damit wir das Journal vergleichen können. Bitte, Madame!“

Jenny rückte einen Stuhl zum Pulte, schlug das Hauptbuch auf, und holte dann das Journal und Register.

Der Groll der Mademoiselle de Lagardie war bedeutend herabgestimmt; sie zog zwar noch eine finstere Miene und maß Jenny mit sehr ernsten

Blicken, aber diese höfliche Ruhe und Sicherheit eines guten Gewissens imponirten ihr doch. Mit einer ungeduldigen Geberde rückte sie an dem Stuhle und sagte kurz: „Ich habe meine Rechnung nicht hier, Mademoiselle!“

„Das hat nichts zu bedeuten — Sie finden sie hier eingetragen, Madame! Sollten Einträge irrig sein und Sie mir dies beweisen können, so stelle ich die Rechnung richtig und ziehe Ihnen eine neue aus!“

Sie verglichen einige Posten und die Dame ward ungeduldig und gelangweilt.

„Pardon, Mademoiselle! ich habe jetzt keine Zeit, und diese Arbeit ist zu langwierig“, sagte Fräulein Lagardie. „Ich werde gelegentlich die Rechnung zu Hause durchgehen und Ihnen meine Ausstellungen machen. Wird Madame Charlotte lange ausbleiben?“

„Vielleicht eine Woche, Madame.“

„Und Sie verwalten einstweilen das Geschäft, mein Fräulein?“

„So gut es geht — es ist in diesen Zeitläuften eine leichte Sache.“

„Sie sind also das Factotum von Madame Charlotte? eine Schwester oder Verwandte wahrscheinlich, wo nicht gar — eine Tochter?“

„Keines von Allen, Madame! nur eine Lehr-

jungfer, ein Zögling von Madame Charlotte, ein Landmädchen", versetzte Jenny lächelnd.

„Wär's möglich? Und diese reizende kleine deutliche Handschrift, diese Buchführung und Korrespondenz — das Alles ist von Ihnen?"

„Zu dienen, Madame; oh, nicht der Rede werth!" erwiederte Jenny trocken ablehnend; „das ist ja nicht mein Verdienst, sondern dasjenige meiner guten Eltern, die mir zu einer guten Schulbildung verhalfen!"

„Und wer sind Ihre Eltern, liebes Kind, wenn ich mir diese indiskrete Frage erlauben darf?" fuhr Fräulein von Lagardie mit einschmeichelnder Miene und sympathisch klingendem Tone fort, und alle Herbheit in ihrem Wesen war in zuckersüße Zärtlichkeit verwandelt.

„Schlichte Bürgersleute in dem Städtchen Westheim, einige Meilen von hier, Madame!"

„Und mit dieser Erziehung, mit diesen unverkennbaren Gaben wollen Sie — Putzmamsell werden, liebes Kind? Nicht möglich!"

„Mein Vater wünscht es, damit ich mich künftig selber ernähren könne, Madame", erwiederte Jenny mit einem leisen Seufzer und schlug ihr großes sprechendes Auge zu der Instituts-Vorsteherin auf, welche ihr plötzlich liebreicher erschien, weil sie mit

ihrer Frage eine Saite berührt hatte, welche in Jenny wider Willen tief und stark erbebte.

„Oh, Ihnen kann es an Mitteln nicht fehlen, eine Ihrer würdigere Existenz und Unabhängigkeit zu finden — Sie sind zu gut für dieses — Metier, mein liebes Kind! Wir sprechen ein ander Mal darüber“, setzte sie dann rasch hinzu und reichte Jenny freundlich die Fingerspitzen der feinbehandschuhten schmalen Hand, denn die Ladenglocke ertönte und zwei Damen traten ein. „Ich nehme einen unaussprechlich aufrichtigen Antheil an Ihnen, armes Kind, muß Sie näher kennen lernen“, flüsterte sie hastig und mit Wärme, und setzte dann laut und mit verändertem Tone hinzu: „Ich werde also die Rechnung prüfen und in einigen Tagen wieder vorsprechen. Guten Tag, Mademoiselle! Guten Tag, meine Damen!“ und sie wandte sich mit ihrem freundlichsten gewinnendsten Lächeln an die beiden Ankömmlinge und überhäufte sie mit Fragen nach ihrem und ihrer Familien Befinden.

---

## Drittes Kapitel.

Die Aeußerungen des Fräuleins von Lagardie hatten nicht nur Jenny viel zu denken gegeben, sondern auch einen gewissen Stachel in ihrem Herzen zurückgelassen. Also auch Andere, Unbefangene und Unparteiische fanden, daß sie zu etwas Besserem geboren sei, als zu einer Putzmacherin? Das war ein Gährstoff in ihrem Gemüthe, welcher sich in vielen stillen Thränen Luft machte, wenn sie in den folgenden heißen Sommernächten schlummerlos unter dem niedrigen schrägen Schieferdach in ihrer Dachkammer lag und vor Schwüle seufzte. Sie rang dann schwere Kämpfe durch, aber fand doch schließlich immer wieder Frieden bei der Erinnerung an den Inhalt der schönen tröstlichen Briefe ihres Beichtvaters Strebel.

Die Hälfte ihrer Lehrzeit war ja schon um, und ihre Lage hatte sich wundersam verändert und zum Bessern gewendet; aus der jüngsten, verachteten und wegen ihrer einfachen, schmucklosen, unmodischen ländlichen Kleidung und ihres schüchternen zurück-

haltenden Wesens verhöhnten Lehrmamsell war sie nun die erste Arbeiterin und Vertrauensperson der Prinzipalin, — aus dem Stein, den die Bauleute verworfen hatten, war der Eckstein geworden. Und dies Alles ohne sonderlich ungewöhnliche und außerordentliche Glücksumstände, sondern einfach um ihres treuen Eifers, ihrer Pünktlichkeit, Anstelligkeit und Brauchbarkeit willen! Das war ein Trost, und Jenny sagte sich, sie müsse dankbar gegen die Vorsehung, ergebungsvoll in deren Fügung sein, und geduldig ausharren, bis ihr Jahr um sei.

Jenny fühlte hiezu neben der innern auch eine äußere Aufforderung. Der Vater und die Mutter schrieben ihr nur selten, denn die guten alten Leute waren ja nicht gewandt genug in der Führung der Feder; aber auf ihre Bitte theilte Herr Strebel in seinen Briefen Jenny alles dasjenige mit, was die Eltern ihr zu berichten wünschten oder was er zur Mittheilung an die Tochter für geeignet hielt. Darunter waren denn manche sehr erschütternde und niederschlagende Nachrichten. Der Parlier Wehrhahn hatte mit einer von Meister Götz erschlichenen Vollmacht einige von dessen Ausständen eingezogen und war damit „auf dem damals nicht ungewöhnlichen Wege“ verduftet — nach Amerika, wie es hieß. Er hatte seinen Brodherrn dadurch um viele hundert Thaler gebracht. Auch andere erhebliche

Verluste waren dem ehrlichen Zimmermeister nicht erspart geblieben, und von weiteren war er bei diesen kritischen Zeitläuften noch bedroht. Die Kundschaft war nicht mehr verkäuflich, denn das Gewerbe stockte und das Geld war selten. Das nagte an dem Leben des Greises, welcher, nach Art dieser Menschenklasse, mit erstaunlicher Zähigkeit an Demjenigen hing, was er mit sauren Mühen und großer Entsagung vor sich gebracht hatte. Er ward sichtlich hinfälliger, obschon er es nicht Wort haben wollte, und der Gram über diese Verluste äußerte sich namentlich durch dumpfes Hinbrüten und gelegentliches schmerzliches Weinen, so daß die arme Mutter Röse ihre ganze Festigkeit aufbieten mußte, um den sichtlich schwachsinnig werdenden Greis nur einigermaßen zu trösten und zu zerstreuen, und seinen Blick und seine gestörten Gedanken von diesen unvermeidlichen Folgen der herrschenden Zeitumstände abzuhalten. Jenny hatte Mutter Rösen mehrmals dringend um die Erlaubniß gebeten, nach Hause zurückkehren und den guten Vater pflegen zu dürfen; allein die Mutter konnte sich hiezu nicht entschließen: sie fürchtete, wie sie Jenny durch Herrn Strebel schreiben ließ, ihr Anblick könnte den armen Greis noch mehr beunruhigen, welcher schon jetzt von der fixen Idee beherrscht war, er müsse noch Hungers sterben; und anderntheils war es ein in=

stinktives, echt weibliches Zartgefühl, aus welchem sie das Anerbieten Jenny's ablehnte: sie wollte dem guten Kinde so lange wie möglich den Anblick Vater Philipps in diesem Zustande ersparen — sie sollte ein freundliches, liebes, nicht durch Hilflosigkeit und Geistesschwäche getrübtes Bild von ihm in der Erinnerung behalten. Herr Strebel selbst rieth seinem jungen Schützling, lieber in der Ferne zu bleiben und die Mutter gewähren zu lassen; er versprach ihr, sie schleunigst heimzuberufen, wenn ihre Beihilfe für die Mutter nothwendig oder willkommen sein würde.

Es war Sonntag Nachmittag und Jenny allein zu Hause, um das Haus zu hüten, denn Madame Charlotte war noch fort auf der Reise. Die Bewohner von Hellburg strömten aus den engen Gassen und alten Thoren hinaus in die Biergärten und Vergnügungsorte, denn hierzu hatte man selbst in den ernsten Zeit noch immer Geld, und die politische Gährung brachte Veranlassung genug zu Festlichkeiten und Gelagen. Heute war Fahnenweihe der Bürgerwehr, dieser wunderlichen Schöpfung jener unklaren Zeit. Der militärisch-kirchlichen Feier sollte ein großes Gelage — Verbrüderungsfest — auf der Schießstätte folgen, wo Freiheitslieder gesungen, Reden gehalten, Toaste ausgebracht wurden, wo die Einen aus Begeisterung, die Anderen aus Neugier,

Gewohnheit oder Einschüchterung, wieder Andere mit verbissenem Groll und Ingrimm oder bitterer Ironie und Spottsucht hingingen. Auch Jenny's nunmehr noch einzige Kollegin Emilie war hingegangen, denn ihr Vater, der Gerichtsvollstrecker, war als ehemaliger Unteroffizier jetzt Oberfeldwebel bei den Musketieren, also die „Mutter der Compagnie".

Jenny hatte die Einladung dieser Familie abgelehnt, denn sie wollte das ihrer Obhut anvertraute Haus nicht verlassen, liebte derartige Volksfeste überhaupt nicht, und trug schwer an den Gedanken an ihre Eltern. Sie saß daher im sogenannten Salon der Frau Schaberle, las die letzten Briefe des Herrn Strebel durch, und weinte halb vor Mitgefühl, halb vor Heimweh. Da rasselte und klirrte draußen auf den Steinplatten des Hausganges ein Schleppsäbel und Jenny schrak zusammen und bebte einen Augenblick vor Besorgniß. Dann aber eilte sie nach der Thür und wollte dieselbe gerade verriegeln, als leise und diskret angepocht wurde. Ihr Herz pochte laut und sie gab keine Antwort. Das Pochen ward wiederholt, eine Hand drückte auf die Klinke, aber Jenny stemmte sich mit aller Kraft gegen die Thür. Jetzt hörte sie draußen die bekannte Stimme eines Dienstmädchens sagen: „Sie müssen lauter pochen oder rufen, Herr! Mam=

sell. Jenny ist zu Hause, ich weiß es gewiß — aber sie sitzt wahrscheinlich im innern Zimmer!"

„Fräulein Jenny — Fräulein Götz!" rief eine jugendliche Mannesstimme; „bitte, öffnen Sie! ich komme in guter Absicht!"

„Wer sind Sie?" rief Jenny.

„Ein Landsmann, ein Jugendfreund von Ihnen, — Aloys Springer!" tönte es von draußen; „ich bringe Grüße und ein freundliches Anliegen!"

Aloys Springer war allerdings keine gefährliche Person, sondern ein junger Ladendiener, der Sohn des Kaufmanns Springer am Markte in Westheim, der ein alter Freund und Gönner ihres Vaters war. Jenny öffnete die Thür und prallte beinahe zurück, denn vor ihr stand ein junger Kriegsmann.

„Guten Tag, Fräulein Jenny! Kennen Sie mich denn wirklich nicht mehr?" fragte der Lieutenant der Turnerwehr von Mühlhausen, die linke Hand am Gefäß seines Schleppsäbels, mit der Rechten militärisch salutirend.

„Sind Sie es wirklich? . . . Ach ja, Sie sind es, Herr Aloys!" stotterte Jenny erröthend und wußte nicht, ob sie lachen oder erschrecken sollte. „Aber du lieber Himmel, wie sehen Sie aus?"

„Ich? Na, wie denn, Jenny?" rief der Turner verwundert, und nahm den schwarzen Heckerhut mit den rothen Hahnenfedern ab, henkte den Schlepp=

säbel in den Kuppelhaken und zog die Handschuhe gemächlich aus. „Was finden Sie denn an mir so Außerordentliches? Ich trage die Uniform der Volkswehr, des zukünftigen Parlamentsheeres, welches den Drachen der Reaktion und der Tyrannei unterdrücken, dem mündig gewordenen Volke seine verkümmerten Rechte wieder erobern, die Despoten und ihre Schranzen und Schmeichler verjagen und eine einzige untheilbare deutsche Republik von Volkes Gnaden, ein Reich von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit einrichten wird, so weit die deutsche Zunge klingt! Finden Sie dies nicht hehr, erhaben, riesig, liebe Jenny?“

„Ich verstehe davon kein Sterbenswörtchen — das ist mir viel zu hoch, Herr Springer!“ erwiederte Jenny mit einem wehmüthigen Lächeln.

„Ihnen zu hoch, einer freigeborenen, edlen, echten deutschen . . .“

„Putzmamsell!“ fiel sie ihm mit schmerzlicher Ironie ins Wort. „Ja, staunen Sie darüber gar nicht, Herr Landsmann; aber zu mir dringt wenig von all' dem Geschrei und Treiben der Welt — ich muß nur nähen, und höre nur hie und da aus anderer Leute Munde, wie verrückt es dermalen in der Welt zugeht!“

„Verrückt?“ wiederholte er; „sind denn Sie, ein

echtes Kind des Volkes, eine Reaktionärin, Fräulein Jenny?"

„Ich weiß leider nicht, was eine Reaktionärin ist", sagte sie mit unbefangenem Lächeln. „Ich bin ja wie gesagt eine Putzmamsell und Euren heutigen Schlag- und Schimpfwörtern fremd. — Aber lassen Sie uns von etwas Anderem reden, Herr Springer! Sein Sie mir als Landsmann willkommen und herzlich bedankt für den freundlichen Besuch! Wie haben Sie mich nur aufgefunden?"

„Ah, nichts leichter als das!" erwiederte der Turner und hielt die liebe kleine Hand fest, die sie ihm geboten hatte. „Ich war vor acht Tagen in Westheim bei der silbernen Hochzeit meiner Eltern. Ich war den Tag zuvor von der Turngemeinde in Mühlhausen zu ihrem Sprecher, von dem Bürgerwehrkommando zum ersten Lieutenant der Turnerkompagnie ernannt worden und ging natürlich in meiner Uniform nach Hause", fuhr er, sich in den Hüften wiegend, fort und spielte mit den Fransen seiner schwarz-roth-goldenen Schärpe. „Ich kann Sie versichern, liebe Jenny, daß meine Erscheinung in Westheim Sensation erregte. Ich hielt Reden in der Turngemeinde, im Volksverein, im Arbeiterverein, in der Wahlversammlung, und elektrisirte förmlich Jung und Alt. Ich habe der Sache der Demokratie, der Idee der Volksherrschaft einige

Hunderte neuer muthiger Kämpfer gewonnen, habe die Errichtung eines Turnerfreikorps und einer Kompagnie Sensenmänner aus den Arbeitern veranlaßt, und man bestürmte mich mit Bitten, das Kommando derselben zu übernehmen, trotzdem daß mein Vater einer der ärgsten Reaktionäre und Heulmaier ist . . ."

„Oh, nicht doch, Herr Springer! Reden Sie doch nicht so geringschätzig von Ihrem guten Vater, der ja ein allgemein geachteter Mann ist!" unterbrach ihn Jenny beinahe unwillig. „Was hat er gethan, daß Sie ihm solche garstige Namen geben?"

„Was er gethan hat? Abscheulich reaktionär gewählt hat er; die elenden niederträchtigen Ergebenheits-Adressen hat er von Haus zu Haus kolportirt und die dummen Pfahlbürger herumgekriegt, daß sie unterschrieben!" rief Aloys leidenschaftlich.

„Und ist dies denn in Ihren Augen eine solche Sünde, Herr Springer, wenn Ihr Vater seiner Ueberzeugung folgt?"

„Ah, glauben Sie denn, der Alte habe eine Ueberzeugung?" rief Aloys und schüttelte sein langes Haar geringschätzig. „Keine Spur davon! Dem alten Fuchs ist es ganz gleichgiltig, ob heute die Republik oder die Monarchie siegt, vorausgesetzt, daß nur die Steuern abgeschafft werden und er sein Geld gehörig umtreiben kann! — Glauben Sie denn, daß

er es mir irgend verdenke, wenn ich meinen demokratischen radikalen Ansichten so frei wie möglich Aeußerung gebe? Im Gegentheil! — ‚Du hast Recht, Junge, daß Du in die Volksversammlungen und Vereine gehst, Junge!‘ sagte er neulich zu mir; ‚in Deinem Alter hätt' ich es auch gethan! Du für die Rothen, ich für Gott, König und Vaterland! Mag es nun kommen, wie es will, nun können wir Einer dem Andern nützen!‘ Na, da sehen Sie ja am besten, wie es mit den Gesinnungen des Alten beschaffen ist!“

„Und Sie, Herr Springer! Sie theilen diese Ansichten?“ fragte Jenny mit forschendem, ernstem Blicke.

„Ich? Wo denken Sie hin, Bürgerin Jenny?“ rief er, schlug die Hacken zusammen und richtete seine schlanke Figur möglichst stramm auf. „Dafür soll mich der Himmel bewahren! Ich bin ein Republikaner vom reinsten Wasser, und jede Minute erbötig, Gut und Blut für die Freiheit des Volkes, für die Reichsverfassung und das Parlament zu opfern. Denken Sie sich, ich war neulich in Frankfurt, in der Paulskirche . . .“

„Aber dort haben Sie doch nicht erfahren, daß ich hier bin?“ fiel ihm Jenny rasch in die Rede; denn der eitle gespreizte Schwätzer begann ihr langweilig zu werden.

„Nein, das gerade nicht; aber ich versichere Sie, als ich dort die Edelsten der Patrioten von der Tribüne aus in den feurigsten Worten für die Sache der Freiheit kämpfen hörte, als ich am Abend in einem Club der äußersten Linken war, als ich im Parlament, in der Paulskirche, die erhabenen Worte las:

‚So walle hin, du Opferbrand,
Fern über Land und Meer,
Und schling' ein einig Bruderband
Um alle Völker her!'

„da fühlte ich erst den Stolz, ein echter Deutscher, ein freier Sohn des größten Volkes der Welt zu sein . . ."

„Und da fiel Ihnen ein, daß ich hier in Hellburg sei, Herr Springer?"

„Jenun, das eben nicht", sagte er, aus seinem dithyrambischen Gefasel sehr schnell ernüchtert, denn er merkte jetzt erst, daß Jenny alle diese Mittheilungen höchst gleichgiltig aufnahm. „Ich war vielmehr bei Ihrem Vater, um der Turnerfreischaar die Erlaubniß zu erwirken, daß sie auf Meister Götzens Werkplatze exerciren dürfe, da der erbärmliche reaktionäre Gemeinderath, der längst für die Guillotine reif ist, den Viehanger dazu versagte, und der niederträchtige Amtmann die Uebungen auf dem Marktplatze verbot . . ."

„Und wie fanden Sie meinen guten Vater?“ rief Jenny hastig. „Haben Sie ihn gesehen?“

„Nein, Ihre Frau Mutter sagte mir, er sei sehr menschenscheu und halb kindisch, gab mir aber die erbetene Erlaubniß — allerdings mit dem Vorbehalt, daß die Behörden . . .“

„Und wie geht es der lieben Mutter? Sie hat wohl viel zu leiden?“

„Oh, sie befindet sich nach Umständen leidlich“, erwiederte Aloys ziemlich gleichgiltig. „Sie kam mir etwas stark gealtert vor, allein alte Leute müssen ja den Jungen Raum machen. Ich fragte nach Ihnen und erfuhr, daß Sie hier seien; und da ich wußte, daß ich bei dem heutigen Feste nicht fehlen werde, so nahm ich mir sogleich die Gelegenheit wahr, bei Frau Götz um die Erlaubniß anzuhalten, Sie heute auf den Bürgerwehr- und Turnerball führen zu dürfen. Und so bringe ich Ihnen denn die freundlichsten Grüße Ihrer Mutter, liebe Jenny, und bitte Sie recht freundlich, mir die Ehre schenken zu wollen . . .“

„Sie sind sehr gütig . . . Sie überraschen mich . . . Sie haben mir eine Ehre zugedacht, die ich gar nicht zu schätzen weiß“, stotterte sie verlegen. „Um so mehr bedaure ich, von dieser Einladung keinen Gebrauch machen zu können . . . Meine gute Mutter wird Ihnen gesagt haben . . .“

„Daß Sie Ihnen völlig freie Hand lasse, natürlich, und ich habe mir mit der Hoffnung geschmeichelt, daß Sie es nicht verschmähen werden . . ."

Er blieb nun auch in seinen Phrasen stecken.

„Es thut mir weh, daß ich Ihnen jede Hoffnung benehmen muß, Herr Springer!" versetzte Jenny, zwar noch etwas befangen, aber sich mehr und mehr zu entschiedener Festigkeit aufraffend. „Erstens bin ich auf eine solche Festlichkeit weder vorbereitet . . ."

„Aber ich versichere Sie, liebe Jenny, es bedarf gar keiner Vorbereitung!" rief er lebhaft. „Es ist ein Volksfest. Jeder kommt wie er geht und steht, und Sie sind von Jugend und Schönheit so reich geschmückt, daß . . . Ich habe mich schon seit acht Tagen auf diesen Ball an Ihrer Seite gefreut, denn ich wüßte kein höheres Glück, als an Ihrer holden Seite mein ganzes Leben . . ."

„Noch in der Stimmung für solche Schmeicheleien und für eine lärmende Festlichkeit", unterbrach sie ihn mit steigendem Ernste, der bald sogar eine gewisse Würde annahm. „Sie wissen, daß mein armer Vater so leidend ist, daß diese unselige Zeit meinen Eltern so viele Opfer auferlegt hat, die mir desto näher gehen, je weniger ich deren Umfang kenne. Ich bin Ihnen herzlich dankbar für

Ihre gute Meinung, für Ihr Absicht mir eine Freude zu bereiten, Herr Springer; allein ich kann die mir zugedachte Ehre nicht annehmen. Sie würden eine traurige, einsilbige Tänzerin an mir haben. Und dann noch ein Anderes. Ich bin hier zurückgelassen, um das Haus zu hüten; ich habe eine Verantwortlichkeit übernommen, der ich genügen muß: — aus mehr als Einem triftigen Grunde kann und darf ich nicht auf den Ball gehen, selbst wenn ich dazu Lust hätte!"

„Grausame! Sie nehmen die Sache zu ernst!" sagte er bittend, denn Jenny's Bestimmtheit imponirte ihm. „Sehen Sie, ich errathe den Grund Ihres Ablehnens: Sie geniren sich mit mir, einem ledigen jungen Manne, allein dorthin zu gehen. Aber ich habe schon daran gedacht: der Conrector Maihofer von Mühlheim mit seiner Frau und seinen Töchtern ist ebenfalls hier. Ich bin dieser sehr achtbaren Familie befreundet, ich habe Frau Maihofer, welche eine sehr gebildete wackere Frau ist, anvertraut, daß ich die ernsthaftesten und lautersten Absichten auf Ihre Hand habe, liebe Jenny, weil ich schon seit Jahren Ihnen insgeheim mit der treuesten Liebe zugethan bin . . ."

„Ich bitte Sie, halten Sie ein, Herr Springer!" rief Jenny erröthend und mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Und so ist Frau Maihofer erbötig, Sie unter

ihren Schutz zu nehmen, meine liebe Jenny, und Sie werden nun wenigstens mir die Freude nicht versagen, mich auf ein Stündchen zu begleiten und mit der Familie Maihofer und mir über den Festplatz zu spazieren!"

„Auch dies muß ich Ihnen versagen, Herr Springer! Ich danke Ihnen für diese liebreiche Fürsorge für meinen Ruf und für diese Rücksicht auf die Schicklichkeit", versetzte Jenny mit hastigem und bestimmtem Tone. „Aber eben weil Sie mich dadurch selbst auf dasjenige hinweisen, was ein junges Mädchen dem Wohlanstand und dem Urtheil der Welt schuldig ist, möchte ich Sie recht inständig bitten, mich nun zu verlassen, Herr Springer! — Wenn ich mich vorhin durch die Freude, einen Landsmann wieder zu sehen, überraschen ließ und in diese Unterredung willigte, welche vielleicht mißdeutet werden kann, so darf ich von Ihrer Ehre und Freundschaft erwarten, daß Sie mich nun verlassen . . . Man sah Sie hereingehen — man wußte, daß ich allein war — was müssen die Leute von mir denken, wenn Sie so lange hier bei mir allein sind? . . . Oh, ich bitte Sie dringend, stellen Sie meinen guten Ruf nicht bloß!" fügte sie im Tone der herzlichsten angstvollsten Bitte hinzu, trat mit gefalteten Händen vor ihn und sah ihn mit feuchten flehentlichen Blicken an.

„Jenny, geliebtes, theures Mädchen!“ flüsterte er und ergriff ihre Hände; „ich liebe Sie, ich bete Sie an! Ich habe mir vorgenommen, Sie zu heirathen — Sie oder keine!“

„Zurück! Ich kann, ich darf diese Worte nicht hören!“ rief sie zurückprallend, entriß ihm gewaltsam ihre Hand, sank in den Stuhl am Fenster und bedeckte das erglühte Antlitz mit beiden Händen. „Gehen Sie, Aloys! Ich beschwöre Sie! Gehen Sie jetzt, wenn Sie mich noch achten!“

„O Jenny, wie können Sie so grausam sein? Bin ich Ihnen denn gar nichts?“ . . . Und da sie ihm nur durch ein leises Schluchzen und ein abwehrendes Winken mit der Hand antwortete, so schwankte er, ebenfalls in tiefer Bewegung, einen Moment, dann trat er leise zu ihr, küßte sie auf ihren glatten goldblonden Scheitel und flüsterte: „Adieu, liebes theures Mädchen! ich liebe Dich, Jenny, und lasse nicht von Dir! Ich bin Dir schon seit Jahren von ganzem Herzen gut, und werde meinen Vater zwingen, daß er . . .“

Jenny hörte nicht mehr; sie war heftig aufgesprungen und in die Nebenstube, das Atelier, geeilt, deren Thür sie hinter sich verschloß.

Mehr als eine halbe Stunde blieb sie weinend und in heftiger Gemüthsbewegung in dem Nebenzimmer eingeschlossen und weinte laut. Sie fürch=

tete, Aloys Springer möchte noch immer im Salon sein, denn sie hatte in ihrer Aufregung ihn nicht weggehen gehört. Sie hatte sich allmählich wieder gefaßt, und als sie nun den Riegel zurückschob, war sie fest entschlossen, Aloys zu erklären, daß sie ihm zürne wegen seiner Ueberrumpelung, daß sie nie und unter keinen Umständen ihm angehören könne, noch in irgend welche Tändelei mit ihm sich einlassen wolle, daß sie es gar nicht für recht halte, hinter dem Rücken ihrer Eltern solche Liebeleien einzugehen u. dergl. m. Aber als sie jetzt die Schwelle überschritt, war der Salon leer und Aloys wirklich fort; die entschiedene Erklärung war ihr erspart.

Gleichwohl währte es noch lange, bevor sie ruhig über den Vorfall denken konnte. Ihr Herz war ganz unbewegt geblieben, denn sie fühlte nichts für Aloys, dessen Schwestern ihre Jugendgespielinnen gewesen waren und in dessen Elternhause sie manche heitere Stunde verbracht hatte. Aber er war der Sohn des reichsten Kaufmanns in dem kleinen Städtchen, sie nur die Tochter eines Kleinbürgers; und das eitle selbstgefällige Auftreten des Jünglings bei dem Besuche vorhin hatte ihn in ihren Augen beinahe lächerlich gemacht.

„Das sind ja Kindereien!“ sagte sie endlich mit einem tiefen Seufzer. „Der alte Herr Springer will mit Aloys höher hinaus, und ich selbst weiß

nur allzugut, wie sehr Herr Strebel gegen solche Liebeleien predigt! Ich wollte, das wäre mir nicht begegnet . . ." Und Jenny ward wirklich traurig.

Nach einiger Zeit raffte sie sich auf und eilte ans Pianino. In der Musik fand sie von jeher am meisten Beruhigung und Trost. Sie holte aus ihren Noten eines ihrer Lieblingsstücke hervor, eine kleine Etude über ein Thema aus Händel's Messias, und spielte es, anfangs nicht ohne Mühe, denn sie hatte sich schon lange nicht mehr damit versucht; dann aber erlangte sie bald ihre Ruhe und Festigkeit wieder und spielte mit dem wärmsten Gefühl und Verständniß. Erst im Finale machte sie einige Fehler, und war eben daran, es nochmals zu spielen, als sie zu ihrem Schrecken ein gesteiftes Gewand neben sich rauschen hörte, und entsetzt aufsprang mit dem Rufe: „Ums Himmelswillen, Al . . .!"

„Bravo, bravo, mein liebes Fräulein! Sie spielen ja reizend!" rief Mademoiselle de Lagardie in die Hände klatschend, sprang auf die erschrockene Jenny zu und nahm sie in den Arm. „Also auch eine kleine Virtuosin auf dem Klavier? Ma foi, ich entdecke ja täglich neue Accomplissements an Ihnen! Sie entpuppen sich noch als ein förmliches Wunderkind!"

„Um Gott, wie Sie mich erschreckt haben, Ma-

dame!" stotterte Jenny und löste sich aus dem Arme der Institut-Vorsteherin. „Ich hörte Sie nicht eintreten."

„Und ich konnte mich nicht entschließen, Sie zu stören, mein liebes Kind! Sie spielen ja diese schwere Etude ganz allerliebst! Und welcher sichere Anschlag! Welche Präcision im Takte!"

„Oh, nicht der Rede werth! Ich habe wieder viel verlernt; ich kann mich nur so selten üben!" versetzte Jenny verlegen.

„Fräulein von Lagardie führte Jenny mit sanfter Gewalt wieder zum Pianino und bat sie, ihr noch etwas von Clementi zu spielen, das aufgeschlagen auf dem Instrument lag, und Jenny willfahrte nach einigem Sträuben. Seit sie sich vom ersten Schreck wieder erholt hatte, war sie eigentlich froh, daß sie nicht allein war, denn sie fürchtete ordentlich, Aloys könnte noch einmal kommen. Während sie nun diese Pièce von Clementi spielte, die ihr nicht ungeläufig war, saß Fräulein von Lagardie halb links hinter ihr und verwandte kein Auge von der lieblichen Erscheinung; Jenny hatte aber keine Ahnung davon, was für ernste und eigennützige Gedanken die Dame neben ihr bewegten.

Als das Musikstück zu Ende war, umarmte Fräulein von Lagardie die Spielerin und dankte ihr mit den wärmsten, einschmeichelndsten Worten.

„Sie sind in jeder Hinsicht zu gut für diese untergeordnete Lebensstellung, mein theures Kind!" sagte sie. „Ich betrachte es in der That förmlich für eine Fügung der Vorsehung, daß man mich mit Ihnen bekannt gemacht hat, meine Liebe. Ich hege das aufrichtigste Wohlwollen für Sie und möchte Ihnen dies so gerne thatsächlich beweisen. Sie haben so schöne Gaben, einen solch' ruhigen klaren Geist, eine gute Schulbildung. Sie werden ohne Zweifel auch sehr rasch fassen und das Erfaßte dauernd festhalten; Sie haben sicher auch jenen Ehrgeiz des Strebens, welcher Erfolg verbirgt ... Ach, mein armes Kind! ich würde mich unendlich glücklich schätzen, wenn es mir vergönnt wäre, in Ihren Lebensgang auf eine Weise einzugreifen, welche Ihnen eine andere Zukunft, ein höheres Lebensziel vor Augen stellte. Haben Sie Muth, mein liebes Herzchen?"

„Muth? Wozu denn, Madame?" fragte Jenny ahnungsvoll erbebend.

„Den Muth, meine ich, Ihren Eltern zu erklären, daß das Metier einer Putzmamsell Ihrem Streben nicht genüge, daß Sie lieber den schönen, gemeinnützigen, edlen, innerlich lohnenderen Beruf einer Lehrerin ergreifen wollen!"

„Ach, Madame! Den Muth hätte ich schon, aber was soll mir eine solche Erklärung helfen?

Meine Eltern, durch viele herbe Verluste heimgesucht, haben die Mittel nicht, mich zur Lehrerin ausbilden zu lassen, und wer wird mich umsonst aufnehmen, falls je meine Eltern einwilligten? . . ."

„Ich, ich werde Sie aufnehmen als eine mütterliche Freundin!" rief Fräulein von Lagardie und breitete Jenny pathetisch die Arme entgegen.

„Sie, Madame?" rief Jenny halb skeptisch, denn sie konnte diesen Gedanken nicht fassen und heftete ihre feuchten Blicke in unnennbarer Aufregung auf Fräulein von Lagardie. „Wie hätt' ich dies verdient, Madame?"

„Durch Ihren frommen treuen Glauben, Ihre stille Ergebung, mein liebes Kind! Sie wissen ja: wer sich selbst erniedrigt, wird erhöhet werden, und den Demüthigen schenkt Gott seine Gnade. Der liebe Gott sendet mich Ihnen als eines seiner Werkzeuge, liebes Kind!"

„Und wie soll ich Ihnen dies danken, Madame? Wie kann ich mich einer solchen Gnade würdig erweisen?" rief Jenny, unter Freudenthränen die Hand der unerwarteten Wohlthäterin küssend.

„Dadurch, daß Sie so bescheiden, so anstellig, so fromm und gewissenhaft bleiben, wie seither, liebes Kind! Und daß Sie mir eben so treu und eifrig dienen, wie Sie Madame Charlotten gedient haben!" versetzte das Fräulein mit der gewinnendsten Leut-

seligkeit und küßte Jenny einmal über das andere auf die Stirne. — „Ich habe Sie insgeheim schon lange genau beobachtet und eingesehen, daß Sie nicht an Ihrem rechten Platze sind, liebe Jenny. Ich hätte mich Ihnen schon früher genähert und Ihnen mein Wohlwollen gezeigt; aber, du lieber Himmel! Ich habe schon so viele üble Erfahrungen gemacht, schon so manchmal meine besten Gefühle und meine uneigennützigsten Wohlthaten an Undankbare verschwendet — ich war zu mißtrauisch, skeptisch, menschenscheu geworden, um mir neue unliebsame Erfahrungen zu erkaufen. Aber Ihr Liebreiz, Ihre stille Anmuth und Ruhe und Sicherheit haben mir es angethan und mein Vorurtheil entkräftet. Ich biete Ihnen frei und uneigennützig eine Stelle in meinem Institute an . . ."

„Gott vergelte Ihnen diese Großmuth, meine edle, treffliche Wohlthäterin! . . ."

„Sie sollen bei mir eintreten als Bonne für meine drei jüngsten Zöglinge, liebe Jenny! Sie sollen diese überwachen und in einigen Fächern unterrichten, z. B. in den Anfangsgründen der deutschen Sprache. Sie sollen daneben noch Unterricht mit meinen anderen Zöglingen in allen denjenigen Fächern erhalten, welche zur Vollendung Ihrer Erziehung noch nöthig sind. Sie sollen Alles frei haben, sogar die Kleidung, unter der einzigen Be-

dingung, daß Sie sich verpflichten, auf mindestens fünf Jahre bei mir auszuharren und mir getreu zu . . . bleiben", setzte sie, sich rasch fassend, hinzu und sah Jenny lauernd an.

„Rechnen Sie auf meinen lebenswierigen Dank, Madame!" rief Jenny ungestüm und mit dem Erguß der aufrichtigsten Dankbarkeit. „Stellen Sie mir keine Zeitfrist, denn meine Dankbarkeit und Liebe wird mich an Sie fesseln, — und ohnedem kann ich ja eigentlich keine Verpflichtung eingehen ohne meine Eltern, denn ich bin noch nicht majorenn und . . . durch Vertrag an Frau Schaberle gebunden. Du lieber Himmel! ob sie mich wohl vor der Zeit entläßt?"

„Oh, das sei Ihre geringste Sorge, liebes Kind! Das werden wir schon ordnen!" erwiederte die Dame zuversichtlich. „Haben wir nur erst die Einwilligung Ihrer Eltern, Madame Charlotte will ich dann schon auf mich nehmen! Sie müssen Ihren Eltern schreiben, was für ein Anerbieten ich Ihnen gemacht habe, und es wird dann schon gehen. Sie sollen bei mir ebenfalls eine Versorgung auf Lebenszeit haben — Sie können dereinst einmal mein Institut übernehmen, als meine Geschäftstheilhaberin nämlich, denn ich sehne mich nach der Zeit, wo ich einen Theil meiner Verantwortlichkeit und meiner Geschäfte auf jüngere Schultern abladen kann! Sie sollen an mir

stets eine mütterliche Freundin haben! — Nun? sind Sie es zufrieden, meine liebe kleine Aschenbrödel?“ rief sie und bot Jenny mit dem freundlichsten Lächeln die Hand.

„Ich bin Ihnen unaussprechlich dankbar, Madame! ich werde Ihnen beweisen, daß ich diese Großmuth in ihrem ganzen Umfange zu schätzen weiß!“ stammelte die erglühende Jenny mit seligem Blicke und küßte der Dame inbrünstig die Hand.

„Und Sie schreiben nach Hause und tragen Ihren lieben guten Eltern meinen Vorschlag vor?“ fragte Fräulein von Lagardie zärtlich. „Sie schreiben wo möglich noch heute, nicht wahr? Und noch eins, mein liebes Kind! Für alle anderen Personen außer Ihren guten Eltern bleibt das, was wir soeben besprochen haben, ein Geheimniß? hören Sie? Ich möchte nicht, daß es in der Stadt bekannt würde, ehe sich mein Projekt verwirklicht!“

Jenny versprach Alles; sie war so unendlich dankbar und voll Hoffnung.

„Und nun zu einer andern Angelegenheit, um deren willen ich eigentlich hierher gekommen bin!“ fuhr die Dame lächelnd fort. „Ich will Ihnen eine Abschlagszahlung auf die Rechnung der Frau Schaberle machen. Meine Zeit ist so vielfach in Anspruch genommen, daß ich noch nicht die Zeit finden konnte, die gesandte Rechnung im Einzelnen zu prüfen.

Aber ich will einstweilen einen Theil davon entrichten, und Sie werden mir eine Quittung geben!"

Sie zählte eine gewisse Summe auf den Ladentisch, Jenny sah dieselbe nach, stellte eine Quittung darüber aus und trug den Posten in den Büchern ein, während Fräulein von Lagardie immer noch fortfuhr, mit ihr zu plaudern.

„Apropos!" äußerte die Dame endlich, als sie sich zum Gehen anschickte; „haben Sie keine Nachrichten von Frau Schab— von Madame Charlotte?"

„Noch keine Zeile, Madame", erwiederte Jenny unbefangen. „Ich erwarte Madame Charlotte übrigens stündlich zurück; die Woche ist um, welche sie auszubleiben versprach."

„Und Sie glauben im Ernste, daß Ihre Prinzipalin überhaupt wieder zurückkehren wird, liebes Kind?" fragte Fräulein von Lagardie mit einem ironischen Lächeln.

„Und wie sollte ich daran zweifeln, Madame?" entgegnete Jenny, ward aber unruhig über den Ton jener Frage.

„Je nun, man munkelt so allerlei in der Stadt", sagte die Dame. „Sie müssen doch einigermaßen wissen, wie Frau Schaberle geschäftlich steht und wie viel Wahres an einem gewissen Gerüchte ist!"

„An welchem Gerüchte, Madame?"

„Oh, ich will solche Klatschereien und Deute-

leien nicht wiederholen, meine Liebe! Aber eine Frau, welche auf ihren guten Ruf hält, reist nicht in der Welt herum mit einem Manne, der ... Und Sie deuteten mir neulich selbst an, mein Kind, daß Frau Schaberle viele Verbindlichkeiten hat! Es ist ja gar nichts Ungewöhnliches mehr in diesen leidigen Zeiten, wo der gesunde Menschenverstand auf dem Kopf steht, daß gewisse Leute ihren Gläubigern entlaufen. — Allein, wie gesagt, ich weiß nichts Bestimmtes und will keine gewagten Schlüsse wiederholen. Ich wollte nur Ihnen aus reiner uneigennütziger Freundschaft bemerklich machen, daß Ihre Prinzipalin sich kompromittirt hat und daß ich um Ihretwillen und wegen Ihres eigenen Rufes wünschen möchte, daß Sie dieses Haus je eher desto lieber verlassen!"

„Sie erschrecken mich in der That, Madame!" versetzte Jenny, von deren Wangen die Rosen der vorigen Freude gewichen waren. „Ich kann Sie aber versichern, daß Frau Schaberle's Stillschweigen mir nicht auffällt, denn sie ist gar keine Freundin vom Schreiben ...."

„Aus guten Gründen!" bemerkte Fräulein von Lagardie mit ironischem Lächeln.

„Und daß ich in den sieben oder acht Monaten, seit ich im Hause bin, auch noch nicht das Mindeste gesehen habe, was diese Frau, deren Brod ich esse,

in irgend einer Weise meiner Achtung verlustig machen würde, sowie daß ich, was mich selber betrifft, noch nie irgend welches böse Beispiel oder irgend eine Zumuthung von Frau Schaberle erfahren habe, die mich hätte erröthen machen müssen!“

„Oh, von Ihnen war ja nie die Rede, mein Herzchen!“ rief die Dame ernsthaft. „Wenn ich irgend einen Argwohn gegen Sie hegte, würde ich Ihnen alsdann meinen Vorschlag gemacht haben? Sagt Ihnen meine Offerte nicht deutlich genug, daß, was man auch über Ihre Prinzipalin sagen mag, nichts mein Vertrauen in Sie irgend zu erschüttern vermochte?“

„Ich werde mich dieses ehrenden Vertrauens stets würdig zu erhalten suchen und weiß diese Großherzigkeit mit doppeltem Dank anzuerkennen“, sagte Jenny.

„Ich muß wiederholen, liebes Kind, daß ich in keiner Weise richten will und daß mich die Klatschereien einer kleinen Stadt nicht kümmern“, sagte Fräulein von Lagardie mit dem ruhigsten Gleichmuthe. „Wenn ich Ihnen gegenüber davon sprach, mein gutes Herz, so geschah es in der besten Absicht, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit. Als Ihre aufrichtige treue Freundin durft' ich Ihnen nicht verhehlen, in welchem — Verdachte wenigstens Frau Schaberle steht, und daß Sie dies

auch Ihren Eltern gegenüber nicht verhehlen dürfen, da diese wahrscheinlich hiervon keine Ahnung haben. Allein dies bleibt unter uns, wie überhaupt unsere ganze heutige Unterredung! — Adieu, liebe Jenny! Gott segne Sie! Wenn Sie wieder Ihren Ausgangstag haben, so besuchen Sie mich doch, und lassen Sie uns weiter von unserer Sache reden!"

Sie küßte Jenny auf die Stirne und rauschte schnell hinaus.

Jenny ging erst mit starken Schritten im Zimmer auf und ab, um die Aufregung niederzukämpfen. Ihr war so seltsam zu Muthe. In ihr Gemüth, das seither so still und ruhig gewesen, war eine gährende Welt von Gedanken und Ideen und Bildern hereingeworfen worden. Der seltsame Besuch und die unvermittelte Werbung Aloys Springer's galten ihr nichts — es kam ihr so kindisch und unerwartet, daß sie es nicht einmal einer Erwägung würdig hielt. Aber der Antrag der Instituts-Vorsteherin, der so plötzlich alles Das aussprach und zu einem klaren bestimmten Plan zusammenfaßte, was seither nur ahnungsvoll, undeutlich, wie ein frommer Wunsch in ihrer Seele gelegen hatte, der ihr ein Ziel in Aussicht stellte, welches ihrer Lernbegierde, ihrem Ehrgeiz, ihrem Selbstgefühl, ihrem Wunsche sich bei der Menschheit nützlich zu machen, eine so willkommene und leicht erreichbare Bahn anwies,

— das erfaßte sie mit unabweisbarer Gewalt und versetzte sie in eine unbeschreibliche Aufregung. Und wenn es wahr, wenn Frau Schaberle durchgegangen sein und nicht mehr nach Hellburg zurückkehren sollte, dann war ja Jenny's Verhältniß zu ihr gelöst und der Plan ihres guten Vaters vereitelt; dann war von Seiten der Eltern mit Bestimmtheit zu erwarten, daß sie den uneigennützigen Vorschlag einer solch edlen, großmüthigen Beschützerin wie Fräulein von Lagardie mit Freuden annehmen würden!

Je länger Jenny in der Einsamkeit ihres Stübchens darüber nachsann, desto lachender und glückverheißender erschien ihr die Zukunft. Sie weinte stille Freudenthränen; sie betete zum Himmel, daß er die Herzen ihrer Eltern für diesen Plan gewinnen und ihr jene neue Lebensbahn eröffnen und segnen wolle, und als sie heute, früher als sonst, ihr Lager suchte, da konnte sie sich nicht enthalten, aus ganzer Seele auszusprechen: „Ach Gott, wer hätte gedacht, daß so viel Freude und Glück sich in die paar Stunden eines solchen Nachmittags zusammendrängen kann! Wenn ich mit Aloys gegangen wäre, hätte das Fräulein mich verfehlt und ich hätte mein Glück versäumt! Ach, daß doch erst Frau Schaberle zurück wäre oder ich etwas Gewisses über sie wüßte! . . .“

## Viertes Kapitel.

Diese ersehnte Gewißheit ließ nicht lange auf sich warten. Am Dienstag Abend kehrte Madame Charlotte von der Reise zurück und strafte alle Gerüchte der Kleinstädter Lügen. Sie kam allein und hatte vorgezogen, ihre Tochter noch auf ein weiteres Vierteljahr in der Pension zu lassen, weil ihre Erziehung noch nicht vollendet sei und die nächsten Monate mancherlei Unruhe bringen dürften. Sie war sehr zufrieden mit der Art und Weise, wie Jenny inzwischen Hauswesen und Geschäft geführt hatte, und dankte ihr dafür nicht nur mit Worten, sondern beschenkte Jenny auch mit dem Stoff zu einem schönen Sonntagskleide, das sie ihr von Frankfurt mitgebracht hatte, und Jenny war darüber hoch erfreut.

Madame Charlotte schien zu wissen, welche ungünstigen Gerüchte über ihre Reise hinter ihrem Rücken in der Stadt kursirt hatten, denn sie zeigte sich in den ersten Tagen ihrer Rückkehr beeifert möglichst viel an öffentlichen Orten, kündigte im Tageblatt an, daß sie die neuesten Muster und

feineren Putzartikel von ihrer Geschäftsreise mitgebracht habe und ihre geehrten Kunden höflichst einlade, dieselben zu besichtigen. Sie ließ sich sogar herab, die vornehmeren Damen ihrer Kundschaft selbst zu besuchen oder Jenny mit Mustercartons zu denselben zu schicken, damit dieselben die mitgebrachten Herrlichkeiten sähen. Sie sprach ganz offen davon, daß sie, dem Neide und den Zeitverhältnissen zum Trotz, ihrem Geschäft einen neuen größern Aufschwung geben wolle, und stellte zwei weitere Arbeiterinnen ein.

Es war eine Energie, eine Entschlossenheit über diese Frau gekommen, welche ungemein von ihrer seitherigen vornehmen Indolenz abstach. Jenny beobachtete ihre Prinzipalin stillschweigend und mit gemischten Empfindungen. Auf der einen Seite wirkte das Betragen der Frau Schaberle entmuthigend auf Jenny, denn sie sagte sich, daß der neue Aufschwung des Geschäfts die Verwirklichung aller ihrer Pläne wegen Fräulein von Lagardie in die Ferne rücke, da die Prinzipalin sie jetzt nicht entlassen werde. Andererseits däuchte ihr die Veränderung, welche mit Frau Schaberle vorgegangen war, eine tiefer greifende zu sein. Ein eigenthümlicher Zug von ernster Entschlossenheit lag auf ihrem Gesicht und lieh dessen Zügen eine gewisse trotzige Energie; in den Augen der Frau sprach sich etwas aus, das auf ernsteres

Nachdenken, auf heimliche Gedanken und Sorgen deutete, mit denen sie sich beschäftigte. Sie war oft zerstreut und gab verkehrte Antworten. Sie lachte bisweilen seltsam hart und spöttisch und warf beißende Bemerkungen über Andere hin. Sie sah zuweilen Jenny ganz sonderbar an, als ob ihr etwas auf dem Herzen liege, was auszusprechen ihr Mühe koste oder Scheu verursache; aber sie behandelte das Mädchen rücksichtsvoller und zuvorkommender als früher, und erwies ihr ein rückhaltsloses Vertrauen.

„Du mußt mir morgen wieder Mahnbriefe schreiben und Rechnungen ausziehen, Jenny!“ sagte sie eines Abends zu dieser, als sie nach Feierabend beisammen im „Salon“ saßen und Jenny soeben vom Klavier aufgestanden war. „Ich will alle meine Ausstände vollends eintreiben, denn ich brauche Geld. Ich habe mit meinen Lieferanten abgemacht, daß ich sie im Spätherbst zahlen werde, und ich trage mich mit einem großen Plan, den Du später erfahren sollst und worin ich auch auf Dich rechne. Man muß sehen, wie anderwärts die Geschäfte gehen, um einen wahren Widerwillen vor einem solchen Neste wie Hellburg zu bekommen, wo man sich das ganze Jahr plackt, um kaum das nackte Leben durchzuschlagen. Wenn man sein Geschäft versteht und Muth hat, so wohnen hinter dem Berge auch noch Leute!“

Jenny erschrak über diese Andeutungen, aus denen sie ahnungsvoll entnahm, daß Frau Schaberle sich mit einem bestimmt gefaßten Plan trug, der ihren Gemüthszustand erklärte. Sie hatte noch keine Zeit und Gelegenheit gefunden, an die Mutter zu schreiben und ihr den Vorschlag der Instituts-Vorsteherin mitzutheilen; eine unerklärliche Scheu hielt sie jedes Mal ab, wenn sie die Feder ansetzte, denn sie wußte ja nicht, ob die gute Frau Röse damit einverstanden sein würde. Es war ihr daher zweckmäßiger erschienen, sich, wie in allen anderen Dingen, dem Diakonus Strebel anzuvertrauen und erst dessen Ansicht einzuholen, sowie sein Urtheil darüber, ob sie es wagen dürfe, die gute, so vielfach in Anspruch genommene Mutter damit zu behelligen. Seit vierzehn Tagen schon wartete sie auf Antwort von ihrem geistlichen Freunde und Berather, und war einstweilen einmal bei Fräulein von Lagardie gewesen, um dieser offen zu berichten, wie die Sachen standen.

Die Instituts-Vorsteherin war zwar nicht ganz damit einverstanden, daß auf diese Weise die Entscheidung etwas verzögert wurde; allein sie konnte es nicht ändern, empfing Jenny mit der leutseligsten Freundlichkeit und zeigte ihr das ganze Pensionat. Es war ein wunderhübsch gelegenes freundliches Haus auf dem Saum der Stadt, in einem großen

schönen Garten mit Rasenplätzen und alten Bäumen; die Fenster boten eine reizende Aussicht nach den grünen Bergen und in die ganze lachende Landschaft hinein. Alles im Hause war reinlich und elegant, so klösterlich still, so friedlich; die Zimmer so sonnig und hübsch möblirt, die jungen Zöglinge so fröhlich und munter. — Der armen Jenny pochte das Herz vor Entzücken bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß sie hier leben und lernen und den eigenen Geist und das Herz bilden und auch an der Veredlung und Fortbildung Anderer arbeiten sollte. Sie hätte vor Freuden aufschreien und sich ausweinen mögen, wenn sie damit die dumpfe Hinterstube des Atelier mit der Aussicht nach dem engen, kalten, feuchten, dumpfigen Hofe, die banale Unterhaltung der Putzmädchen, die inhaltslose tägliche Routine ihres eigenen Berufes verglich. Diese schönen luftigen Lehrzimmer mit den Landkarten und Wandtafeln, diese Glasschränke mit Büchern, diese Spielplätze im Garten däuchten Jenny ein Himmel auf Erden gegen ihre eigene zeitweilige Behausung und Lage.

Endlich, nachdem sie die unteren Räume des Hauses gesehen, führte das Fräulein sie in eine Mansarde hinauf, wo sie in einem Spielzimmer drei kleine Mädchen von acht bis neun Jahren traf, die hier unter der Aufsicht eines Dienstmädchens spielten. Eines davon war ein wunderliebliches

Kind mit einem reichen seidenweichen blonden Lockenhaar und großen intelligenten Augen, aber einer krankhaften Blässe und einem rührenden leidenden Zuge in den hübschen regelmäßigen Zügen. Dieses Mädchen war in seinem Stühlchen sitzen geblieben, während die beiden Anderen der Vorsteherin entgegengeeilt waren, um sie mit einem Küßchen zu begrüßen, und Jenny bemerkte nun erst, als Fräulein von Lagardie sich zu ihr herabbeugte, daß das reizende Kind verkrümmte Beine hatte. Die Vorsteherin nannte sie ihre liebe Natascha und plauderte freundlich mit ihr, und der wehmüthige, leidende, vergrämte Zug schwand aus Natascha's Zügen und sie lächelte so glücklich und hold, wie nur ein Kind lächeln kann. Dann aber sah sie Jenny mit ihren großen blauen Augen eigenthümlich an und konnte eine gewisse Ueberraschung nicht verbergen.

„Gefällt Dir das Fräulein hier, liebe Natascha?“ fragte die Vorsteherin. — Das Kind nickte mit freundlichem Lächeln. „Möchtest Du das Fräulein um Dich haben, liebes Kind? Gefällt sie Dir besser als Fräulein Krug?“ Natascha nickte wieder und lächelte noch freundlicher.

„Bleibt sie hier bei Natascha?“ fragte das Kind endlich mit einem weichen fremdländischen Accent.

„Frage das Fräulein selbst, mein Kind! Sie

wird Dir am besten antworten können“, sagte die Vorsteherin.

„Willst Du bei Natascha bleiben, liebes Fräulein?“ fragte das Kind schüchtern, legte die hageren Händchen zusammen und erhob sie bittend gegen Jenny.

„Ich möchte gern bei Dir bleiben, wenn es Dir Freude macht, aber es steht nicht in meinem Belieben“, erwiederte Jenny und konnte sich nicht enthalten, sich zu dem schönen Kinde herabzubeugen und ihm einen Kuß auf die Stirne zu drücken.

„Wer wehrt es Dir denn? Mademoiselle will Dich ja, und Natascha wird artig sein und Dich recht lieb haben. Wie heißest Du denn?“

„Jenny — Jenny Götz.“

„Jenny ist ein hübscher Name, und Du bist auch hübsch und gut — Natascha wird Dich lieber haben als Fräulein Krug, und fleißig lernen“, sagte das Kind und erfaßte, wie von einem innern Drang getrieben, Jenny's Hand und legte seine Wange darauf.

„Ich werde Dir Fräulein Jenny wohl bald bringen und zur Lehrerin geben, meine liebe Natascha, und Euch ebenfalls, Melanie und Cora, wenn Ihr hübsch artig seid!“ sagte Fräulein von Lagardie.

Die beiden Mädchen verließen ihre Puppen und

reichten mit vertrauensvollem Lächeln Jenny die Hand, die ihnen versprach, möglichst bald zu kommen, und dann mit der Vorsteherin das Kinderzimmer wieder verließ.

Diese Scene, so einfach sie war, hatte Jenny tiefer gerührt, als sie selbst wußte, und sie sah das rührend schöne Köpfchen des blonden Kindes unwillkürlich noch lange vor ihrem innern Blick. In das elegante Zimmer der Vorsteherin zurückgekehrt, welches Boudoir und Studierstube zugleich zu sein schien, hatte sie sich gedankenvoll in einen Fauteuil gesetzt, während Fräulein von Lagardie ihrer Wirthschafterin Audienz gab, und betrachtete die schönen Oelgemälde, den weichen Fußteppich, die schönen Blumen und eleganten Gardinen so in sich versunken, daß sie beinahe erschrak, als eine weiche Hand sich auf ihre Schulter legte und die Instituts-Vorsteherin in ihrem leutseligsten Tone fragte:

„Nun, sagen Sie, liebes Kind, wie gefallen Ihnen die drei kleinen Mädchen droben, Ihre künftigen Zöglinge?"

„Oh, sehr gut — ausgezeichnet", erwiederte Jenny erröthend. „Wollte Gott, ich wäre nur erst so weit, daß ich sie meine Zöglinge nennen dürfte! Das blonde Kind mit dem rührenden Gesichtchen hat mir's ganz angethan!"

„Und Sie es meiner armen kleinen Natascha,

wie es scheint", versetzte das Fräulein lächelnd und setzte sich Jenny gegenüber in die Sophaecke. „Ich wollte Ihnen Ihr künftiges Departement zeigen, damit Sie mir sagen können, ob Ihnen persönlich mein Vorschlag einleuchtet."

„Oh, zweifeln Sie daran nicht mehr! — wenn er von meiner Wahl allein abhinge! . . ."

„Jenun, das ist ja die Hauptsache! Das Andere wird sich bald entscheiden", versetzte die Vorsteherin wohlwollend. „Natascha gehört einer vornehmen russischen Familie an und ist mir ganz besonders auf die Seele gebunden. Die leidigen ungünstigen Zeitverhältnisse haben die Zahl meiner Zöglinge sehr reducirt, und ich mußte in Folge davon auch die Zahl meiner Lehrerinnen verringern und denen, welche noch da sind, an ihrem Gehalt abbrechen, denn in diesen kritischen Zeiten müssen ja manche Leute froh sein, wenn sie nur ein Unterkommen finden. So hat denn die Bonne der drei Kleinen, ein Fräulein Krug, mir den Dienst gekündigt und ist ausgetreten, und ich kann die Kleinen nicht lange mehr ohne Lehrerin lassen, denn meine übrigen Lehrerinnen dünken sich zu gut für diese Kinder. Natascha's Verwandte haben Fräulein Krug fürstlich beschenkt, und es ist eine abscheuliche Undankbarkeit von ihr, daß sie so wenig Anhänglichkeit an dieses arme hilflose Wesen be-

thätigt, denn das liebe unglückliche Kind ist an beiden Beinen gelähmt. Von Ihnen, liebe Jenny, bin ich überzeugt, daß Sie das Kind aufrichtig lieben und treulich verpflegen werden, und es soll Ihr Schade nicht sein!"

Jenny dachte nicht an den äußeren Lohn, welcher ihrer wartete, sondern nur an die furchtbare Lage dieses verkrüppelten Kindes, das ferne von seinen Eltern unter Fremden aufwachsen und der Mutterliebe, der Ueberwachung der Eltern entbehren sollte. Noch sehnsüchtiger und inbrünstiger als zuvor wünschte sie jetzt in dieses Haus zu kommen und die verantwortliche Pflege dieser Kinder zu übernehmen. Sie äußerte dies gegen die Vorsteherin, und schied mit dem Versprechen und dem festen Entschlusse, nun in den nächsten Tagen an die gute Mutter zu schreiben, selbst wenn Herr Strebel nicht antworten sollte.

Allein schon wenige Tage darauf übergab Madame Charlotte ihrem jungen Factotum ein Briefchen von Herrn Strebel, welches ihr beigeschlossen gewesen war.

„Dein Freund schreibt mir, daß Du auf einige Tage nach Hause kommen solltest, um Deinen Vater zu sehen, Jenny", sagte sie. „So ungelegen mir es kommt, kann ich Dich doch nicht zurückhalten, da es auch der Wunsch Deiner Mutter ist."

Jenny war beklommen und voll finsterer Ahnungen; sie mußte erst Muth fassen, um das Briefchen des Diakonus zu erbrechen, welcher ihr schrieb:

„Meine liebe Tochter!

„Der Zustand Deines guten Vaters ist so, daß wir wünschen müssen, seine Leiden bald geendet zu sehen. Da die lichten Momente, wo er seine Umgebung noch kennt und einiger Worte fähig ist, bei ihm immer seltener werden und er dann oft nach Dir fragt, so halte ich es für nothwendig, daß Du ihn noch einmal besuchst, wenngleich Du nur eine erschütternde Erinnerung von dem guten Manne, dem Du so viel verdankst, aus diesem Zusammentreffen hinnehmen wirst. Also komm so bald wie möglich. Alle diejenigen Anliegen, welche Du mir in Deinem letzten Schreiben vortrugst und die ich seither Deiner armen sorgenvollen Mutter nicht mittheilen konnte, lassen sich dann am besten mündlich erörtern. Das beifolgende Kassenbillet schickt Dir Deine treue Mutter als Reisegeld.“

Am andern Tag reiste Jenny nach Westheim. Es war eine traurige Reise, denn der Zustand ihres guten Vaters mußte bedenklich sein, wenn der Diakonus so schrieb. Und nun erst dieses Wiedersehen der Eltern! Der gebrochene Greis war am halben Leibe gelähmt und beinahe zur Greisenkindheit her-

abgesunken. Er konnte kaum reden, er war gleichgiltig gegen seine Umgebung; nur der eine Gedanke beherrschte ihn, daß er nichts mehr zu leben habe, in seinen alten Tagen noch betteln und verhungern müsse. Zuweilen rief er nach Jenny und bat, man möge den Mann fortjagen, welcher sie holen wolle; man möge sie vor Wilm bewahren, der um das Haus herumschleiche, um seinen Eltern den letzten Rest ihrer Habe zu rauben und sie ins Elend hinauszustoßen.

Jenny hatte den Vater in einem solchen Anfalle getroffen und vergebens zu beruhigen gesucht. Stunden waren vergangen, bevor er sie kannte, bevor ihre liebe, weiche, beschwörende Stimme zu seinem Herzen drang. Dann aber hatte er geweint wie ein Kind, und sie fest umschlungen, als ob er sie nicht mehr lassen wolle. Er hatte mit ihr zu sprechen versucht, aber sie weder seine gebrochenen, verworrenen Worte noch seine ängstlichen Zeichen verstanden. Endlich war er an ihrer Schulter eingeschlafen und von ihr und der Mutter zu Bette gebracht worden.

Nun war Jenny mit Frau Rösen allein, und die arme vielgeprüfte Mutter ergoß nun in das Ohr und die Seele der Tochter all das Leid und die Schmerzen, welche sie seit der Trennung von der Tochter ertragen und getragen; wie sie nicht nur mit der Krankheit des armen Mannes um dessen

Leben, sondern mit schlechten Menschen um einen Theil seines Vermögens gekämpft habe, und wie sie hintergangen und betrogen worden sei; wie sie ohne die Beihülfe des Geistlichen Strebel und einiger anderen Freunde längst all diesen Anfechtungen erlegen wäre und nun auch jede Minute vor der Heimkehr ihres Stiefsohnes Wilhelm zittere, welchen jene Aufforderungen in den amerikanischen Zeitungen endlich erreicht und bewogen hatten, an die Gerichte zu schreiben, daß er demnächst heimkehren und sich mit seiner Stiefmutter auseinandersetzen werde, und daß er die Behörden verantwortlich mache für die ungeschmälerte Bewahrung des Vermögens seines Vaters, den er bereits für gestorben wähnte. Wilm hatte ausdrücklich geschrieben, daß er gegen jedes Testament seines Vaters Einsprache erhebe und sich genau informiren werde, ob seine Stiefmutter, welcher er nichts Gutes zutraue, da sie von jeher ihm seines Vaters Vertrauen entfremdet, nicht zuvor widerrechtlich Vermögenstheile bei Seite geschafft habe.

Gegenüber von solchem Leid erschien Jenny ihre eigene Lage unendlich günstig, und sie wagte mit der Mutter nicht über die Anträge des Fräuleins von Lagardie zu sprechen. Sie wußte nicht, daß sie selber und die Haltung, welche Wilm der jungen Pflegeschwester gegenüber annehmen werde, den Seelenfrieden ihrer Mutter am meisten störten.

Jenny hatte nicht die entfernteste Ahnung von dem Geheimniß, welches über ihrer eigenen Herkunft lag, und das schon seit einiger Zeit der guten alten Frau eine Menge Skrupel und ernste Gedanken machte, namentlich wenn diese an die Zurückkunft ihres Stiefsohnes dachte. Dagegen suchte Jenny den Diakonus Strebel auf und sprach mit diesem über die Vorschläge der Pensionats-Vorsteherin.

„Ich bin weit entfernt, Dir die Annahme derselben abzurathen, liebes Kind", sagte der Geistliche, und in seinem Ton lag eine ganz unaussprechliche Milde und Wohlwollen. „Es freut mich sogar, daß sich Dir diese Aussicht darbietet, einen Beruf zu ergreifen, zu welchem Du Dich mit besonderem Drange hingezogen fühlst und welcher vielleicht äußerlich weniger lohnend, aber innerlich genugthuender ist, als derjenige, welchen Dir die väterliche Fürsorge des Meister Götz bestimmt hat. Die Erkundigungen, welche ich unter der Hand nach dem Charakter und den Verhältnissen jener Instituts-Vorsteherin angestellt habe, lauten ebenfalls ziemlich befriedigend, und die Aufsicht, welche über Dich geübt, der Beistand, welcher Dir gewährt werden soll, werden Dich vor ungerechter Ausbeutung sicher stellen. Allein nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten ist der Augenblick noch nicht gekommen, wo wir der Frau Schaberle den Vertrag kündigen dürfen. Rücksichten

der Pietät erheischen das, wie Du selber fühlen wirst!"

„Aber werde ich durch Zögern nicht vielleicht jene Stelle verlieren, die mir unter solch unerwartet günstigen Bedingungen und so uneigennützig angeboten wird, Hochwürden?" fragte Jenny und heftete ihre großen, sprechenden, klugen Augen fast verwundert auf den Diakonus.

„Ich glaube nicht, mein Kind!" erwiederte Herr Strebel mit einem feinen Lächeln. „Seien die Beweggründe des Fräuleins selbstsüchtig oder uneigennützig, was wir nicht entscheiden wollen, so wird der kleine Aufschub nicht schaden, meine liebe Jenny. Ich bin überzeugt, Du wirst dem Fräulein auch noch in einem, in zwei Monaten willkommen sein. — Du ahnst also nicht, aus welchen Gründen ich es vermeiden möchte, schon jetzt in Deinem Namen der Putzmacherin das Verhältniß aufzusagen?" fuhr er dann fort. Jenny verneinte unbefangen und halb verwundert durch Kopfschütteln. „Nun denn, ich fürchte, die Putzmacherin kennt bei ihrer weltgewandten Weise ihren Vortheil zu gut, um nicht ein Abstandsgeld, eine Entschädigung zu verlangen, wenn Du den Vertrag vor Ablauf lösen oder brechen wolltest. Die Nachricht aber, daß er für Dich ein erhebliches Geldopfer bringen müßte, würde dem armen kranken Meister Götz nicht vor-

enthalten werden können und ihn so erschüttern, daß ..."

„Nein, nein, Hochwürden! ich will dem lieben Vater keinen Kummer machen und kein Opfer zumuthen!" fiel ihm Jenny lebhaft und beinahe erschrocken ins Wort. „Lieber will ich auf meinen schönen Traum und sehnlichen Wunsch verzichten!"

„Oder seine Erfüllung wenigstens von einer späteren Zeit erwarten, welche vielleicht nicht mehr allzu fern ist, meine wackere Tochter!" versetzte der Diakonus weich, und ergriff Jenny's Hand und schaute ihr mit einem unaussprechlich sanften Blicke des Mitgefühls in die Augen. „Stellen wir es dem lieben Gott anheim, diese Frage zu erledigen. Ich muß als Dein wahrer väterlicher Freund und Beichtiger Dich auf eine große Veränderung in Deiner Lage vorbereiten, mein liebes Kind! Die Tage des armen Meister Götz sind gezählt, — Menschenkunst hat keine Hilfe mehr für ein Leiden, wie das seinige, und wir wollen ihm die ewige Ruhe und den ewigen Frieden gönnen! Der Tod entreißt uns ja unsere Lieben nicht — er entrückt sie uns nur in ein besseres Dasein, dem wir dann desto beeiferter zustreben sollen, weil wir dort unzertrennbar wieder mit ihnen vereinigt werden!"

Jenny brach in ein lautes krampfhaftes Schluchzen aus, und der Diakonus ließ sie eine Weile ge-

währen. „Dieser Schmerz geziemt Dir und ehret Dich, mein Kind!“ fuhr er dann mit herzlicher Milde fort. „Der wackere Meister Götz hat es um Dich verdient, daß sein Tod Dir so tief in die Seele schneidet. Es wird eine Zeit kommen, wo Du ihn noch aufrichtiger verehren und liebgewinnen wirst, als in diesem Augenblicke. Aber oft ist der Verlust eines unserer Lieben nur das Vorspiel von anderen Heimsuchungen und Prüfungen, meine Tochter, von denen wir keine Ahnung gehabt haben, und die uns Gott zur Läuterung unserer Herzen und zur Erprobung unseres Glaubens auferlegt. Darum stähle und kräftige bei Zeiten Dein Gemüth gegen die herben Schläge des Schicksals, damit wenn sie kommen, sie Dich gewappnet und gefaßt finden! Wohl Dem, der schon in jungen Tagen in die Schule der Duldung und Prüfung gesandt wird, mein Kind, damit ihn der spätere ernste Lebenskampf gereift finde! Klage nicht, daß der Herr Dich mit Leid heimsucht, und glaube nicht, daß er Dir Deine Jugend verkümmere, wenn er Dir den Horizont etwas verdüstert! Halte ihm geduldig still, und Dein Herz und Gemüth wird frisch und jung bleiben lange über die Zeit hinaus, worin Andere jung sind, die nur des Lebens ungetrübte Freude in den Tagen ihrer Blüthe genossen haben! Wenn die Nacht der Trübsal auch Deinem irdischen Auge undurchdringlicher erscheinen

wollte, wenn auch Ein Schauer und schwerer Schlag sich zu dem andern gesellen würde, verzage nicht, sondern reiche der Hand des Höchsten geduldig Deinen Nacken dar und klammere Dich fest an die Ueberzeugung, daß Alles zu Deinem Besten dient und eine weise vorbedachte Schickung von oben ist!“

Jenny war augenblicklich tief erschüttert, denn eine vage Ahnung sagte ihr, daß Herr Strebel diese Aeußerungen nicht blos in allgemeinem Sinne meinte, sondern daß ihnen eine tiefere spezielle Bedeutung zu Grunde lag, daß dieselben insbesondere sie auf irgend ein drohendes größeres Unglück oder Ereigniß vorbereiten sollten.

Aber was für ein Schlag des Schicksals war dies? Dieser Gedanke lastete mit Centnerschwere dumpf auf ihrer Seele, und sie fand in sich selbst keine Antwort darauf, als die Ueberzeugung, daß die Warnung wohlgemeint und beherzigenswerth sei, und sie klammerte sich mit aller Inbrunst ihres Herzens und Glaubens an das Vertrauen auf Gott und seine Hilfe.

Als sie nach dreitägigem Verweilen im Elternhause auf Frau Rösens Andringen wieder schied, weil diese mit dem echt weiblichen und mütterlichen Takt ihres Herzens dem armen Kinde den weitern Anblick der gebrochenen Gestalt und zeitweiligen Geistesstörung des Vaters und insbesondere das

furchtbar erschütternde Schauspiel seines allfälligen Todeskampfes ersparen wollte; da nahm sie von dem armen geistesabwesenden Vater einen ernsten schweren Abschied auf Nimmerwiedersehen in dieser Welt. Es schnitt ihr unsäglich tief in die Seele, daß sie ja schon einen Geistig-Todten vor sich habe in dem Manne, welcher es von jeher so treu und redlich mit ihr gemeint, wenn er es auch nicht immer so lebhaft, als er es fühlte, an die Erscheinung zu bringen vermocht hatte. Nicht minder zärtlich und tief innerlichst herzlich gemeint war ihr Abschied von der Mutter, der schlichten, linkischen, ja vielleicht mannigfach rauhen Frau, die sich in den Sorgen um den schwer zu behandelnden und zu verpflegenden, oft unausstehlich mürrischen und ungeberdigen Gatten beinahe aufrieb, und unter deren rauher Hülle man solchen Opfermuth, solche Ergebung und Geduld nicht geahnt hätte!

Frau Röse hatte durchaus nichts davon hören wollen, daß sich Jenny mit ihr in die Pflege des kranken Vaters theile. „Das ist nichts für Dich, mein Kind! Und es würde ihn nur launenhaft und unruhig machen, wenn er Dich noch hier sähe!" sprach sie. „Achte seinen Willen, der sich das Opfer der Trennung von Dir in gesünderen Tagen zu Deinem Heile, wie er meinte, auferlegte, und laß ihn auf dem Glauben, daß er Dich versorgt habe!"

Und Jenny achtete diesen Willen und richtete sich auf an dem schönen Vorbild und Beispiel ihrer Mutter, der schlichten Frau, die vielleicht ohne Reflexion, aus angeborener Pflichttreue, gleichsam aus innerer Nothwendigkeit so handelte! Dieses Beispiel war ihr immer gegenwärtig auf der freudlosen Heimkehr nach Hellburg, in der schleppenden Routine des arbeitsamen Lebens, zu dem sie zurückkehrte!

Frau Schaberle empfing Jenny theilnehmender als diese erwartet hatte, und erkundigte sich nach dem Befinden Meister Götzens angelegentlich. Sie sprach ihr sogar bei Gelegenheit Trost zu und versprach ihr, sie solle nicht verlassen und verwaist sein, wenn je das Unabwendbare geschähe.

„Wenn Du rechte Courage hättest, liebe Jenny", sagte sie einmal bei einem solchen Anlasse, als Beide mit einander allein am Pulte saßen und die Einträge im großen Buche verglichen, — „dann wüßte ich Dir ein Mittel, Dein Glück zu machen. Ich habe aus guter Quelle erfahren, daß man auf unserem Berufe in Amerika sein Glück machen kann, wenn man sein Metier recht versteht. Eine Bekannte von mir gedenkt nach Baltimore auszuwandern und dort ein Putzgeschäft zu gründen. Wenn Du Lust und Muth hättest, mitzugehen, wäre Dein Glück gemacht; in einigen Jahren hättest Du einen Geschäftsantheil und würdest eine gute Partie machen,

denn hübsche, fleißige deutsche Mädchen sind dort gesucht. Was meinst Du?"

„Meine alte Mutter verlassen? Niemals", entgegnete Jenny ohne Besinnen und mit einer Bestimmtheit, welche keine Widerlegung zuließ. „Kein Glück der Welt kann mich den Pflichten gegen meine Eltern untreu machen!"

„Bah, die gute Frau wird sich auch ohne Dich behelfen können! Du würdest ihr Geld schicken, um sie vor jedem Mangel zu beschützen!"

„Kein Geld der Welt vermag Liebe zu ersetzen oder Gewissensbisse zu beschwichtigen", versetzte Jenny kalt.

Einige Wochen vergingen; das alternde Jahr trat auf die Schwelle des Herbstes, und die Herbstmesse in Frankfurt stand vor der Thür. Frau Schaberle war in den letzten Tagen ungewöhnlich aufgeregt, aber desto mehr bemüht gewesen, diese Gemüthsbewegung zu verbergen, die sich besonders in dem hastigen Gebahren, dem unsteten Auge, den zusammengekniffenen Lippen und den harten Linien um Mund, Nase und Augen verrieth. Sie hatte in der Zwischenzeit Vieles von ihren Ausständen eingenommen und das baare Geld meist in Gold und Papiere umgewandelt.

An einem Sonntagmorgen hatte sie die Arbeiterinnen und auch Jenny trotz der gehäuften Auf-

träge in die Kirche geschickt. Jenny war, von einer Uebelkeit befallen, vor Beendigung des Hochamts heimgekehrt und leise in das Atelier getreten; da hörte sie Stimmen im sogenannten Comptoir. Madame Charlotte feilschte mit einem Israeliten Namens Schlome Henle über den Verkauf ihrer Ausstände, welche Jenny in den jüngst vergangenen Abenden übersichtlich zusammengestellt hatte, und kam nach langem Dingen und Feilschen endlich mit dem Manne ins Reine, welcher einen Theil des bedungenen Preises baar entrichtete und für den Rest Frau Schaberle einen Wechsel behändigte, worauf er, mit dem Hauptbuche unter dem Arme, heimlich sich entfernte. Jenny dünkte dieses Verfahren auffallend und unklug; aber sie fühlte sich nicht zu irgend welchen Bemerkungen darüber ermächtigt. Frau Schaberle wollte ja zur Messe nach Frankfurt reisen und dort mit ihren Gläubigern abrechnen. Vielleicht hatte sie das Geschäft mit Schlome Henle nur gemacht, um baares Geld zu bekommen und darum den Verlust nicht so hoch angeschlagen.

Schlome Henle hatte Jenny beim Weggehen nicht bemerkt, und als Madame nach einiger Zeit aus dem sogenannten Comptoir herauskam, ein triumphirendes, beinahe sardonisches, jedenfalls unangenehmes Lächeln auf den schmalen Lippen, mochte

sie annehmen, daß Jenny Nichts gesehen und gehört habe, denn sie that ganz unbefangen und ging in ihr Schlafzimmer, wo Jenny sie an Kästen und Kommoden herum hantieren hörte.

Jenny hatte auf die ausdrückliche Anregung der Frau Schaberle den Nachmittag im Pfarrhause bei der Mutter und den Schwestern des Vikars verbracht und war so vergnügt gewesen, als ihre augenblickliche Stimmung und die Erinnerungen an den Zustand ihres armen Vaters es zuließen. Es war acht Uhr vorüber, als sie Abends heimkehrte und zu ihrem Erstaunen den Kaufmann Wildeck bei ihrer Prinzipalin antraf. Madame Charlotte und Wildeck waren einigermaßen verdutzt über das Eintreten Jenny's zu so ungelegener Zeit, und Jenny eilte in ihr Dachstübchen hinauf, um ihren bescheidenen Sonntagsputz abzulegen. Als sie wieder herunter kam, war Frau Schaberle allein und bemühte sich sichtlich, unbefangen zu erscheinen.

„Ich muß Dir wieder einmal das Hauswesen und Geschäft auf einige Tage anvertrauen, liebe Jenny“, hub sie mit einer Freundlichkeit an, die etwas Katzenartiges hatte. „Du weißt, ich wollte am Mittwoch oder Donnerstag nach Frankfurt reisen, um meine Meßeinkäufe zu machen und mich mit meinen Lieferanten abzufinden. Aber Herr Wildeck und zwei Frauen aus der Stadt, die ebenfalls zur

Messe reisen wollen, gehen schon heute Nacht und haben mir einen Platz in ihrem Wagen angetragen. Ich will diese angenehme Reisegelegenheit nicht versäumen. Wir fahren um halb zwölf Uhr, damit wir morgen früh in O. den Schnellzug erreichen können. Es geht ja leider kein Nachtzug!

Hierauf gab Frau Schaberle Jenny noch verschiedene Weisungen und Instruktionen und eine kleine Summe Geldes zur Bestreitung der täglichen Ausgaben und schloß: „Ich gedenke längstens bis kommenden Sonntag zurück zu sein; das Geld wird hoffentlich reichen, und einstweilen werden ja auch Ausstände eingehen. Ich kann augenblicklich nicht mehr entbehren, denn ich werde jeden Pfennig nöthig haben, um in Frankfurt die Rechnung klar zu machen. Also halte mir hübsch Ordnung und sieh' auf meinen Vortheil; es soll Dein Schade nicht sein!"

Jenny versprach ihr Bestes zu thun, und fand nur das Eine auffallend, daß Frau Schaberle vom möglichen Eingang von Ausständen sprach und die Abtretung derselben an Schlome Henle nicht erwähnte. Jenny war nahe daran gewesen, eine Bemerkung hierüber zu machen; allein ihre Prinzipalin kam rasch auf andere Gegenstände zu sprechen, und ging dann in ihr Schlafzimmer, um sich ins Reisekostüm zu werfen, was aber so lange zu dauern

schien, daß Jenny einstweilen eine Kerze nahm und sich ans Pianino im Salon setzte und spielte.

Gegen zehn Uhr kamen der Hausknecht des Herrn Wildeck und ein Arbeitsmann, um den Koffer der Madame Charlotte abzuholen, und Jenny bemerkte nun bei einem zufälligen Seitenblick, daß es ein ganz neuer, großer und eleganter Reisekoffer und ohne Zweifel sehr schwer war, denn die beiden Männer hatten all ihre Kraft nöthig, um ihn zu tragen.

Nach elf Uhr nahm Frau Schaberle, welche noch allerlei in ihrem Zimmer zu thun und zu suchen gehabt hatte, einen hastigen Abschied und verbat sich Jenny's Begleitung nach dem Wagen, welcher angeblich von Herrn Wildeck's Hause hinwegfuhr. Sie hatte Jenny aufgetragen, ihr Bett vom Dachstübchen herunterzuholen und während der Abwesenheit der Prinzipalin auf dem Sopha im Salon zu schlafen, wobei das junge Mädchen sich abermals keine Gedanken gemacht hatte. Erst als Jenny zu Bette ging — und dies war lange nach Mitternacht, — fiel ihr ein, daß Frau Schaberle ihr diesmal die Schlüssel zu ihren Kästen und Kommoden nicht anvertraut hatte, wie bei ihrer früheren Abreise, und daß sie sogar die Thür zu ihrem Schlafzimmer verschlossen und den Schlüssel mitgenommen habe.

Eine arbeitsreiche Woche voll Verantwortlichkeit ließ Jenny wenig an die Abwesende denken. Auch schienen die Kunden, welche vorsprachen, nichts Auffallendes dabei zu finden, daß die Putzmacherin auf die Frankfurter Messe gereist sei. Nur Schlome Henle war ungehalten darüber, daß Madame Charlotte abgereist sei, ohne die Abtretung ihrer Ausstände an ihn vor dem Notar oder Gericht insinuiren zu lassen; er war schon am Montag gekommen und hatte Jenny in Pflicht genommen, daß sie ja keine Zahlung mehr annehme oder wenigstens ihm dieselbe überliefere, worauf ihm Jenny lächelnd erwiederte, daß sie eigentlich hiezu gar nicht verpflichtet wäre, indem ihr die Prinzipalin keine Mittheilung hierüber gemacht habe und sie von der gemachten Abtretung gar nichts wüßte, wenn sie nicht zufällig und unwillkürlich Ohrenzeugin davon gewesen wäre, worüber denn Schlome Henle seine schwarzen Augen weit aufriß, das Gesicht in bedenkliche Falten legte, aber nichts sagte, dagegen jeden Tag wiederkam und fragte, ob die Frau Prinzipalin noch nicht zurück oder kein Brief von ihr gekommen oder ob nicht wenigstens Jenny der Gasthof bekannt sei, wo Frau Schaberle wohl abgestiegen sein dürfte — lauter Fragen, die sie mit Nichtwissen beantworten mußte.

Der Sonntag war vergangen und Madame

Charlotte nicht zurückgekehrt. Jenny hatte ihr Haushaltungsgeld verausgabt und von ihrem eigenen ausgelegt, hatte über Hals und Kopf gearbeitet und war sogar am Sonntag nicht aus dem Hause gekommen, um nur die Ungeduld der Damen nicht auf die Probe zu stellen. So hatte sie am wenigsten etwas von den dumpfen Gerüchten erfahren, welche in Hellburg cirkulirten.

Am Montag Morgen hatte das Dienstmädchen kaum den Laden geöffnet, als Schlome Henle mit einem Gerichtsvollstrecker hereintrat und nach Frau Schaberle oder der Geschäftsführerin verlangte.

„Was beliebt Ihnen denn, Herr Henle?“ fragte Jenny ihm entgegentretend und etwas betroffen von dem aufgeregten Wesen des Handelsmannes. „Madame Charlotte ist noch nicht zurückgekommen.“

„Wirklich? ist sie nischt gekommen?“ wiederholte er giftig. „Wo haißt ßurückkommen? Ist sie doch gegangen auf Nimmerwiedersehen? Glauben Sie denn, sie sey gewesen ßur Messe in Frankfort? Sie hat gelogen, die entfamtige Perschohn; sie hat mir betrogen um mein Geld; sie hat gar nischt gewesen ßu sein in Frankfort; sie ist gegangen durch, ßu gehen nach Amerika mit dem elenden Kerl, dem Wildeck!“

„Um Gott, was sagen Sie?“ rief Jenny erbebend und von ihren Augen fiel's wie ein Schleier. „Wie können Sie das behaupten?“

„Weil ich's kann beweisen haarklein, weil ich hab' der Sache nischt getraut und hab' geschickt meinen Sohn Moses nach Frankfort, wo er ohnedem hat Geschäfte. Und Moses ist angekommen heute Nacht und hat mir gebracht der Gewißheit, daß die Madame ist nur eine schamlose Gaunerin! — Geben Sie her die Schlüssel; hier wird gepfändet!"

Jenny war wie niedergedonnert und einen Augenblick wortlos. Noch sträubte sich etwas in ihr, an die Nachrichten zu glauben, welche der Handelsmann mit solcher Zuversicht preisgegeben hatte; es war nicht gerade die Hochachtung für Frau Schaberle, denn darin hatte das Register seither manches Loch bekommen, aber ein gewisser Drang der Pietät und ein Gefühl der Abhängigkeit, der Gewohnheit, zu dieser Frau aufzublicken. Wenn sie aber in den Mienen des Schlome Henle las und darin die unzweideutige Sprache des empörten sittlichen Rechtsgefühls über den Betrug, den Vertrauens-Mißbrauch erkannte, der an dem Manne begangen worden war, da begriff sie vollkommen, daß er die Wahrheit sprach, und daß Madame Charlotte schuldig sei. Aber im selben Augenblicke fuhr ihr auch durch den Sinn, daß sie eine gewisse unleugbare Verantwortlichkeit habe, die Partei der Abwesenden zu nehmen, und das ihr anvertraute Geschäft und Haus-

wesen so lange zu hüten, bis sie auf einem ordnungsmäßigen und gesetzlichen Wege von ihrer Verantwortlichkeit entbunden sei.

Allmählich wich die Blässe von Jenny's Wangen und der Ausdruck der Trauer und die Starrheit des Blickes aus ihren Augen. Die Hände fest auf die Brust gepreßt, als wolle sie dem heftig pochenden Herzen Ruhe gebieten, sah sie den Handelsmann fest an und trat ihm mit einem Freimuth und einer Sicherheit entgegen, welche den Mann etwas verblüfften.

„Ihr Wort in Ehren, Herr Henle, und selbst zugegeben, daß Frau Schaberle sich heimlich von hier entfernt habe, so darf ich doch nicht zugeben, daß Sie hier auch nur eine Stecknadel als Pfand fortnehmen", sagte sie mit ruhiger Entschlossenheit. „Ich warne Sie vor Gewalt! ich müßte die Nachbarn rufen, wenn Sie auch nur einen Schrank öffnen wollten!"

„Mai, was Sie sagen, Mamsell?" rief Schlome Henle; „bin ich nicht in meinem Rechte, mir ßu pfänden an Alles, was hier ist?"

„Nein, Herr Henle! das Gesetz verbietet es, daß ein Gläubiger sich selber pfände — ich weiß dies bestimmt. Sie müssen erst Ihr Recht vor Gericht begründen, nicht vor mir, denn wenn ich auch zufällig weiß, daß Sie die Ausstände meiner Prin-

zipalin gekauft haben, so weiß ich es nur zufällig, nicht in ordnungsmäßiger öffentlicher Weise, und ich darf keine Pfändung zugeben!"

„Gott, wann Sie wissen, liebes Mamsellche, daß ich hab' gekauft die Außenstände, so werden Sie mir ßugeben, daß ich mir darf sichern vor Verlust!" rief der Handelsmann einschmeichelnd. „Es sind aufgeführt Posten in das Inventar, die sein nischt richtig!"

„Das müssen Sie erst beweisen — ich habe das Verzeichniß gewissenhaft gemacht, und das Buch ist richtig geführt!"

„Nu, was thu' ich mit das Buch, wann die Posten sind nischt gut?" rief Henle und haschte nach der Hand Jenny's, die sie ihm hartnäckig entzog. „Seyn Sie doch gescheidt, mein liebes, gutes Mamsellche, und lassen Sie mir nehmen, was da ist, daß ich mir sicher stelle vor Schaden! Ich bin kein reicher Mann, ich habe gemacht ein schlecht Geschäft, und werd' verlieren mein gutes Geld, so wahr ich bin ein ehrlicher Mann. Soll auch Ihr Schade nischt sein, Mamsellche! Sie sollen haben de schönste Hut, als ist im Laden, und ich werd' Sie noch geben ein hübscher feiner goldener Ring ..."

„Genug, Herr Henle! Nun seh' ich deutlich, was Sie wollen! Sie verlangen von mir etwas Ungesetzliches, Unrechtes, sonst würden Sie nicht ver-

suchen, mich zu bestechen!“ sagte Jenny voll ruhiger Würde. „Ich bin aber kein Kind mehr und verstehe schon etwas von diesen Dingen, denn ich habe Aehnliches schon zu Hause erfahren. Sie wollen sich bereichern zum Nachtheil der übrigen Gläubiger und weil Sie fürchten, daß der Kauf der Ausstände nicht gesetzlich giltig sei, falls ein Konkurs über die Hinterlassenschaft der Frau Schaberle ausbricht ...“

„Soll mir Gott helfen, mein liebes, schönes Mamsellche, wenn mir je solch ein Gedanke ist gekommen!“ rief Henle einschmeichelnd. „Mai, was Sie seyn gescheidt, mein liebes Kind! so jung und doch so klug! Wie beneid' ich den Mann, der einmal Ihnen kriegt zur Frau! Gott's Wunder, noch viel verständiger und gescheidter als Sie seyn schön ...“

„Lassen Sie diese Schmeicheleien, mein Herr! Sie werden bei mir ebenso wenig ausrichten, als Ihre Bestechungsversuche!“ entgegnete Jenny angewidert. „Sie kennen nun meine Ansicht. Wenn Sie ein unbestreitbares Recht zur Pfändung haben, wird Ihnen das Gericht ein solches nicht verkümmern!“

„Nun ja, wo haißt, es wird mir nischt verkümmern, aber es wird kosten Sßeit, und ein Anderer werd mich kommen ßuvor und de besten Stücken wegnehmen!“ rief Henle nun weinerlich und zerknirscht. „Und Sie, Mamsellche, werden müssen gehen vor dem Gericht und mich beßeugen, daß ich

hab' gekauft die Außenständ' von Frau Schaberle, und daß die miserablige Perschohn mir hot gebissen in die Hand, die ich ihr hab' geboten zur Rettung und zur Gefälligkeit! Mai, zucken nischt mit de Achseln! ist's doch immer unangenehm, zu gehen vor's Gericht, und thut man immer gut zu vermeiden den Gang, wenn man kann. Ich nehm' Alles auf mir!"

„Lassen Sie uns abbrechen, Herr! Sie werden mich nicht bewegen, eine Unbesonnenheit und Gesetzwidrigkeit zu begehen — weder durch Bestechung, noch durch gute Worte! Sie müssen alle Folgen Ihres Geschäftes tragen, und sollen nicht hier einer Stecknadel Werth hinwegnehmen, wenn ich es hindern kann!" rief Jenny mit wachsendem Muthe, denn der Laden füllte sich mit Hausgenossen, welche die kreischende Stimme des Handelsmannes bei dem Wortwechsel herbeigelockt hatte. Schlome Henle zog ab, denn die finsteren Blicke und Drohworte der Zuschauer, die sich auf Jenny's Seite stellten, mochten ihm die Situation ungeheuerlich erscheinen lassen, und er verduftete mit vagen Drohungen.

Man bestürmte Jenny von allen Seiten um Aufklärung, und der Hausbesitzer und andere Gläubiger der Frau Schaberle belobten nach Vernehmung der Behauptungen Schlome Henle's das beharrliche Benehmen Jenny's, versuchten aber sogleich

dasselbe, was der Handelsmann gethan hatte. Allein auch sie stießen bei der jungen Geschäftsführerin auf den energischesten Widerstand, und Jenny wußte sich am Ende nicht anders zu helfen, als dadurch, daß sie den Laden schließen ließ und die Schlüssel davon zu einem Manne schickte, welcher der Vormund von Frau Schaberle's Tochter war. Dieser kam nun, hörte mit Bestürzung an, was ihm Jenny vom Hörensagen mittheilen konnte, und bat diese, einstweilen das Haus zu hüten, bis er bei den Gerichten die entsprechenden Anfragen gemacht und sich Bescheid erbeten habe.

Es waren trübselige peinliche Stunden für Jenny, die ihre ganze Fassung aufbieten mußte, um den Kopf oben zu behalten. Drinnen im Atelier saßen die vier Arbeiterinnen, ließen die Arbeit liegen und schimpften und heulten um die Wette, verwünschten die Frau Schaberle, die ihnen noch Geld schuldig war, und bestürmten dann wieder Jenny, dies oder jenes von den kleinen Vorräthen zu verkaufen und wenigstens ihnen den verdienten Lohn auszubezahlen. Drinnen im Salon aber gab eine „Dame“ von der Kundschaft der andern die Thür in die Hand und verlangte das Nähere zu erfahren, denn die Kunde von der angeblichen Entweichung hatte bereits die Runde in ganz Hellburg gemacht. Es war einer der stürmischesten und aufregendsten Tage, welche

Jenny jemals erlebt hatte, und sie war in eine peinliche Erregung hineingesteigert worden, als etwa gegen vier Uhr ein Herr vom Gericht mit zwei Schöffen und Herrn Wehner, dem Vormunde, kam, um zunächst mit Jenny eine Art Verhör vorzunehmen und dann durch einen Schlosser das Schlafzimmer der Frau Schaberle und deren Schränke und Kommoden öffnen zu lassen.

Jetzt blieb kein Zweifel mehr, daß Schlome Henle's Aussagen oder Anschuldigungen gegründet waren. Was nur irgend von Werth und leicht fortzuschaffen war: Kleider, Leibwäsche, Linnenzeug, Silbergeräthe, Schmuck — Alles war verschwunden, die Möbeln beinahe leer. Der Stadtrichter ließ sogleich Siegel anlegen und eröffnete den Arbeiterinnen, daß sie vorerst entlassen seien, daß er Vermögens-Untersuchung anordnen und einen Kurator bestellen müsse, und daß die im Hause wohnenden Mädchen sogleich dasselbe zu räumen haben, daß er auch die von ihnen bewohnten Gelasse versiegeln lassen müsse.

„Sie aber, mein Fräulein", wandte er sich an Jenny, „Sie muß ich bitten, sich in einer Stunde zu mir aufs Amt zu bemühen, um noch einmal ausführlich vernommen zu werden. Einstweilen mögen auch Sie Ihre Habseligkeiten zusammenpacken, denn ich muß das ganze Geschäft schließen, aber Herr

Wehner wird die Freundlichkeit haben, Ihnen so lange Unterkunft zu geben, als das Gericht Ihrer Beihülfe bedürfen wird!"

„Sie werden hoffentlich das bescheidene Obdach nicht verschmähen, Fräulein Jenny, welches ich Ihnen aus herzlichstem Mitgefühl anbiete", sagte der Klassenlehrer Wehner und reichte der Verlassenen die Hand. „Sie haben allen Anspruch auf meine Achtung und Theilnahme, liebes Kind, denn ich weiß, Sie sind ein wackeres, rechtschaffenes Mädchen und jeder Mitschuld an der Handlungsweise jener Frau fremd!"

„Ich danke Ihnen, Herr Wehner! Oh, Sie wissen nicht, wie wohlthuend in einem solchen Augenblick der Schutz eines Mannes ist!" entgegnete Jenny, denn ihre eigene Kraft war mittlerweile unter all diesen Auftritten gewaltig zusammengesunken.

Es ist ein wundersam erhebender Trost, in solchen Lagen sich eine rettende Freundeshand gereicht zu sehen. Herr Wehner, der Hauptlehrer an der Realschule, war ein ernster strenger Mann und höchlich entrüstet über die Heuchlerin, Frau Schaberle, denn Niemand zweifelte mehr daran, daß sie mit dem Kaufmann Wildeck, ihrem heimlichen Verehrer, durchgegangen sei, der um ihretwillen eine kränkliche Frau mit drei Kindern im Stiche gelassen und noch um den besten Theil ihres Vermögens bestohlen habe. Aber ein Blick in Jenny's schmerz-

lich bewegte Züge und das Nachdenken über ihr Gebahren, welches er genau beobachtet, hatte Herrn Wehner auch die Gewißheit gegeben, daß Jenny selbst von ihrer Prinzipalin hintergangen und bethört, daß sie ein Opfer von Frau Schaberle's schlauer Tücke und nicht eine Mitschuldige derselben sei. Daher nahm er sich ihrer jetzt mit der größten Herzlichkeit an, half ihr ihre Kleider und Habseligkeiten zusammenpacken, schickte diese nach seinem Hause, und begleitete Jenny nach dem Stadtgerichte, wo er sie im Partieenzimmer verließ, nachdem er ihr Muth eingesprochen und die Versicherung gegeben hatte, daß sie nicht der leiseste Verdacht einer Konnivenz treffe und daß sie sich in diesem Verhör nur einer unvermeidlichen Formalität zu unterwerfen habe.

Als Jenny so allein in der weißgetünchten schlecht möblirten düstern Stube saß, konnte sie sich des heftigsten Weinens nicht erwehren. Es schmerzte sie unsäglich, sich in ihrer Prinzipalin so sehr getäuscht und alle Achtung vor derselben verloren zu haben, daß ihr nicht einmal eine leise Regung von Genugthuung über die eventuelle Wendung kam, welche ihr Schicksal nun nehmen mußte. Sie dachte nicht an die Befreiung von dem unliebsamen Berufe, nicht an Fräulein de Lagardie und deren Antrag, nur an den Schmerz und die Beunruhigung, die Sorge und den Kummer, welchen die Nachricht von

der Flucht der Frau Schaberle den guten alten Leuten daheim machen mußte. Ihr Gemüth war so wund, daß sie sich trotz der rücksichtsvollsten Behandlung und des liebreichsten, tröstlichsten Zuredens von Seiten des Stadtrichters selbst bei dem folgenden Verhör der Thränen nicht erwehren konnte und nur ziemlich unzusammenhängend den Hergang zu erzählen vermochte, — ein Umstand, welcher dem Schlome Henle sehr zu Statten kam, indem sie seines Anliegens nur ganz beiher und sachte andeutungsweise erwähnte.

Das Verhör war nahezu vollendet, und Jenny saß noch immer weinend da, als an der Thür des Verhörzimmers gepocht ward, und diese aufging, bevor noch der Stadtrichter halb unwillig über die Störung „herein“ gerufen hatte. Fräulein de Lagardie im schweren schwarzen Seidenkleide rauschte herein, knixte wie entschuldigend gegen Richter und Schöffen und eilte dann mit ausgebreiteten Armen auf Jenny zu, welche sie mit beiden Armen wie schützend umschlang.

„Mein liebes, armes, vielgeprüftes Kind!“ rief sie und wandte sich halb herausfordernd gegen die Gerichtspersonen, die etwas verblüfft aufschauten. „Weinen Sie nicht, meine Liebe! Sie sollen nicht verlassen sein; man soll Sie nicht ins Gefängniß schleppen, so lange ich noch einen Athemzug habe,

um für Sie zu sprechen! Fassen Sie Muth und Vertrauen, liebes Kind! ich bin von Ihrer Unschuld überzeugt und ich werde nicht zugeben, daß Ihnen auch nur ein Haar gekrümmt werde, wenn es noch Recht und Gerechtigkeit im Lande gibt! Sie sollen nicht heimathlos, nicht auf die Straße gesetzt sein, denn von diesem Augenblick stehen Sie unter meinem Schutze und haben ein Asyl in meinem bescheidenen Hause, und ich bin erbötig, für Ihre Freilassung jede nur irgend verlangte Kaution zu stellen. . . . Ich bitte geziemendst um Erlaubniß, meine Herren, dem Verhör dieses armen schüchternen Kindes anwohnen zu dürfen, das ja die Angst und die Schmach beinahe von Sinnen bringt, und ich protestire gegen jede Verhaftung von Fräulein Götz, indem ich mich zu einer Sicherstellung für sie erbiete!"

„Oh, wie gut und freundlich von Ihnen, mein Fräulein! wie edel und uneigennützig!" stammelte Jenny und die Thränen ihrer Aufregung verwandelten sich in solche der Freude.

„Sie scheinen in einem kleinen Irrthum befangen, mein Fräulein", erwiederte der Stadtrichter, mit einem gutmüthigen Lächeln der Instituts-Vorsteherin, als er sich einigermaßen von seinem Erstaunen über diese etwas melodramatische Scene erholt hatte. „Von einer Verhaftung oder einer

Untersuchungshaft des Fräuleins Jenny Götz ist überall nicht die Rede, sondern nur von der Aufnahme eines Protokolls über die Vorgänge vor der Abreise der Wittwe Schaberle und dasjenige, was sich seitdem zugetragen. Sobald dies Protokoll gegeschlossen ist, steht der persönlichen Freiheit von Fräulein Götz nicht das Mindeste mehr im Wege, deren Vernehmung überhaupt nur in der Eigenschaft einer Zeugin und nicht in derjenigen einer Verdächtigen oder Angeschuldigten und mit aller Rücksicht geschah!"

„Ah, dann bitte ich um Verzeihung, Herr Stadtrichter! ich bin offenbar fälschlich berichtet, und die Thränen, die Aufregung dieses armen holden Kindes, das meine aufrichtigste Sympathie hat, trugen nicht wenig dazu bei, mich in meiner Meinung zu bestätigen", sagte Fräulein de Lagardie einlenkend und mit gewinnender Höflichkeit. „Ich bitte daher wiederholt um Vergebung, wenn mein Eintreten in dieser unvermittelten Weise Ihnen auffällig erschien . . . allein die Erschütterung über all das, was ich gehört habe, der Anblick meines in Thränen aufgelösten lieben Schützlings . . . die natürliche Aufregung bei dem erstmaligen Betreten dieser Räume . . . Sie werden gewiß begreifen, meine Herren, daß ich darüber einigermaßen aus der Fassung kam. . . ."

„Bitte, mein Fräulein, es bedarf keiner Entschuldigung!“ versetzte der Richter gelassen lächelnd. „Unser Protokoll wird in einer Viertelstunde zu Ende sein. Bitte, lassen Sie uns in unserm Geschäfte fortfahren, und bemühen Sie sich einstweilen ins Partieenzimmer. Fräulein Götz braucht nur noch der Verlesung des Protokolls anzuwohnen und zu unterschreiben, und ist dann frei.“

„Wie? und Sie wollen mir nicht erlauben, das arme tief erschütterte Kind durch meine Gegenwart einigermaßen aufzurichten, Herr Stadtrichter?“ fragte Fräulein de Lagardie in gefühlvollem, pathetischem Tone.

„Es erscheint mir überflüssig und ist gesetzlich unzulässig, mein Fräulein“, sagte der Richter. „Fräulein Götz wird Ihnen bestätigen, daß sie gefaßt genug ist, die an sie gerichteten einfachen und ganz objectiven Fragen ruhig zu beantworten, und daß ihr keinerlei Zwang oder Einschüchterung angethan wird.“

Jenny nickte ihrer Beschützerin, die noch immer einen Arm und den einen Schoos ihrer Mantille um sie geschlungen hielt, bestätigend zu, und Fräulein de Lagardie sah sich um eine sehr empfindsame Scene betrogen und in die Nothwendigkeit versetzt, dem maßgebenden Verlangen des Richters nachzugeben. „Nur Muth, mein liebes Kind! ich werde

Sie draußen erwarten, ich werde dieses Haus nicht ohne Sie verlassen!“ sagte sie mit einem sentimentalen Pathos, stammelte dann einige Entschuldigungen gegen Richter und Schöffen und rauschte aus dem Zimmer.

Der Richter konnte trotz alles Ernstes der Situation ein sarkastisches Lächeln nicht unterdrücken und winkte Jenny freundlich zu, in ihrer unterbrochenen Aussage fortzufahren, während die beiden Gerichtszeugen eine prise de contenance nahmen, weil sie über den soeben erlebten Auftritt nichts Besseres zu thun wußten.

Das Verhör war bald beendigt und mittlerweile unterhielt sich Fräulein de Lagardie im Partieenzimmer leutselig und herablassend mit dem Gerichtsdiener Schnapp, den sie zuvor schon über seine Ansicht von Jenny's Schuld oder Unschuld und über deren mögliches Schicksal konsultirt hatte. Als eine sehr umsichtige und behutsame Person würde sie sich nämlich der armen Jenny sicher nicht mit dieser Beeiferung angenommen haben, wenn auch nur der leiseste Argwohn einer Konnivenz mit Frau Schaberle auf deren Gehülfin gehaftet hätte, oder wenn nicht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vorauszusehen gewesen wäre, daß man Jenny nur als Zeugin vernehmen und hernach freilassen würde. Aber Fräulein de Lagardie liebte es, allenthalben mit etwas

dramatischer Wirkung aufzutreten, und verhehlte sich nicht, daß ihr „schöner Irrthum“ ihr in den Augen der Richter wie in denen Jenny's zur Ehre gereichen würde. —

„Komm' an mein Herz, mein liebes, armes Kind, und weine Dich aus!“ rief sie Jenny entgegen, als diese aus dem Verhörzimmer trat und breitete ihr die Arme entgegen. „Hier schlägt für Dich eine treue, fühlende Brust, und Du sollst inne werden, daß Du hinfort nicht mehr einsam und verlassen bist! Man hat Dein schönes, kindliches Vertrauen schmachvoll mißbraucht, mein theures schwergeprüftes Kind; aber ich will Dir diese Heimsuchungen vergessen machen und Dich mit so viel Liebe und wohlwollender Zärtlichkeit umgeben, daß die Wunden Deines Gemüthes bald wieder vernarben, daß Dein Glaube an die Menschheit wieder aufleben soll und daß Du die Schickung einst preisen wirst, welche Dich in meine Arme geführt hat!“

„Der Himmel möge es Ihnen lohnen, meine edle treffliche Frau!“ war Alles, was Jenny zu antworten vermochte, als sie sich nun wirklich einige Minuten lang in Freude und Dankbarkeit an Fräulein de Lagardie's Busen ausweinte, worauf diese die ruhig gewordene Jenny unter dem Arme ergriff und mit sich fortführte.

„Wir wollen zu Herrn Wehner gehen und ihm

für seine gute Absicht danken", sagte Fräulein de Lagardie. „Hoffentlich werden Sie sich aber bei mir, in meinem stillen, bescheidenen Hause heimischer fühlen, als in seiner kinderreichen Familie, liebe Jenny! Was Sie vor Allem bedürfen, ist Ruhe und Sammlung, und diese sollen Sie bei mir finden, wenn Sie wollen!"

„Mit tausend Freuden, bestes Fräulein! Sie haben den gegründetsten Anspruch auf meinen lebenswierigen Dank!" stammelte Jenny.

„Oh, reden Sie nicht von Dank, Liebe! wenn ich dem Zuge meines Herzens folge, worin Sie sich von dem Augenblicke unserer ersten Begegnung an ein so warmes Plätzchen erobert haben!" versetzte Fräulein de Lagardie mit dem einschmeichelndsten Tone und Blicke. „Es erscheint mir wie eine Fügung des Himmels, daß wir uns so in Leid und Trübsal getroffen und verbunden haben, und wir werden uns niemals wieder verlassen, nicht wahr, bis der Tod uns trennt? — Und von Herrn Wehner gehen wir dann zu Ihrem Gönner und Freunde, dem Vikar Jürgens, und theilen ihm mit, daß Sie sich unter meinen Schutz gestellt haben!"

Jenny in ihrer tiefen und freudigen Rührung war mit Allem einverstanden und hatte keine Ahnung davon, als sie so, am Arme der Instituts-Vorsteherin, durch die Straßen von Hellburg schritt,

wo die Leute sie neugierig und verwundert anstarrten, daß sie die unbewußte ahnungslose Komparse in einer kleinen Komödie war, worin Fräulein de Lagardie aus der hilflosen Lage Jenny's Kapital an Popularität und humaner werkthätiger Menschenfreundlichkeit machte.

Als sie endlich nach den Gängen zu den Herren Wehner und Jürgens, welche mit dem von Jenny gewählten Asyle einverstanden waren, ihr aber ein solches ebenfalls eingeräumt haben würden, das hübsche Haus in der Vorstadt betrat, worin das Töchterpensionat von Fräulein de Lagardie war, — als sie in dem eleganten und behaglichen Zimmer des Fräuleins stand und diese, wie von den gehabten Gemüthsbewegungen erschöpft, sich in einen Armstuhl warf, — da sank Jenny, von den aufrichtigsten Gefühlen des innigsten Dankes überwältigt, zu den Füßen des Fräuleins, bedeckte dessen beringte Hand mit Küssen und Thränen und stammelte: „Mit Gott den Eingang! Der Himmel segne Sie und vergelte Ihnen diese edle hochherzige That! Er lohne Ihnen mit dem reichsten Segen diese Zuflucht, die Sie mir gewähren!“

„Nicht Zuflucht, Liebe! eine Heimath sollst Du hier finden!“ flüsterte Fräulein de Lagardie bewegt.

## Fünftes Kapitel.

Drei Monate waren vergangen, und Jenny glaubte eine Heimath in dem Hause des Fräuleins von Lagardie gefunden zu haben. Eine Andere an ihrer Stelle hätte sich vielleicht mit Arbeit überbürdet und fast wie eine Sklavin behandelt, ausgebeutet gefühlt. Nicht so Jenny. Sie hatte von frühe auf sich an angestrengtes Arbeiten gewöhnen müssen, denn die guten Leutchen daheim hatten ihr das Beispiel davon gegeben. Bei Frau Schaberle war sie hierin auch nicht verwöhnt worden, denn dort war ihr ebenfalls aufgebürdet worden, was nur irgend menschenmöglich war. Und wie hätte sie jetzt nicht mit dem herzlichsten Eifer und guten Willen Alles thun sollen, was ihr angesonnen wurde? Wie ganz anders waren ja jetzt ihre Verhältnisse! ihre Beschäftigungen! Statt des ewigen Stillesitzens in dem heißen, niedrigen, dumpfigen Atelier hier die hübsche elegante Kinderstube, die geräumigen Schulzimmer, der große schöne Garten, den der Herbst in seine reichsten weichsten Farbentöne kleidete. An=

statt der ewig drängenden, schmählenden, keifenden, feilschenden Frau Schaberle, welche nur vor ihren Kunden den lächelnden Engel spielte, das würdevolle vornehme Gebahren von Fräulein Lagardie, die ihren Lehrerinnen und Zöglingen immer wie eine Juno entgegentrat, ein Lächeln auf den Lippen, ein freundliches, leutseliges, bittendes Wort im Munde, zumal wenn sie außerordentliche Dienste verlangte; statt der rohen, ausgelassenen, ungebildeten und muthwilligen Arbeiterinnen zwei liebreiche, freundliche junge Damen als Lehrerinnen, welche von Anbeginn an die zarte Andeutung von Seiten der Vorsteherin erhalten hatten, daß sie Jenny als Kollegin zu behandeln hätten, indem sie, die Dame des Hauses, sich vorgenommen habe, an dem armen Kinde, dem das Geschick schon frühe solch herbe Prüfungen auferlegt, Mutterstelle zu vertreten! Statt der Seidenlappen und Blonden und Bänder als Material ein lebendiges, jugendlich frisches Leben unter den Händen — drei harmlose, heitere, unbefangene Kinder, welche bald mit dem herzlichsten Vertrauen an Jenny hingen, mit denen sie spielen, spazieren gehen, die sie verpflegen, unterhalten, unterrichten durfte! Statt der Beschäftigung mit elendem Flitterstatt und eitlem Tand das erhebende Bewußtsein, gute edle Menschen für die Welt zu erziehen! — O, dies war ja wie eine Wiederge-

burt für Jenny, welche nichts Anderes vor Augen hatte, als das großherzige freigebige Opfer, welches Fräulein Lagardie gebracht, indem sie sie in ihr Haus genommen hatte!

Mutter Röse war mit dem Tausch ganz einverstanden gewesen und hatte sogar eine kleine baare Summe geschickt, damit Jenny sich, wie der Diakonus angedeutet hatte, eine für ihre nunmehrige Stellung geeignetere Garderobe anschaffen könne, eine Garderobe, welche bei aller Einfachheit Jenny doch gegenüber von ihrem seitherigen Aufzuge prächtig erschien.

Jenny hatte das Ereigniß, welches ihrem Schicksal ein solch unerwartete Wendung gab, von Fräulein von Lagardie's Hause aus nach Westheim berichtet, und zwar an den Diakonus Strebel, welcher ja der geeignetste Uebermittler einer solchen Botschaft an Mutter Röse war und diese darauf vorbereiten, den erschreckenden Eindruck der Botschaft abschwächen, den Vorschlag der Instituts-Vorsteherin kommentiren konnte. Herr Strebel ertheilte denn auch Jenny den Bescheid, die Mutter habe die vollendete Thatsache ruhig hingenommen und in der Entrüstung über die nichtswürdige Heuchlerin, Frau Christiane Schaberle, sich glücklich gepriesen, daß sich eine solche Dame der verlassenen Jenny angenommen. Der Diakonus hatte Mutter Rösen überzeugt, daß

dieser Berufswechsel kein Verlust für Jenny, sondern ein Fortschritt, ein Glücksfall sei, welcher der Tochter ein höheres, gemeinnützigeres und für die Menschheit ersprießlicheres und wohl auch unabhängigeres Ziel in Aussicht stelle, als Jenny in dem Stand einer Putzmacherin gefunden hätte, — ein Ziel, welches das von Meister Götz für seine Tochter in Aussicht genommene weit überrage. Auf Meister Götzens Ansicht war kein Gewicht mehr zu legen, denn sein armer Geist ward von Tag zu Tag mehr umnachtet, sein Dasein kaum noch mehr als ein rein vegetatives. Mutter Röse hatte deshalb dem Diakonus Vollmacht gegeben, in Sachen Jenny's und ihrer Zukunft ganz nach seinem Gutdünken zu handeln. Herr Strebel hatte hiervon auch Gebrauch gemacht und nicht nur an sein Beichtkind einen langen Brief voll freundlicher Rathschläge, nützlicher Fingerzeige und herzlicher Ermahnungen geschrieben, sondern sich auch mit Fräulein Lagardie ins Benehmen gesetzt, einmal um ihr für ihre werkthätige humane Theilnahme an Jenny's Geschick zu danken und zum andern, um mit ihr ins Klare zu kommen über die Bedingungen, unter welchen sie Jenny aufnehmen, und über die Bestimmung, welche sie ihrem jungen Schützlinge geben wolle.

Der Bescheid, welchen Fräulein Lagardie hierauf gegeben, war nicht nur ungemein befriedigend für

Mutter Röse und Jenny, sondern auch beruhigend für den schärfer blickenden Geistlichen. Fräulein Lagardie meldete ihm einfach: sie habe sich schon von der ersten Begegnung mit Jenny durch deren ganze Erscheinung unwillkürlich angemuthet und gefesselt gefühlt — insbesondere durch jenes unbestimmbare Etwas von Geist und Gemüth, von stiller Schönheit und natürlicher Anmuth und Würde, welche dem jungen Mädchen bei aller Anspruchslosigkeit und beinahe kindlichen Jungfräulichkeit etwas so von Haus aus Edles und Vornehmes, ein beinahe aristokratisches Gepräge leihe. Sie habe darauf Jenny näher beobachtet und gefunden, daß die gewinnende Hülle auch einen gediegenen Kern von Geist und Gemüth, von Intelligenz und Urtheil, von Willenskraft und Charakter berge, sie habe — mit Einem Worte — in Jenny ein Wesen kennen gelernt, an welches sie sich mit dem ganzen Drange mütterlicher Liebe, Fürsorge und Zärtlichkeit anschließen könne.

„Die Vorsehung“, schrieb sie an den Diakonus Strebel, — „die Vorsehung hat mir in ihrer unerforschlichen Weisheit das Glück versagt, eine eigene Familie gründen zu dürfen. Ich will darob nicht klagen, denn der Himmel hat mich reich begnadet, indem er mir einen Wirkungskreis schenkte, worin ich etwas für die Menschheit thun kann und darf,

indem er mich zu einem schwachen Gefäße und Werkzeuge seiner Gnade gemacht hat. Aber ich stehe allein, fern von meinem Vaterlande, verwaist und losgetrennt von allen Lieben und Freunden und Verwandten, und bin an der Schwelle meines Lebensabends. Ich habe mich in dem Gedanken eingewiegt, mir eine selbstgewählte Tochter zu erziehen, welche dereinst, wenn meine Kräfte mich verlassen, mich unterstützen, mein Werk fortsetzen und den schönen Wirkungskreis erweitern könne, welchen ich mit Gottes Hilfe geschaffen. Ich habe dieses Kind meiner Wahl in Jenny gefunden, und Sie, mein hochwürdiger Herr, werden gewiß die kleine Regung von Selbstsucht und Eigenliebe nicht verdammen, welche in meinem Gebahren liegt. Liegt ja doch einem gewissenhaften Menschen mehr der Wirkungskreis am Herzen, den er sich geschaffen, als die leibliche Behaglichkeit oder der Wohlstand, welche er damit errungen hat! Ich bin von Jenny ganz überzeugt, daß ich mich in ihr nicht getäuscht haben werde, daß sie alle Hoffnungen verwirklichen wird, die ich auf ihren Geist und ihr Herz gesetzt habe."

Den Diakonus hatten diese Worte tief gerührt und sehr zu Gunsten des Fräuleins von Lagardie eingenommen, und um Jenny zu zeigen, was für eine edle, uneigennützige, liebreiche Beschützerin und treue mütterliche Gönnerin sie an dem Fräulein habe,

hatte Herr Strebel ihr gerade diese Stelle aus dem Briefe der Pensionats-Direktrice abgeschrieben und damit das junge Mädchen mit einer innigen eifrigen Dankbarkeit und einem unsäglichen Drang erfüllt, sich dieses Vertrauens und dieser mütterlichen Fürsorge durch die zärtlichste liebevollste Verehrung und den unermüdlichsten Eifer würdig zu machen. Jenny fühlte in ihrer aufrichtigen Demuth sich wirksam gehoben, geadelt, zu ihren besten Aspirationen verpflichtet durch dieses Loos, welches ihr als eine ganz unverdiente Gnade von oben für ihre Zukunft in Aussicht gestellt war.

Es gelingt nur bevorzugten Naturen, in einem Lebenskreise, wo man, von Gleichberechtigten umgeben, der Liebling der Vorgesetzten ist, sich die neidlose Liebe und Zuneigung der Kollegen zu erhalten. Jenny gelang dies vollkommen. Sie war immer bescheiden, anspruchslos und gefällig gegen Andere; sie überhob sich nicht einmal in Gedanken über die beiden Lehrerinnen, welche sie hier angetroffen hatte und deren überlegene Kenntnisse und weltmännische Bildung sie anerkannte. Jenny ließ sich weder von den stürmischen Liebkosungen trunken machen, welche Fräulein Lagardie stets an sie verschwendete, so oft sie mit Jenny allein war, und die ihr anfangs fremdartig, ungewohnt und sogar unnatürlich vorkamen und die sie daher nur mit der

größten Schüchternheit und Zurückhaltung erwiederte; noch verlor sie je den besonnenen klaren Blick für den Abstand, welcher sie annoch nach Kenntnissen und Weltgewandtheit von ihren Vorgesetzten trennte. Jener angeborene Takt gewisser edler Naturen, welchen man die Höflichkeit des Herzens und Gemüthes nennen möchte, zeichnete ihr die genauen Grenzen eines stets zuvorkommenden, freundlichen, unaufdringlichen, kindlich naiven und schüchternen Benehmens vor, das mit einer unbeschreiblichen stillen Anmuth verquickt war. Das leichte liebliche Lächeln ihres Mundes, der freundliche schüchterne Aufblick des schönen braunen, sanften Gazellenauges, die flüchtige Röthe, welche ihre frischen Wangen überfluthete, wenn man Jenny anredete, — kurz ihr ganzes Gebahren voll ungesuchter Grazie athmete ein Etwas, welches auf den unbefangenen zufälligen Beobachter wie auf die täglich mit Jenny Zusammenlebenden einen unbeschreiblichen Eindruck ausübte.

Allein leider sind diese Vorzüge nicht allmächtig. In der Unvollkommenheit der Menschennatur liegt es begründet, daß selbst in der Freundschaft keine ganz reine Hingebung und Neigung vorkommt, wenn sich nicht der Vortheil als Bindemittel dazu gesellt. Der Vortheil, die Befriedigung von Eigenliebe oder Eigennutz, ist eines der mächtigsten Bindemittel in der ganzen Welt, und übertäubt manche bessere

innere Stimme, hängt sich, wie die Scholle der leichtest beschwingten Sohle, auch den edelsten Empfindungen und Affekten an und zieht sie herunter in eine banalere Welt. Der Vortheil war es auch, welcher die Herzen der beiden Lehrerinnen gewann. Fräulein Lagardie war sehr eitel und liebte die eleganteste Toilette. Sie konnte diesem Hang nun wohlfeiler fröhnen, seit Jenny im Hause war, da diese ihr ungewöhnliches Talent, ihre Erfindungsgabe und ihre Geschicklichkeit in Anfertigung von Kleidern, Hüten, Chemisetten, Häubchen ꝛc. mit der herzlichsten Bereitwilligkeit zur Verfügung ihrer Gebieterin stellte und wahrhaft froh und beglückt war, wenn sie dadurch Fräulein Lagardie nur die Wärme ihrer aufrichtigen Dankbarkeit beweisen konnte. Ferner war Jenny selbst immer reizend gekleidet, mit einem angeborenen Sinn für Schönheit und Anmuth, wie er das Monopol künstlerisch-angelegter Naturen ist. Da Jenny nun den beiden Lehrerinnen, welche nach junger hübscher Mädchen Art auch an Putz und Eleganz ihre Freude hatten, ihren Rath und ihre Hilfe nicht vorenthielt und den Kolleginnen manche Nachtstunde opferte, um eine Robe abändern, einen Hut neu garniren zu helfen, und da Alles, was unter Jenny's Händen hervorging, einen ganz besonderen Chic von Anmuth und Eleganz und ein originelles Gepräge hatte, so war gar nicht zu ver-

wundern, daß die beiden, pekuniär nicht allzu glänzend gestellten Lehrerinnen um der Befriedigung ihrer Eigenliebe wie um ihres Vortheiles willen der Bonne mit aller Beeiferung und Freundlichkeit entgegenkamen und in den Lehrstunden sowohl, wo Jenny ihnen als Schülerin gegenüber saß, wie in den späten Abendstunden, wo Jenny für sie arbeitete oder ihnen bereitwillig arbeiten half, ihren eifrigen Wissensdurst befriedigten und die Schätze ihrer bescheidenen Gelehrsamkeit und Erfahrung gern mit ihr theilten.

Jenny gehörte zu jenen Sonntagskindern, welche Jedermann ein Interesse einflößen oder ein Wohlgefallen abgewinnen. Sie war der Liebling des ganzen Hauses, ohne es zu suchen, ohne sich darum zu bemühen, ohne irgend Jemand zu bevorzugen oder auszuzeichnen, ohne darum eingebildet zu werden oder sich selbst zu überheben. Die älteren Zöglinge liebten Jenny und begegneten ihr, so schalkhaft, spottsüchtig, vorlaut und dünkelhaft sie sonst auch waren, mit einer gewissen freundlichen Achtung. Die drei Kinder aber, welche Jenny's spezieller Aufsicht untergeben waren, hingen bald mit der vertrauensvollsten Neigung an ihr und gehorchten ihr auf den Augenwink.

Es waren drei arme Kinder, die auf Jenny's mütterliche Pflege angewiesen, ihr von Fräulein Lagardie besonders überantwortet waren.

Cora Rawlins war das Kind eines britischen Offiziers von der indischen Armee, der jetzt im fernen Bandelkhand in Garnison lag und nach dem Tode seiner Gattin dieses einzige Pfand der Liebe fremden Händen zur Erziehung übergeben gemußt, da er, bei einem Regiment irregulärer eingeborener Truppen stehend, ein soldatisches Nomadenleben führte und das zarte Kind nicht den Wechselfällen desselben aussetzen wollte. Er hatte sich daher das Opfer auferlegt, das Kind nach Europa und zwar nach Deutschland zu schicken, da der einzige nähere Verwandte, welchen er besaß, in der Nähe von Hellburg Direktor einer großen Fabrik war. Cora war etwa neun Jahre alt und für ihr Alter noch ungemein zart und kindlich; der Verlust der Mutter, die weite Seereise, die Vereinsamung, hatten das Kind still und schüchtern gemacht. Es lernte nur schwer Deutsch, sprach aber Englisch und Hindustanisch, wie es diese Sprachen von der Mutter und der Ayah erlernt hatte, und war wenigstens musikalisch und für Musik empfänglich, wenn auch für sonstiges Wissen noch etwas indolent. Aber die liebreiche zärtliche Freundlichkeit, womit Jenny, von dem Geschick dieses Kindes einer fernen Zone gerührt, ihm von Anbeginn entgegenkam, hatte Cora's Herz für die Bonne gewonnen.

Melanie Cossonay war neun Jahre alt, eine

kleine, muntere, leichtangelegte Französin, ebenfalls Waise, denn ihre Mutter war an einen zweiten Gatten, einen launischen reichen alten Herrn, verheirathet. Ihr Vater war Kaufmann in Bordeaux gewesen, hatte Bankerott gemacht, war nach dem Senegal gegangen, um sich daselbst in Eile ein Vermögen zu machen, und dort dem mörderischen Klima erlegen, ehe er noch recht begonnen hatte, sein Vorhaben auszuführen. Die Mama, eine weltgewandte kokette Dame, hatte einen andern Gatten gefreit und dem Glanze ihrer neuen Stellung ihre Mutterpflicht zum Opfer gebracht, denn der Herr Gemahl wollte nicht die Unruhe eines Stiefkindes im Hause haben, und bezahlte ein freigebiges reichliches Kostgeld in der ihm als besonders gut gerühmten Anstalt des Fräulein de Lagardie, um Melanie'n eine Erziehung zu sichern, welche die im Grunde wohl nicht sehr ernsten Skrupel seiner Gattin zu beschwichtigen vermochte. Melanie war erst einige Monate hier und noch ziemlich schüchtern, obschon auch ihr Herz der neuen Bonne sich rasch öffnete.

Allein Jenny's eigentlichster Liebling war doch von Anfang an Natascha, das jüngste der drei Kinder, die kleine, blonde, etwa achtjährige Petersburgerin. Es war ein reizendes, schönes Kind, nicht etwa von sonderlich regelmäßigen Zügen, aber von einem unbeschreiblich gewinnenden Wesen. Der zarte

Teint, die großen, schönen, lichtblauen Augen von einer Intelligenz, welche über seine Jahre hinauszugehen schien, der Zug von leisem Leiden um die etwas blassen Lippen eines feingeschnittenen Mundes, der eigenthümliche fast klagende Timbre von Natascha's schwacher Stimme, die Hilflosigkeit der Armen, die nicht ohne Krücken gehen konnte, — all das zusammen appellirte so mächtig an Jenny's weiches, echt weibliches Herz, daß sie sich gelobt hatte, Natascha mit noch weit größerer Liebe und Sorgfalt zu behandeln, als Fräulein Lagardie ihr anempfohlen hatte. Natascha's Erziehung war weit mehr vernachlässigt, als man es bei den glänzenden Gaben des Kindes und dem Stande seiner Eltern hätte erwarten können. Aus den Erzählungen des Kindes ging hervor, daß es in einem sehr vornehmen Petersburger Hause aufgewachsen war. Papa war nach seinen Schilderungen ein vornehmer schöner Offizier in einer reichen goldgestickten Uniform mit goldgestickten Epauletten und Fangschnüren, Mama eine schöne, blasse, kranke Dame, welche viel geweint habe und immer sehr traurig gewesen sei. Und einmal sei Papa weit, weit fortgereist und Mama habe sehr viel geweint, und dann sei Mama lange, lange nicht mehr zu den Kindern gekommen und diese: Olga, Isidora und Natascha, ganz allein gewesen mit Fräulein Weinmüller und der Diener-

schaft. Dann sei Fräulein Weinmüller fortgegangen und habe viel geweint und statt dessen sei Tante Mimi gekommen, und dann sei man in einem Wagen fortgefahren und auf ein großes, großes Schiff gegangen, — auf ein Schiff, wie Natascha es oft auf dem Wasser gesehen, wenn sie mit der Amme Betja spazieren gefahren oder gegangen sei, und man sei lange, lange auf dem Wasser gefahren und sei endlich in ein kleines Schloß gekommen, wo nur ein alter Herr gewesen, Großpapa, nämlich Papa's Vater, und hier seien Olga und Isidora nach einander abgereist mit Tante Mimi, und Natascha allein mit Betja zurückgeblieben bei Großpapa, und endlich sei Tante Mimi wiedergekommen und habe auch Natascha abgeholt und hieher gebracht zu Fräulein Krug, die nun auch weggegangen sei, und Betja sei ebenfalls fortgegangen, und Natascha habe viel geweint.

Diese in harmlosem Geplauder geschehenen Mittheilungen des Kindes hatten Jenny's Vermuthungen den weitesten Spielraum gelassen. Das Kind sprach nur etwas gebrochen Deutsch, aber Jenny lernte manche Gegenstände des täglichen Gebrauchs in russischer Sprache bezeichnen, um Natascha die deutschen Worte dafür desto leichter einzuprägen, und sie gab sich am liebsten mit der kleinen Petersburgerin ab, wie von einer unerklärlichen geheimen

Macht zu dem Kinde hingezogen, das in seinem Rollstühlchen beinahe den ganzen Tag nicht von ihrer Seite kam, selbst wenn sie den beiden anderen und namentlich Cora die Anfänge des Klavierspiels beibrachte. Nataſcha ward munterer und zuthunlicher, aufmerksam und wißbegierig für Alles, was in ihren Bereich kam und stets beeifert, sich durch Fragen und Erkundigungen aller Art über jede neue Erscheinung, die ihr begegnete, aufzuklären, so daß Jenny bald bemerkte, wie das unglückliche Kind mit seinen verkümmerten und verkrümmten Beinchen und Füßchen trotz der zarten Gestalt und des schwächlichen Wuchses doch geistig das bedeutendste und aufgewecktеste unter ihren drei Zöglingen war, und unter allen Dreien mit der aufrichtigsten, vertrauensvollsten und dankbarsten Liebe an der neuen Bonne hing.

So war denn Jenny mit ihrer Stellung ganz zufrieden. Fräulein Lagardie verwöhnte sie niemals durch ein allzu anerkennendes Lob, sie ertheilte ihr vielleicht bei jeder Begegnung gewisse leitende Winke und Ermunterungen bezüglich der drei Kleinen, aber sie umarmte und küßte sie ja so stürmisch und leidenschaftlich, so oft Jenny mit ihr unter vier Augen allein war, daß sie daraus schließen mußte, die Dame des Hauses sei mit ihr zufrieden. Sie gab Fräulein Keller und Miß Hills den Auftrag, Jenny

Unterricht im Französischen und Englischen und namentlich in der Konversation zu geben, damit sie dasjenige, was sie im Verkehr mit den Kindern sich von diesen Sprachen aneignete, auch grammatikalisch und methodisch erlerne, und der lernbegierige Eifer Jenny's erleichterte den beiden Kolleginnen diese Aufgabe ungemein. Die späten Abendstunden, welche die Bonne mit den beiden Lehrerinnen gemeinsam verbrachte, wurden meist ebenfalls nur dem gleichsam spielend ertheilten praktischen Unterrichte in der französischen und englischen Konversation gewidmet.

Die junge Bonne hatte sich in die tägliche Routine des Lebens in dem Institute vollkommen eingelebt. Die Vergangenheit und namentlich das Lehrjahr bei Madame Charlotte, lag hinter ihr wie ein Traum und sie dachte kaum mehr daran, wenn nicht äußere Veranlassungen sie daran gemahnten. Ein neuer Beruf, eine gehaltvollere Zukunft lag vor ihr, und mit starkem Geist und vollem Willen widmete sie sich der neuen Bestimmung, fest entschlossen einen Erfolg zu erringen. Schon vor Tage war sie auf den Beinen, als die früheste im Hause munter, niemals müssig, jetzt über einem Buche sitzend oder irgend eine Aufgabe in ihren Heften erledigend, jetzt einige freie Minuten am Piano sich übend, geduldig, unverdrossen, mit heiterer Gefälligkeit jeder Aufgabe genügend.

Es war ein heiterer Februartag; die matte Sonne eines Winternachmittags beleuchtete die Schneedecke des Schloßberges und hob dieselbe wie leuchtend von den dunklen Fichten und breitästigen kahlen Kronen der Laubbäume ab, welche an den Abhängen desselben bald in Gruppen, bald im Verband wuchsen, und Jenny saß gerade mit ihren drei Zöglingen oben am Fenster des Kinderzimmers, um ihnen Rechnen-Unterricht zu ertheilen, als Fräulein Lagardie mit einer für ihre stolz-erhabene würdevolle Weise ungewohnten Hast eintrat. Ihre Züge verriethen eine gewisse Gemüthsbewegung und mit einem stummen Winke lud sie Jenny ein, ihr zu folgen.

„Seid artig, Kinder! ich werde Euch Emilien sogleich heraufschicken! Liebe Cora, Du wirst einstweilen die Aufsicht führen!“ rief Fräulein Lagardie den drei Kleinen zu, und auch ihre Stimme klang etwas bewegt und belegt.

Drunten in ihrem Studirzimmer schlug Fräulein Lagardie ihre Arme um Jenny, und drückte diese mit einer feierlichen Zärtlichkeit an ihr Herz.

„Mein liebes Kind, bereite Dich auf einen Schmerz vor, der Dir nicht erspart werden kann!“ hub sie an.

„Um Alles, Fräulein! was ist geschehen?“ rief

Jenny mit ahnungsvollem Schreck; „mein lieber Vater ist gestorben?"

„Du hast es errathen, mein Kind! Der Herr alles Lebens hat ihn einberufen in seine ewigen Wohnungen! Ihm ist wohl!" flüsterte Fräulein von Lagardie mit gedämpfter Stimme und umschlang die in lautes krampfhaftes Schluchzen ausbrechende Jenny noch fester. „Weine Dich aus, liebes Herz, aber laß Dich nicht von dem Schmerze übermannen und verblenden! Der Selige hat ein Recht auf Deine Liebe und Dankbarkeit, aber wir, die wir noch leben, haben ebenfalls ein Recht daran, namentlich ich, die ich Dir Mutterstelle vertreten will und die ich Dir hier das feierliche Gelübde erneuere, daß ich Dich nicht verlassen will!"

„Oh, wie lieb, wie gut von Ihnen, theuerstes Fräulein!" erwiederte Jenny, sich sanft ihren Armen entwindend, und küßte ihr die Hand. „Gott lohne es Ihnen! . . . Aber bitte, lassen Sie mich weinen! Und wie kam es denn Alles? woher wissen Sie?"

„Dort liegt ein Brief vom Diakonus mit einer Einlage für Dich, armes Kind! Gestern Abend spät starb Dein Vater still und schmerzlos — lies es selbst! Der Diakonus wünscht, daß Du auf einige Tage heimkehrst. Aber erinnere Dich, mein liebes Kind, daß Deine neue Heimath hier ist, nicht

bei der alten Frau in Westheim, wo Du Dich nicht mehr heimisch fühlen würdest und wo Du Dich unbehaglich fühlen wirst . . .“

„Niemals, mein liebes Fräulein! bedenken Sie, es ist mein Elternhaus!“ rief Jenny, beinahe unwillig über einen Schluß, der ihrem Fühlen und Denken so zuwiderlief. „Wie arm und schlicht und nach Anderer Begriffen ungebildet auch jene Heimath sein mag, so hat meine Mutter doch das älteste, unveräußerlichste, ehrwürdigste Anrecht an meine Liebe und Treue, an meine dankbare Pflege!“

„Deine rechte wahre Mutter, ja! das räume ich ein! Und wer weiß, was Du nun erfahren wirst!“ erwiederte Fräulein Lagardie geheimnißvoll. „Jedenfalls mußt Du mir versprechen, möglichst bald wieder hierher zurückzukehren und mir Alles zu erzählen, was Du zu Hause erleben wirst!“

„O gewiß, wer hätte ein heiligeres Anrecht daran, als Sie, meine Wohlthäterin, deren Liebe ich nie vergessen werde!“

„Versprich mir, Liebe, daß, wie es sich auch mit Dir und Deinem Loose gestalten möge, Du mein Haus immer als das erste Asyl erwählen wirst!“

„Ich verspreche es, bei Ihnen zu bleiben, falls meine Mutter mich entbehren kann!“ gelobte Jenny, in ihrer schmerzlichen Aufregung kaum wissend, was sie versprach. Dann setzte sie sich in eine Ecke und

las die beiden Schreiben des Diakonus Strebel, die ihr den schmerzlichen Heimgang des Meisters Götz und die Nothwendigkeit meldeten, daß sie auf einige Tage heimkehre, um der Beerdigung des theuren Todten anzuwohnen und gewisse unerläßliche Auftragungen entgegenzunehmen. Der Greis hatte keine lichten Momente mehr vor seinem Ende gehabt, aber Jenny's Namen noch mehrfach gerufen, als ob in seinem umnachteten Geist die Erinnerung an seine Tochter, die Freude seines Alters, sich noch einmal zur klaren Empfindung hindurchgerungen, und er in den letzten Lebensstunden den Wunsch gehegt habe, Jenny noch einmal zu sehen.

Noch in derselben Nacht reiste Jenny mit der Post nach Hause, von Fräulein Lagardie freigebig mit einigen Trauerkleidern, einem schwarzen Shawl und Kreppschleier aus ihrer eigenen Garderobe ausgestattet. Der Morgen graute, als der Eilwagen sie an den ersten Häusern von Westheim jenseit der Brücke absetzte, und der heftigste Schmerz brach willenlos in Jenny hervor beim Anblick des kleinen Häuschens, welches der Schauplatz ihrer Kindheit gewesen war und worin sie den einfachen, schweigsamen, gutherzigen Mann, den sie Vater nannte, zu pflegen und kindlich verehren zu dürfen gehofft hatte, — den Mann, der nun kalt und todt dort lag. Der eisige Frost, der über dem kalten Winter=

morgen lag, schien auch über ihre eigenen Hoffnungen ergangen, und ihr lautes Schluchzen kündigte sie dem Mütterchen an, als sie in das Häuschen trat.

Frau Röse trat ihr gefaßt entgegen, aber wie mager und zusammengesunken erschien sie Jenny in ihrer schwarzen Haube und der Trauertracht! Welch eine Geschichte von Weh und Leid und immerwährenden Sorgen und Aufregungen erzählten diese beinahe schlohweißen Haare, diese tiefen Furchen in den schlichten lieben Zügen und die eingesunkenen Wangen! Und doch war Frau Götz jetzt ruhig: das ganze letzte Lebensjahr ihres Gatten war ja ein einsames geistiges Sterben gewesen, das seine leibliche Auflösung beinahe wünschenswerth, trostvoll, als eine Erlösung hatte erscheinen lassen.

„Weine nicht um ihn, liebes Kind!“ sprach Frau Röse gefaßt, als sie das schluchzende, schwankende Mädchen, das jetzt die Mutter schier um eine Kopflänge überragte, innig an sich drückte. „Ihm ist ja wohl; gönne ihm die ewige Ruhe! Er hat viel gelitten, ehe er reif war für den Himmel!“ Und dann drang sie in Jenny, sich noch ein paar Stunden in ihrem Stübchen auf das Bett zu legen und auszuruhen, da sie ja die ganze Nacht hindurch gefahren sei.

„Die Beerdigung ist heute Nachmittag um 4 Uhr,

und Du sollst ihn noch einmal sehen, ehe man ihn in den Sarg legt", sagte sie; „Du sollst aber mit alle dem Widerwärtigen, was solch' eine Beerdigung mit sich bringt, nichts zu schaffen haben. Bleib' nur hübsch oben in Deinem Stübchen; ich habe schon ausbedungen, daß es nicht versiegelt wird!"

„Versiegelt, liebe Mutter? und warum denn?" fragte Jenny, und bemerkte jetzt erst Papierstreifen und rothe Gerichtssiegel an der Walzenkommode und an einigen anderen Möbeln.

„Kehre Dich nicht daran, liebes Kind! Das ist so die übliche Form, glaub' ich, und geschieht um Wilhelms willen, der in diesen Wochen hierher zurückkommen wird", erwiederte Mutter Götz ausweichend, und bereitete dann den Kaffee, den Jenny nach der langen kalten Nachtfahrt trinken sollte, um sich einigermaßen zu stärken und zu erwärmen. Aus bereitwilligem Gehorsam gegen die Mutter, die ihr so seltsam vorkam, ergab sich Jenny fügsam in Alles.

Ja, als sie droben in ihrem Stübchen auf dem Bette lag und sich vergebens bemühte, einzuschlafen, kam ihr die gute Mutter wirklich verändert vor. Eine tiefe Trauer, eine schwere Gedrücktheit lag in ihrem ganzen Wesen, und der Schmerz um den Todten war sicher nicht minder ernst, weil er stumm war und nicht so geflissentlich an die Erscheinung

treten konnte. Allein um den Mund lag auch zugleich neben der Wehmuth und Niedergeschlagenheit eine gewisse Härte und Bitterkeit, und etwas wie Trotz funkelte unheimlich in dem tiefliegenden dunkeln Auge der Matrone, — etwas, worüber Jenny erschrak und besorgt war, obschon sie zuversichtlich wußte, daß die Bitterkeit und trotzige Entschlossenheit nicht ihr galten, sondern der harten fremden Welt draußen. Aber während sie noch darüber nachgrübelte, was das zu bedeuten habe, und ob nicht das Versiegeln und Wilhelm dahinter stecke, machte die Natur ihre Rechte geltend und Jenny schlief ein.

Es war beinahe Mittag, als sie herunterkam und die Mutter und eine junge Frau aus der Nachbarschaft mit den Vorbereitungen zum Begräbnisse des Vaters beschäftigt fand. Die Todtenfrau und einige Nachbarinnen kamen aus dem Schlafzimmer heraus und trockneten sich die Augen.

„Ach, wie schön er aussieht, Frau Götz!" sagte die Eine davon mit heuchlerischer Wehmuth. „Ganz wie ein Engel! Man erkennt ihn kaum mehr. Er ist so freundlich!"

„Er lächelt wie ein Kind, Frau Nachbarin", sagte eine Andere, ein robustes Weib. „Man sieht ihm an, daß er mit guten friedlichen Gedanken hinübergegangen ist."

Mutter Rösen quollen heiße Thränen aus den Augen, als sie den Frauensleuten stumm die Hand reichte.

„Darf ich nicht hinein zu ihm?“ fragte Jenny.

„Warte, bis wir allein sind, dann wollen wir zusammen zu ihm“, flüsterte die Mutter, und als sie die schwatzenden Frauen bis zur Hausthür geleitet hatte, ergriff sie Jenny's Hand und sagte leise und weich: „Nun komm, mein Kind, laß uns nun hineingehen!“

Jenny schmiegte sich einigermaßen scheu an die Mutter, denn der erste Anblick des Todes ist immer schauerlich, und der Sarg stand schon auf den Schragböcken und war nur mit einem Tuche verdeckt, das die Umrisse der theuren Leiche zeigte. Als aber Mutter Röse mit zarter Hand, so feierlich und behutsam, wie man es ihr gar nicht zugetraut hätte, das Tuch lüftete und zurückschlug, da wich bei dem ersten Blick auf den theuren Todten das heimliche Grauen aus Jenny's Seele, und ihr heftiges Schluchzen verstummte angesichts des ruhigen, weißen Antlitzes der Leiche.

Meister Götzens Züge waren nicht unschön gewesen, wenn auch die harte Strenge derselben im Leben sie nie zu voller Werthung hatte kommen lassen. Allein des Todes nivellirende Hand hatte wie mit Einem Striche all' die harten Linien und

düsteren Furchen geglättet, die ehedem die Regelmäßigkeit dieser Züge verdunkelt und beeinträchtigt hatten. Es spielte ein freundlicher, schier kindlicher Ausdruck um seinen halbgeöffneten welken Mund, es lag ein Gepräge von Ruhe und Lebensmüdigkeit auf der Stirn und um die eingesunkenen Schläfe, und die langen dunklen Wimpern stachen von der wachsweißen Wange so grell ab und bedeckten das gebrochene Auge so ganz, daß man glaubte, sie müßten sich jeden Moment öffnen und den Besucher mit der alten Liebe und Sorglichkeit anblicken.

„O, mein theurer, lieber, guter Vater!“ rief Jenny aufschreiend und warf sich im wildesten Schmerze über die Leiche, die sie mit ihren Thränen und Küssen bedeckte.

„Ja“, sagte Mutter Röse und legte ihre Rechte feierlich auf die gefalteten Hände des Todten, — „ja, mein Kind, Du darfst ihn wohl lieben, denn die Zeit wird Dir noch offenbaren, wie gut dieser Mann es mit Dir gemeint hat. Der Philipp war all' sein Leben lang ein ehrlicher, rechtschaffener, braver Mann; und wenn er in seinen früheren Jahren auch rauh und herb war und vielleicht bisweilen zu genau aufs Geld sah, so hat doch Keiner härter gegen sein eigen Herz und seine Fehler angekämpft als er. Du mußt es ihm hier an seinem Sarge bezeugen, daß er bei all' seiner Schroffheit doch

gegen Dich niemals ungerecht oder rauh war, Kind!"

„O gewiß, liebe Mutter! Er hat mir nie ein hartes Wort gegeben!" bestätigte Jenny.

„Und mir in den letzten Jahren auch nicht", sagte Mutter Röse. „Seit Du ins Haus gekommen bist, war er überhaupt milder und weicher geworden. Ich glaube, Du hast ihm geholfen, ein besserer Mensch zu werden. Er hütete seine Zunge so viel als möglich, damit er Dir kein Aergerniß und böses Beispiel gebe. Unter der rauhen Rinde war doch ein gutes, treues, weiches Herz!"

Und so rief sie Jenny eine Menge einzelner Züge aus dem Leben und Charakter des Verstorbenen ins Gedächtniß und plauderte ruhig von ihm, als ob sie damit sich selber trösten und aufrichten wollte, und sie zeigte dadurch Jenny, daß in dem schlichten Mann doch eine größer angelegte Seele, ein Funke von höherem Adel gewesen sei, und rief ein weihevolles, dankbares, heiliges Andenken in der tief erschütterten Jenny hervor.

Die Ankunft des Tischlers, welcher den Sarg zuschrauben sollte, brach endlich diese Todtenfeier ab, und mit den Empfindungen der innigsten Pietät und eines aufrichtigen Schmerzes nahmen Gattin und Tochter laut schluchzend Abschied von dem theuren Todten. —

Das Begräbniß war vorüber. Der lokalen Sitte zum Trotz hatte Jenny sich nicht nehmen lassen, den theuren Vater zur letzten Ruhestätte zu geleiten und die gehaltvollen Gedächtnißworte zu vernehmen, welche der Diakonus Strebel an dem offenen Grabe sprach. Der Geistliche hatte sie dann heimbegleitet und noch einige milde Worte des Trostes und der Hoffnung an die gebeugte Wittwe gerichtet, die jetzt erst die ganze Größe ihres Verlustes zu begreifen schien, seit sie allein in diesem Hause war, das sie so lange Jahre mit dem Entschlafenen bewohnt hatte.

„Komm morgen Vormittag auf ein Stündchen zu mir, liebes Kind! Ich habe Dir Mancherlei mitzutheilen und mit Dir zu besprechen“, hatte Herr Strebel beim Weggehen zu Jenny gesagt.

Nun waren die beiden Frauen allein in der Wohnstube, und es dünkte ihnen schaurig öde und einsam hier. Nur Jenny's leises Weinen und das Picken der alten Wanduhr am Ofen unterbrachen die Stille. Mutter Röse war eine Weile geräuschlos hin- und hergegangen und hatte sich ohne sichtbaren Zweck Mancherlei zu thun gemacht; dann trat sie plötzlich hinter Jenny's Stuhl und flüsterte:

„Laß das Weinen, liebes Kind! es hilft ja zu Nichts! Arme Frauensleute wie wir müssen den Kopf hübsch oben behalten und die Hände rühren

in dieser argen bösen Welt, und auf den lieben Herrgott als Nothhelfer trauen. Bete und arbeite, mein Kind! Das verscheucht die bösen Gedanken und die bösen Menschen; das gibt Frieden im Herzen und Muth vom Herrn!“

„Du hast Recht, liebe Mutter! ‚Bete und arbeite‘ ist ein guter Wahlspruch!“ erwiederte Jenny sanft, und drückte der Mutter die Hand und blickte zu ihr auf, als ob sie weiteren Zuspruch von ihr erwarte; aber Mutter Röse war keine Rednerin und der fragende Blick der Tochter schien sie eher zu verwirren.

„Kind“, sagte sie, wie mit einem jähen Gedankensprunge, „Dein Klavier dort ist schon so lange nicht mehr gespielt worden. Hast's ja sicher nicht verlernt, he? Na, setz' Dich 'mal hin und spiele das schöne Kirchenlied, das er immer so liebte — weißt Du, jenes: ‚Mein Glaub' ist meines Lebens Ruh'!‘“

„Mit Vergnügen, liebe Mutter!“

Sie ging ans Klavier, und die Mutter nahm ihren hölzernen Schemel und setzte sich neben das Klavier, faltete die Hände und summte kopfnickend mit, während Jenny den schönen alten Choral mit besonderer Inbrunst und Wärme spielte und sang, und ihr eigen Herz von Glaubensmuth, Zuversicht und Hoffnung geschwellt fühlte.

„Wie Deine Stimme schön und stark geworden

ist, Kind!“ sagte Mutter Röse, als der Gesang geendet war. „Bist überhaupt vielfach anders geworden in der Zeit, da Du fort warst — bist schmucker und stattlicher und vornehmer geworden, und passest wohl nicht mehr recht unter uns gemeine Leute . . .“

„Aber liebe Mutter, wie kommst Du nur auf einen derartigen Gedanken?“ fiel ihr Jenny rasch ins Wort und wollte Frau Rösens beide Hände ergreifen, aber diese wehrte sie sanft ab.

„Laß mich nur machen, Kind! es muß ja einmal durchgesprochen werden, da der Vater todt ist und wir Beide allein stehen!“ sagte Mutter Röse in ihrer bestimmten gelassenen Weise. „Wir müssen einander klar werden über Alles, was geschehen soll, und da Du einmal dazu bestimmt bist, eine vornehme Dame zu werden, so kann nicht davon die Rede sein, daß Du hier bleibst . . .“

„Liebe, beste Mutter, wie magst Du so reden?“ wandte Jenny bewegt ein. „Du hast ja doch das erste und höchste Anrecht an mich, und wenn Du meiner bedarfst, so bleibe ich mit Vergnügen . . .“

„Aber ich bedarf Dich nicht, Kind, und will Deinem Glück und Deiner Zukunft nicht im Wege stehen“, sagte die Mutter. „Und nun unterbrich mich nicht, daß ich meine Rede nicht vergesse, denn was ich Dir sagen will, das muß ja gesagt sein! Der

Diakonus hat mir's vorgelesen und erklärt, daß Dein Fräulein mit dem welschen Namen Dich liebgewonnen hat und gleichsam an Kindesstatt angenommen, daß sie haben will, Du solltest eine vornehme Dame werden und später einmal ihre Kostschule übernehmen oder ihr zur Seite stehen. Und Du bist mit Freuden darauf eingegangen, was ich Dir auch gar nicht verdenke, zumal weil ich Gottes Finger darin sehe", fügte sie mit einem leisen Seufzer hinzu und streckte die Hand gegen Jenny aus, damit diese sie nicht unterbreche. „Es steckt ja 'was Vornehmeres in Dir, und es ist schöner und angenehmer, in den schönen Kleidern einherzugehen und mit den artigen, feinen, vornehmen Leuten zu verkehren, als mit den plumpen, derben, groben Leuten von unserm Schlage. Du bist zu 'was Besserem geboren . . ."

„O, Mutter, diese Reden schneiden mir tief ins Herz."

„Nein, nein, es muß klar werden zwischen uns, liebes Kind! Wie gern behielte ich Dich hier bei mir, aber was soll dann aus Dir werden, wenn ich nicht mehr bin? Zu leben hätten wir Beide wohl von Dem, was mir bleibt, wenn ich mit Wilm getheilt haben werde, denn zwei Frauensleute brauchen nicht viel — wenigstens Leute von *meinem* Schlage . . ."

„O, halt ein, liebe Mutter! Das ist wieder ein verdammendes Wort, das ich nicht verdient habe! Hältst Du mich denn für hochmüthig oder für allzu stolz zum Arbeiten? Ich wäre ein armseliges Geschöpf, wenn ich aus Eitelkeit oder Stolz meiner guten Mutter vergäße oder der Pflicht, die ich ihr schulde, oder wenn ich mir nicht getraute, dereinst mir meinen Lebensunterhalt selber zu verdienen. Ich will für Dich arbeiten, liebe Mutter; und was ich verdiene, wird mich desto mehr freuen, wenn ich es mit Dir theilen darf!"

„Geld allein thut's nicht, mein Kind! mußt mich ganz ausreden lassen, damit Du mich verstehst", erwiederte Frau Götz kopfschüttelnd. „Wirst mich vielleicht morgen schon besser begreifen, denn ich selber kann es Dir nicht mit denselben verständigen, deutlichen und tröstlichen Worten sagen, wie der Diakonus! — Du redest wie ein unschuldiges unerfahrenes Kind, das Du bist, und kennst die Welt nicht, die schlimme, grausame Welt", fuhr die Matrone weich und eindringlich fort. „Du weißt nicht, wie sich die Welt an einem hilflosen jungen Mädchen reibt! Ich hab' es auch einst erfahren, als ich in meinen Jahren allein und verwaist draußen in der Welt war und mich durchschlagen mußte! Du lieber Himmel! ich weiß noch recht gut, wie froh und dankbar ich war, als der selige Philipp

um mich freite und mir eine ehrliche Heimath bot. Ja, liebes Kind, es geht nichts über den eigenen Herd — er ist Goldes werth; ist er auch arm, hält er doch warm! — Stehst Du allein, so hast Du zu kämpfen mit Fleisch und Blut und mit der halben Welt, um nur Dein ruhiges Gemüth und Deinen guten Namen zu erhalten, wenn Du auch zehnmal Deine Schuldigkeit thust! Nun hast Du gewählt, und der liebe Gott hat Dich in Verhältnisse gesetzt, welche Dir eine schöne Zukunft versprechen, wenngleich so ein Menschenherz und zumal ein Frauenherz ein wankelmüthig Ding ist. Aber angenommen, Deine Mamsell in Hellburg meint es so treu und ehrlich mit Dir, wie Du es verdienst, denn ich weiß gewiß, daß Du gegen sie recht treu und dankbar bist und ihr jeden Wunsch an den Augen abliesest, — und angenommen, sie halte Dir in Allem treulich Wort, und Du seiest versorgt, so will ich mich gern zufrieden geben und Dich hier missen, wenn Du mich nur ein klein wenig lieb behältst und nicht vergessen willst, was ich an Dir gethan habe, wenngleich ich Dich nicht zur feinen, vornehmen Dame machen konnte, wie Deine Mamsell!"

„Mutter, liebe Mutter! wie kannst Du mir zutrauen, daß ich je vergäße, was ich Dir verdanke? ..."

„Sieh, mein Kind! es ist hart, die Tochter weg=

zugeben, die man erzogen und lieb gehabt hat, aber ich murre ja darüber nicht", fuhr die Mutter mit einer geduldigen Ergebung fort, welche Jenny einen tiefen Blick in dieses reiche Herz thun ließ. „Es muß ja sein, um Deinetwillen und Deiner Zukunft wegen, und weil sich solch ein Glücksfall nicht so leicht wieder zeigen wird. Und ich will gern zurückstehen, denn meine Tage sind ja gezählt und ich fühle deutlich, daß ich den Vater nicht lange überleben werde, — wir sind zu lange an einander gewöhnt gewesen, um ohne einander leben zu können. . . . Nein, nein, Kind! das redest Du mir nicht aus. Es ist ein Stück von meinem Leben mit ihm hingegangen, und ich folge ihm bald. Darum noch Eines, Jenny! Siehst Du, wenn Deine Mamsell Dir nicht Wort hielte und Dich über kurz oder lang einmal fallen ließe oder abschüttelte und ich wäre dann schon todt, so würde mir's im Grabe nicht Ruhe lassen. Darum muß ich Dich warnen — der hochwürdige Herr Strebel hat mir selber die Möglichkeit nicht in Abrede zu ziehen vermocht, daß Deine Mamsell 'mal ihren Sinn gegen Dich ändern könnte! — Ich muß Dich warnen, daß Du jetzt schon an einen solchen Fall denkst und bei Dir erwägest, ob er möglich wäre, und daß Du dann lieber eine andere Versorgung annähmest, bei welcher ich Dich hier behielte. . . ."

„Sage mir, worin diese Versorgung besteht, und wenn es in meinen Kräften steht, so gelobe ich Dir, daß ich sie lieber annehmen will, um in Deiner Nähe zu bleiben, als daß ich mich von den glänzendsten Aussichten draußen locken ließe!“ rief Jenny mit aufrichtiger Erregung.

„Hm, es wäre eine gute Partie, und der junge Mensch hat mir's selbst gestanden, daß er in Dich verschossen ist, seit er Dich in Hellurg gesehen — Aloys Springer. . . .“

„Was ist's mit ihm?“ fragte Jenny hastig mit erstauntem Blicke.

„Er war neulich hier und sagte mir: es käme nur auf Dich an und er würde Dich heirathen — es wäre eine gute Versorgung!“

Ueber Jenny's Angesicht flog eine dunkle Röthe, ein strenger Ausdruck stieg in ihre Augen und wich dann Thränen.

„Liebe, beste Mutter, das kann Dein Ernst nicht sein!“ sprach Jenny mit mühsam erzielter Gelassenheit. „Du weißt, daß der alte Springer das niemals zugäbe und daß seine Töchter mich anfeinden würden! Du wirst mir nicht zumuthen wollen, daß ich ohne alle Neigung mich um eine Versorgung an einen Menschen verkaufte, der . . . . na, der vielleicht noch nicht einmal weiß, was er will oder was ihm frommt!“

„Na, mag sein, aber Du wärest gescheidt genug, um ihm den Kopf zurecht zu setzen und seinem Geschäft vorzustehen; Du hättest Dein Brod und Dein Auskommen“, versetzte die Mutter. „Mag sein, daß Du höher hinaus möchtest, Jenny; aber ich sage Dir, Aloys könnte hier Mädel genug haben, und ich könnte mein Haupt ruhig in die Grube legen, denn ich wüßte ja, daß ich nicht zu fürchten brauchte, daß Du Dich dereinst draußen in der Welt allein durchschlagen müßtest!“

„Quäl' Dich nicht mit solchen Gedanken, liebe Mutter! ich fürchte mich nicht vor der Zukunft. Und wenn ich heute vor der Wahl stünde, entweder Aloys Springer ohne Neigung zu heirathen oder mir meinen Lebensunterhalt als die ärmste Magd zu verdienen, so würde ich unbedingt das Letztere vorziehen. Der Mensch hat mir noch nichts zu Leide gethan, aber er flößt mir eine Abneigung ein, und bin ich auch noch jung und unerfahren, so bin ich doch zu ruhig und furchtsam, um mein ganzes Lebensglück so leichtsinnig aufs Spiel zu setzen! Fiele jene Heirath unglücklich aus, ich könnte es nicht ertragen. Möchtest Du denn, daß ich vor Deinen Augen täglich hinsiechte und stürbe?“

„Nein, Kind, so war's nicht gemeint“, sagte die Mutter zärtlich. „Ich meinte nur so, damit ich Dich hier behalten könnte. Allein ich sehe wohl,

daß wir uns nicht mehr verstehen. Wenn Du ihn aber nicht leiden kannst, so soll niemals wieder von ihm die Rede sein!"

„Es ist schon verwunden, liebe beste Mutter!" erwiederte Jenny und küßte sie zärtlich. „Und die Welt ist im Grunde doch kein solcher Ort der Grausamkeit und Ungerechtigkeit, wie Du meinst, wenn man nur seine Pflicht redlich thut. Er wird wohl überall auch gütige Menschen und treue redliche Herzen geben. Ich aber will mein Glück und meine Hoffnung nicht auf Menschenhilfe bauen, sondern auf den lieben Gott und ein reines Gewissen. Er ist ja der Vater der Waisen!"

„Amen! Ich habe mit Dir nun besprochen, was ich Dir sagen wollte. Das Andere muß Dir der Diakonus beibringen", sagte die Mutter mit ruhiger Ergebung. „Nur Eins, mein Kind! vernachlässige mich nicht zu sehr um Deiner Mamsell willen! Ein grober Bauernkittel hält oft wärmer als eine seidene Jacke!" Damit gab sie dem Gespräche eine andere Wendung und erzählte Jenny die ganze Krankheits-Geschichte des theuren Todten.

Am andern Morgen ging Jenny in einer seltsamen Spannung und Erregung zu ihrem treuen Beichtiger und Freunde, der sie mild und theilnehmend empfing und ihr nach einigen einleitenden Bemerkungen möglichst schonend die Mittheilung

machte, daß sie nicht die leibliche Tochter von Philipp Götz, sondern nur ein Pflegekind desselben, daß ihre Eltern unbekannt seien und daß sie erst später erfahren solle, unter welchen Umständen sie in Götzens Haus gekommen sei. Herr Strebel deutete ihr an, um wie viel höher Jenny nun ihre Pflege-Eltern verehren müsse, nachdem dieselben sie seither niemals hätten fühlen lassen, daß sie nur aus Barmherzigkeit und um eines spärlichen Lohnes willen aufgenommen worden sei, und Jenny war auch ganz bereit, dieses Verdienst der Pflege-Eltern anzuerkennen, aber dennoch allzu tief erschüttert von der Mittheilung, welche sie erhalten, um sich sogleich zu fassen. Ein wilder Ausbruch des Schmerzes war ihre erste Regung, und der verständige Geistliche ließ sie ruhig sich ausweinen.

„Ich weiß, meine liebe Tochter, daß ich hiedurch vielleicht mit rauher Hand in Dein Herz und Leben gegriffen habe“, sagte er alsdann, nachdem Jenny sich etwas ausgeweint hatte. „Allein ich mußte Dir jetzt sagen, was Du doch über kurz oder lang hättest erfahren müssen infolge des Ablebens des alten wackern Götz. Die Geisteskrankheit Deines Pflegevaters und die Stumpfheit, welche derselben voranging, haben ihn an zwei wichtigen Schritten gehindert, die er zu Deinen Gunsten zu thun sich vorgenommen hatte: an Deiner Adoptirung und an

einem Testament zu Deinen Gunsten. Nun wird sein Sohn, welcher schon seit einem halben Jahre mit seiner Heimkehr droht, sich mit der Frau Röse in das Erbe theilen. Jenun, vielleicht ist es auch so zu Deinem Besten, und wir wollen gläubig annehmen, daß es der Himmel so gefügt hat, denn nichts ist entsetzlicher, als der Hader um ein Erbe!"

„O, Sie verkennen mich, Herr Diakonus!" rief Jenny. „Ich würde niemals auch nur einen Pfennig von Wilhelms Erbe angenommen haben! Gott soll mich davor bewahren! Der furchtbarste Schlag, welcher mich trifft, ist nur der Verlust meiner Heimath!"

„Du kannst nicht sagen, liebe Tochter, daß Du eine Heimath verlorst", entgegnete Herr Strebel sanft. „Noch lebt Frau Röse und will Dich zur Erbin einsetzen, da sie selber keine Kinder noch näheren Verwandten mehr hat und über ihren Antheil an dem gemeinsamen Vermögen ganz frei verfügen darf. Ja, sie behauptet sogar, nur eine Pflicht zu erfüllen, indem sie Dich zur Erbin ihres kleinen Vermögens einsetzt, weil sie und ihr Gatte mit der Summe, die einst als Kostgeld für Dich bezahlt worden ist, ihren Wohlstand gegründet haben. So lange Deine wackere Mutter lebt, bist Du nicht verlassen, nicht heimathlos! — Und dann, mein Kind, was i st Heimath? Ist es der Ort, wo wir

zufällig geboren und erzogen wurden? Sind wir nicht allzumal nur Pilgrime auf Erden und haben hier keine bleibende Stätte? Und hat Derjenige, welcher den Wind sänftigt für das geschorene Lamm, nicht auch den Schicksalsschlag abgeschwächt, welcher Dich durch Meister Götzens Tod getroffen, indem er Dir einen schönen Wirkungskreis und eine Freistätte bei Fräulein de Lagardie gegeben, indem er Deine Lebenslaufbahn nach Deinem Wunsch und Geschmack geregelt hat? Darum hadere nicht mit der Vorsehung! Nimm ergebungsvoll hin, was sie über Dich verhängte; sei dankbar für jede Schickung, denn keine ist ein blinder Zufall, keine ist ohne weise Absicht für Dein Wohl, keine ohne Frucht für das ewige Leben, wenn Du nur treu und fleißig den Pflichten Deines Berufes genügst und Dich nützlich zu machen bestrebt bist, wie Du seither gethan hast. Da wo Du mit Erfolg wirkest und zur Genugthuung Deines Gewissens, da ist Deine rechte Heimath, und sei sie auch Tausende von Meilen von der Stätte, wo Deine sorglose heitere Jugend verstrich! Weißt Du denn überhaupt, wo die Stätte Deiner Geburt ist, mein liebes armes Kind?"

Ein neuer Thränenstrom war Jenny's Antwort; doch waren die milden Zusprüche des Geistlichen wie Balsam in ihr zerrissenes Gemüth gefallen und hatten sie tröstlich erhoben.

„Und weiß man nichts von meinen Eltern, von meiner Mutter?“ fragte sie endlich.

„Gar nichts, mein Kind! Alle Nachforschungen der letzten Jahre sind vergeblich gewesen. Wir müssen es der Zeit und der Hand der Vorsehung überlassen, Licht in dieses Dunkel zu bringen“, sagte der Diakonus. „Nach menschlichem Gefühl und Ermessen ist aber noch einige Hoffnung für Dich vorhanden, meine Tochter, Deine Eltern wieder zu finden. Deine Mutter mag durch äußere Gründe einst gezwungen gewesen sein, Dich von sich zu geben; aber wenn sie noch lebt, so wird die Stimme der Natur in ihrem Herzen sie stets an das ausgesetzte Kind mahnen und ihr nicht Ruhe lassen, bis sie Dich wieder aufgefunden und anerkannt hat. Und Deine Pflicht, meine gute Jenny, ist nicht so fast, die unglückliche Mutter aufzusuchen, als vielmehr, Dich so zu halten, daß Du dereinst bei einer Wiederbegegnung ihrer würdig bist und ihr nicht den Schmerz bereitest, sehen zu müssen, daß Dein edleres Theil verloren ging, als sie Dich gleichsam aussetzte. Das sei Dein Stolz und Dein Bemühen, liebe Tochter! Für ein Mädchen, das in ruhigen, geordneten Verhältnissen aufwuchs, ist es kein großes Verdienst, ihre Tugend zu erhalten. Aber unter Kampf und Noth mit widrigen Verhältnissen sein Herz rein und demüthig und von der Welt unbefleckt erhalten zu

haben, das ist ein Verdienst, das ist eine Ehre vor Gott und den Menschen, das ist ein sanftes Ruhekissen im Leben und im Tode! — Dem jage nach, und weise Alles von Dir, was menschlicher Stolz und menschliches Vorurtheil dagegen sagen mag! Das gelobe mir in dieser hehren ernsten Stunde, an einem solch' inhaltsschweren Wendepunkte Deines jungen Lebens. Bleib' immer gut und rein, wie Du es seither geblieben bist!"

Jenny versprach es tief ergriffen, und Herr Strebel ertheilte ihr noch manchen guten Wink und Rath. Dann bat er sie, vorerst über ihre Geburt und Herkunft nicht weiter zu forschen und zu grübeln, sondern sich auf die eigenen Füße zu stellen und Alles das, was das Leben ihr fürder bieten sollte, nächst Gott nur der eigenen Tugend, Pflichttreue und Anstrengung zu danken.

Noch tief erregt, doch nicht ohne Trost und demüthige Ergebung verließ Jenny ihren Freund und kehrte zu Mutter Röse zurück, welche mit banger Spannung sie erwartet hatte. Aber ein Alp fiel von der Seele der Matrone, als Jenny sich ihr zu Füßen warf und ihr in schlichten und doch wundersam beredten Worten für Alles dankte, was sie der mütterlichen Liebe und Treue der wackern Frau dankte; und als Mutter Röse sie emporzog und an ihr Herz schloß und Beider Thränen sich mit ein-

ander vereinigten, da fühlten Beide ihre Zusammengehörigkeit — Jenny fühlte sich nicht mehr verwaist und heimathlos, Röse war nicht mehr eifersüchtig auf die Mamsell, wie sie Fräulein Lagardie nannte, und der Bund ihrer Seelen war von Neuem in klar bewußter Weise besiegelt.

---

## Sechstes Kapitel.

Einige Tage später kehrte Jenny nach Hellburg zurück. Sie hatte vor Gericht dieselbe Mittheilung erfahren und der Aufforderung der Behörde gemäß den Diakonus Strebel zum Vormund angenommen, der nun in allen bürgerlichen Dingen für sie handeln sollte. Mutter Röse war darauf bestanden, daß Jenny wieder zu ihrem Berufe zurückkehre, um keine Gelegenheit zu ihrer weiteren Ausbildung zu versäumen, und dieser Entschluß war von Herrn Strebel gebilligt worden.

Es lag eine tiefe Wehmuth, ein vorzeitiger Ernst in Jenny's Wesen, als sie zu ihren Pflichten zurückkehrte, und sie theilte dem Fräulein unumwunden mit, welcher Reif auf ihre Jugend gefallen war. Fräulein Lagardie umarmte sie liebreich und stürmisch und gelobte ihr, sie nie zu verlassen und ihr die Heimath zu ersetzen, und das war wiederum ein beruhigender Trost für Jenny.

Es gibt ein Glück des Vergessens in der Arbeit, und dieses Segens suchte das junge Mädchen sich

nun im reichsten Maße theilhaftig zu machen. Während sie einerseits Alles aufbot, jeder ihrer Pflichten reichlich zu genügen, strebte Jenny unablässig nach Erweiterung ihrer Kenntnisse, nach Erhöhung ihrer Brauchbarkeit. Der Schmerz hatte sie geadelt, und die Trauergewänder liehen ihrem schönen, wehmüthigen Antlitz einen veredelnden Reiz, eine gewinnende Würde. Ihr Schicksal erregte keine Schadenfreude, sondern nur inniges Mitgefühl. Fräulein Keller und Miß Hills und der Musiklehrer Ahrens bemühten sich aus Kräften, ihr nützlich zu sein und sie zu fördern; die Zöglinge blickten mit einer unwillkürlichen Ehrerbietung zu ihr auf. Der Vikar Jürgens und seine Mutter und Schwestern schlossen sich noch wärmer an sie an; der Diakonus schrieb ihr die liebreichsten, trostvollsten Briefe und vertrat an ihr wahrhaft Vaterstelle, und die gelegentlichen Briefe von Frau Röse, so unorthographisch und styllos sie auch geschrieben waren, athmeten doch die wahre, echte, unverkennbarste Liebe einer Mutter.

Nur zwei kleine Zwischenfälle traten bald darauf etwas störend in die ruhige Routine ihres Lebens. Eines Tages ließ Fräulein Lagardie Jenny rufen und suchte sie daran zu erinnern, daß sie, das Fräulein, ihr an einem gewissen Sonntage die ganze Rechnung der Madame Charlotte bezahlt habe. Jenny hatte allen Grund, sich der Thatsache recht

deutlich zu erinnern, denn es war ja jener Sonntag der Fahnenweihe gewesen, welcher ihr unvergeßlich war.

„Sie scheinen zu irren, liebes Fräulein!“ erwiederte sie; „Sie übergaben mir damals eine Abschlagszahlung, ungefähr die Hälfte des ganzen Betrages Ihrer Rechnung. Ich erinnere mich noch ganz bestimmt aller Einzelnheiten. Ich gab Ihnen eine Quittung, die ja Alles ausweisen muß.“

„Ich habe die Quittung verloren und in meinem Hausbuch die ganze Summe eingetragen“, sagte Fräulein Lagardie etwas gekränkt. „Nun bin ich aufgefordert, den Rest der Summe nachzuzahlen, weil Du einen geringeren Betrag eingeschrieben hast — aus reinem Versehen natürlich, denn ich bin weit entfernt, Dir eine Absicht zuzutrauen. Aber Du wirst vielleicht dieser Tage darüber vernommen werden, und ich hoffe, daß Du bis dahin Dich genau erinnert haben wirst. Du darfst mich nicht bloßstellen.“

„Sie werden von mir überzeugt sein, liebes Fräulein, daß ich streng nach Wissen und Gewissen aussagen werde“, versetzte Jenny. „Ich glaube mich ganz bestimmt erinnern zu können, und Sie werden mir nicht zumuthen wollen, daß ich ein doppeltes Unrecht begehe, indem ich meine Ueberzeugung verleugne und mich selbst als Diebin verdächtige,

wenn ich aussage, daß ich mehr eingenommen, als ich quittirt und eingetragen habe."

„Es wäre unter meiner Würde, Dich zu einem Unrecht verleiten zu wollen, selbst wenn es Dich nicht persönlich kompromittirte", sagte das Fräulein etwas spitzig. „Jeder Mensch kann ja irren, Du wie ich. Wenn ich Dir davon sprach, so geschah es nur, um Dich darauf vorzubereiten, daß Du vielleicht darüber gehört werden würdest. Ich werde übrigens nach der leidigen Quittung suchen und dann erledigt sich die Sache von selbst." Damit ging sie etwas ungehalten hinweg.

Einige Tage später ward Jenny auf das Stadtgericht geladen und über diesen Fall vernommen in Anwesenheit ihrer Brodherrin. Der Verkauf der Ausstände war vom Gericht für nichtig erklärt worden, weil er von Frau Schaberle schon zu einer Zeit vorgenommen worden, wo sie sich ihrer Insolvenz bewußt war und weil sie durch diesen Verkauf ihre Gläubiger hatte verkürzen wollen. Die Ausstände wurden jetzt zu Gunsten der gesammten Gläubigerschaft mit Strenge eingetrieben, und so war der Fall mit Fräulein Lagardie vor Gericht anhängig geworden. Jenny erzählte den Hergang so genau und umständlich wie möglich; ihre Aussage harmonirte mit den Einträgen in den Büchern und trug so deutlich das Gepräge der Wahrheit,

daß das Fräulein, um sich nichts zu vergeben, ihre Einwendungen fallen ließ und den Rest mit der Bemerkung bezahlte, daß sie nun eben durch die mangelnde Quittung und einen Irrthum doppelt bezahlen müsse, wofür ihr der Stadtrichter mit ironischem Lächeln sein Beileid erklärte mit dem Beisatz: „Ein Zeugniß von Mademoiselle Jenny Götz zu Ihren Gunsten hätte Ihnen übrigens nichts gefrommt, mein Fräulein, da die Zeugin in Ihrem Hause lebt und dieses Zeugniß kaum formellen Werth hat.“ Fräulein Lagardie ging mit einer gewissen Beschämung, würdigte aber Jenny auf dem Heimwege keines Wortes, und ein unsägliches Etwas von sittlicher Würde und Bewußtsein ihrer Unschuld schloß Jenny den Mund. Aber das Ereigniß hatte unwillkürlich einen kleinen Riß in die gegenseitigen Bezüge gemacht und dieselben wochenlang merklich abgekühlt. Jenny bemühte sich nur, durch unablässige Pflichttreue, beinahe über ihre Kräfte, den unverschuldeten ungünstigen Eindruck abzuschwächen.

Bald darauf ward Jenny eines Morgens in das Empfangszimmer beschieden, weil zwei Herren sie zu sprechen wünschten. Als sie eintrat, fand sie einen älteren Mann von etwa fünfzig Jahren und einen jüngeren von ungefähr dreiundzwanzig bei Fräulein Lagardie. Der ältere war ein finsterblickender sonnenverbrannter Mensch mit harten Zügen

und einem starken eisengrauen Barte, der nur an der Oberlippe rasirt war, mit tiefliegenden, lauernden, stechenden Augen. Der jüngere hatte einen frechen Blick, ein herausforderndes linkisches Gebahren, einen fahlen ungesunden Teint und einen dünnen Bocksbart am Kinn. Beide trugen schwarze Fräcke, die aber wie Kutten um ihre hageren Gestalten hingen.

„Zwei Verwandte von Dir, meine Liebe, welche Dich zu sehen begehrten“, hub das Fräulein mit einer leichten Geberde des Unbehagens an, — „ein Mister William Götz aus Westheim, welcher sich für Deinen Halbbruder ausgibt, und sein Sohn, Mister James Götz. Dies, meine Herren, ist meine Bonne, Jenny Götz!“

Jenny hatte bei dem Namen William Götz unwillkürlich die Farbe gewechselt und einen forschenden Blick auf den Mann geheftet, von dem sie wenig genug und nie etwas Gutes gehört hatte. Ein unerklärliches instinktives Grauen überkam sie vor diesem Manne, auf dessen Zügen alle Laster ihre Spuren zurückgelassen hatten. Aber sie überwand diese rasche Regung von Abneigung und trat ihm würdevoll entgegen.

„Sei'n Sie mir willkommen, meine Herren!“ stotterte sie erröthend. „Ich war auf diese Ueberraschung nicht vorbereitet, denn meine Mutter hat

mir noch nichts von Ihrer Ankunft gemeldet. Sie bringen mir wohl Grüße von der guten Mutter?"

„Oh no — wir stehen mit der alten Dame nicht so vertraut, daß wir es ihr gesagt hätten, wie wir hierher gingen, um Sie zu sehen, Miß", versetzte William kalt und abweisend, und ergriff die Hand nicht, welche ihm Jenny dargeboten hatte. „Bin vor drei Tagen angekommen, um zu sehen, was mir der Alte hinterlassen hat, und bin wenig erbaut davon, zu finden, daß die alte Lügnerin den besten Theil von dem Erbe hinwegzieht. Was mich hierherführt, ist der Wunsch, von Dir, mein Kind, zu erfahren, worauf Du die Ansprüche gründen willst, meine Tochter zu sein?"

„Ich Ihre Tochter?! dieser Gedanke ist mir niemals gekommen!" stotterte Jenny und trat beinahe erschrocken zurück, von Scham erglühend. „Wer hat dies behauptet?"

„Ei nun, wer anders als meines Vaters Weib, die alte Lügnerin, die mich in meiner Jugend aus dem Vaterhaus vertrieben und sich immer feindselig zwischen mich und den Alten gestellt hat", erwiederte Wilhelm Götz bitter.

„Mein Herr", sagte Jenny mit einer Stimme, die von Unwillen bebte, — „Sie vergessen, daß Sie zu der Pflegetochter einer würdigen Matrone reden und ein Wesen schmähen, dem ich unendlich viel

verdanke! . . . Sie scheinen zu vergessen, daß Sie von Ihrer Mutter reden, der Sie als Mensch und Christ mindestens Ehrerbietung schuldig sind! Ich muß Sie bitten, sich einer würdigeren Ausdrucksweise zu bedienen, wenn ich Sie anhören soll . . ." Sie vermochte vor Erregung nicht weiter zu reden, aber ihr Auge begegnete stolz und würdevoll dem bösen Blick Wilhelms.

„Halt Deine verwünschte Zunge, altes Pferd! Du verdirbst ja Alles!" raunte James Götz schnell in englischer Sprache dem Alten zu und hielt ihn am Arm zurück, bevor er noch in seiner rohen Weise Jenny antworten konnte. — „Verzeihen Sie meinem Vater", wandte er sich dann mit einschmeichelnder Freundlichkeit in schlechtem pennsylvanischem Deutsch an Jenny, der er entgegentrat. „Der alte Herr ist etwas bitter geworden unter verschiedenen widrigen Schicksalen, und das was er bei der Rückkehr ins Vaterland erfahren, hat ihn nicht versöhnlicher gemacht. Es hat ihn überrascht, jetzt erst von einer Halbschwester zu hören, von welcher ihm mein Großvater niemals geschrieben hat, und sich auf dem Gericht sagen lassen zu müssen, daß Sie sogar seine Tochter seien, die die Eltern nur um seinetwillen aufgenommen haben, als man sie ihnen wie ein Kuckucksei ins Haus gelegt habe mit einem Zettel, daß Sie sein Kind seien. Und so sehr ich mich auch

freuen würde, Sie als Schwester anzuerkennen, so behauptet mein Vater doch, daß er gar keinen wissentlichen Antheil an Ihnen habe, und da der Zettel verloren gegangen sein soll, welcher mit Ihnen ins Haus gegeben worden sei, und mein Vater sich gar keiner Verbindung aus jener Zeit erinnert, welcher Sie entstammen könnten, und behauptet, daß dies Alles eitel Lüge und blutiger Humbug und Shamwork (Betrug) sei, so können Sie uns nicht übelnehmen, wenn wir hierher kommen, um zu sehen, ob bei dieser ersten Begegnung nicht die Stimme der Natur, von welcher in den Romanen und Theaterstücken so viel die Rede ist, im Vater und Ihnen deutlicher spreche, als der verloren gegangene Zettel. Ist's nicht so, Vater?"

„All right, my boy! so ist es, aber ich will gelyncht werden, wenn in mir etwas von Stimme der Natur spricht und ich mir zutraue, der Vater von solch einer forschen jungen Dame zu sein!" brummte der Alte halb höhnisch in den grauen Bart.

„Was sagen Sie nun dazu, Miß?" fragte James eindringlich. „Darf ich mir schmeicheln, daß Sie etwas mehr von der Stimme der Natur in Ihrem zarten jungen Herzen fühlen, als der Governor da in seinem Herzen von altem Hickory?"

„Ich vermag Ihnen hierauf keine Antwort zu

geben, Herr Götz", stammelte Jenny, in einem beinahe überwältigenden Gefühl der Demüthigung und Beschämung. „Ich kann mir meinen Vater kaum so vergegenwärtigen, und wenn Herr William Götz auch mein Vater wirklich wäre, was ich für ein... was ich nicht zu entscheiden vermag, so würde diese erste Begegnung mich berechtigen, ihn zu verleugnen, wie er mich verleugnet, und der Lieblosigkeit eingedenk zu sein, womit er meine leibliche Mutter zwang, mich auszusetzen, und womit er meine Pflegemutter schmähte, welche ja feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt hat, indem sie mich wie ihr eigenes Kind erzog!"

„Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, Miß; es ist Verstand in dem, was Sie sagen", erwiederte James und nickte seinem Vater ironisch zu. „Uebrigens freue ich mich Ihrer Bekanntschaft, denn ich sehe, Sie sind vom rechten Stoff. Und wenn irgend ein wirklicher Beweis gefunden werden kann, daß Sie zur jüngeren Familie Götz gehören, so will ich Ihre Partei nehmen und Ihre Rechte uneigennützig vertreten; und darauf hin will ich Sie hier stehenden Fußes als Bruder umarmen . . ."

„Mein Herr, Sie vergessen sich!" rief Fräulein von Lagardie entrüstet vortretend, denn Jenny hatte sich mit einem Schrei und einer abwehrenden Geberde gegen James an ihren Hals geworfen. „Ich

habe Ihnen als Gentlemen hier Zutritt gestattet und Sie werden sich auch als Gentlemen gegen meinen Schützling hier betragen. Der Auftritt, dessen Zeuge ich war, ist so unvermittelt und außergewöhnlich, daß er hier zu keinem Ergebniß führen kann. Ich muß daher höflich bitten, daß diese Erörterungen nicht fortgesetzt werden. Derartige Angelegenheiten gehören nicht hierher und dürften besser schriftlich oder anderweitig ausgefochten werden. Ich finde es unzart, das Gemüth meines Schützlings gerade jetzt, wo es noch unter dem Schmerze um den Tod des Pflegevaters leidet, durch solche Scenen zu erschüttern. Ich verweise Sie an die zustehenden Gerichte . . ."

„Sagen Sie lieber: an den Diakonus Strebel in Westheim, meinen Vormund, liebes Fräulein!" stieß Jenny mühsam hervor.

„Nun denn, Madame! Nichts für ungut, wenn ich ein wenig zu frei war!" erwiederte James einlenkend und leichthin. „Wir Amerikaner sind ein freies Volk und achten die Frauen. Aber ich dachte, bei einer jungen Dame, welche für meine Schwester gilt, eine Ausnahme machen zu dürfen. Indessen mag es so gehalten werden, Madame, wie Sie und die Miß es haben wollen. Ich erbiete mich zum Unterhändler und Vermittler, da Ihnen die freisame Weise meines Vaters nicht gefällt. Ich werde mit

dem Geistlichen verkehren und Ihnen dann wieder Bescheid sagen. Ist's nicht so, Governor?"

„Meinethalben", brummte Wilm.

„Also auf ein ander Mal, und nichts für ungut! Und nun werden Sie mir wohl die Hand zum Frieden reichen, Miß Jenny, auch wenn Sie keine Lust haben, meine Schwester zu sein! he?"

Jenny reichte ihm stumm und zögernd die Hand, aber ein leiser Schauer durchrieselte sie, als die kalte feuchte Rechte des jungen Götz sie berührte wie eine Schlangenhaut. Er drückte sie derb, nahm dann einen barschen Abschied und zog seinen Vater fast mit Gewalt fort, der noch immer etwas auf dem Herzen zu haben schien.

Jenny verbarg leise schluchzend und zitternd ihr Gesicht an des Fräuleins Schulter und lauschte, bis sie das Gartenthor hinter den beiden Männern ins Schloß fallen hörte; dann brach sie in ein lautes Weinen aus. Fräulein von Lagardie hatte sie seither gedankenvoll und mit stummen Liebkosungen zu beruhigen gesucht.

„Nein, mein liebes Herzchen, so viel liegt klar am Tage, daß Du nicht das Kind dieses gemeinen bärenhaften Menschen sein kannst!" sprach sie jetzt. „Du bist von einem besseren, edleren Stamme, und nie zuvor ist mir der natürliche Adel Deines Wesens so deutlich vor die Augen getreten, als in dieser

ekelhaften Scene von vorhin. Nein, mein Kind! Eine innere untrügliche Stimme sagt mir ganz unzweideutig, daß Du Deine Eltern — Vater wie Mutter — in einer höheren, reineren und gebildeteren Sphäre zu suchen hast, daß Du wenigstens Deine Mutter noch finden wirst, und daß sie Dir dann vergessen machen wird, wie lange sie Dich gegen ihr Herz verleugnen mußte! Und einstweilen", fügte sie unter leidenschaftlichen Küssen hinzu, — „einstweilen betrachte mich als Deine Mutter und lebe mir zur Freude und überzeuge mich immer mehr, daß Du es nach Geist und Herz verdienst, von Deinem Vater anerkannt zu werden!"

„O Gott, Sie reden mir in Räthseln, liebes Fräulein!" erwiederte Jenny beinahe bestürzt und blickte verwundert durch Thränen zu ihrer Brodherrin auf. „Wie könnte ich mich solchen hoffährtigen Hoffnungen hingeben — ich, die arme Waise, der namenlose Findling, dem vor Allem Demuth ziemt?"

„Es wird ein Tag kommen, wo Du meine Prophezeiungen in Erfüllung gehen sehen wirst, meine Liebe, ‚denn was die innere Stimme spricht, das täuscht ja die hoffende Seele nicht'!" Und sie küßte ihr von Neuem die Thränen von der bleich gewordenen, weichen, sammtnen Wange.

* * *

Wilhelm und sein Sohn James waren mit einander der Stadt zu gewandert, — Wilhelm Verwünschungen und Zornesworte vor sich hinmurmelnd, James in Gedanken verloren, grübelnd, ein schlaues Lächeln um die schmalen blutlosen Lippen. Sie traten in ein Kaffeehaus und James bestellte Grog.

„Na, ich glaube gar, Du bist mir noch böse, daß ich Dich aus der Untiefe herausgelootst habe, auf welche Du in Deiner blinden Wuth aufliefst, Alter?“ hub James endlich spöttisch an und brannte sich gelassen eine Cigarre an, während er, beide Beine gekreuzt über ein Tabouret ausgestreckt, sich in seinem Stuhle wiegte. „Was sagst Du von meinem Einschreiten?“

„Daß Du ein verdammter naseweiser Gelbschnabel bist, und daß ich nicht übel Lust gehabt hätte, Dich niederzuschlagen, wenn ich . . .“

„Wenn Du es gewagt hättest, Alter, natürlich!“ ergänzte James mit kaltem Spott. „Und ich sage Dir, Mann, daß ich Dir dann keinen Streich schuldig geblieben wäre, wie Du recht wohl weißt, wenn ich auch gottlob um ein gut Theil mehr kaltes Blut habe, als Du verdammter deutscher Heißsporn! Sagte Dir ja, Du solltest mich den Sprecher machen lassen, weil Du den genossenen Wein zu sehr fühltest! Mir thut das nichts — ich kann's ertragen. Jetzt hast Du das Schiff verfahren und

ich muß den Steuerhelm in die Hand nehmen, um es wieder flott zu machen. Hab' auch schon mein Plänchen!"

„Wirklich? und darf ich es wissen? Wäre verdammt begierig, ob das Ei klüger ist als die Henne!"

„Na, sollst es gleich hören!" sagte James mit Phlegma. „Zuvörderst sage ich Dir, daß die Sache mir so klar ist, wie ein neues Tau — die schmucke Dirne ist nicht Deine Tochter . . . aber sie kann es noch werden!"

„Junge, wäg' Deine Worte! Dich wird doch nicht der Teufel reiten, ihre Partie zu nehmen?..."

„O, sie ist 'ne schmucke, gute Partie, die mir einleuchtet — ich werde sie heirathen!"

„Du? . . . den Teufel auch! Na, werden ja sehen! Dabei will ich auch sein!"

„Sollst auch dabei sein, Alter! Sollst sie als Brautvater in derselben Kirche von Westheim weggeben, wo sie getauft worden ist!"

„Narrenspossen! Daraus wird nichts — auch wenn sie Dich nähme!" rief Wilhelm aufbrausend.

„Zärtlicher Vater, Du wirst nachgeben. Wollen wir wetten?" versetzte James mit ruhigem Lächeln.

„Mit Dir wetten, Jemmy? um was denn? Hast ja keinen Heller, wenn ich ihn Dir nicht gebe!"

„Na, ich habe einen schlauen Kopf und eine gute Portion Muth, Alter, und vor Allem — ich

habe noch einen guten Namen und Dich in der Hand, Vater!“ sagte James kalt. „Bin ein freier amerikanischer Bürger und majorenn; kann nöthigenfalls auch ohne Deine Einwilligung heirathen. Und das schöne Mädel, die schmucke, stolze Brigg, wird schon die Segel streichen, wenn ich die Stückpforten öffne! Wohl oder übel wird sie Ja stammeln, wenn ich mich mit ihr zusammenspliezen lassen will!“

„Träumer! Sie sieht nicht aus, als ob sie furchtsam wäre, und ich will verdammt sein, wenn das Findelkind in meine Familie kommt!“

„Verschwöre nichts, Governor! Sind schon ganz andere Leute zu Paaren getrieben worden als Du! Brauchst sie auch gar nicht anzuerkennen. Es fragt sich, ob sie Dich anerkennen will und wird, wenn Du mich zwingst, den Mund zu öffnen! Du magst hier bleiben und den Holzhof und das Zimmermannsgeschäft übernehmen, wenn Du nur mir so ein Tausend Thälerchen Mitgift und das Ueberfahrtsgeld für mich und die Dirne gibst! Ich hab' ja ein Recht darauf, weißt Du! 's ist ja nur die Hälfte von dem, was meine Mutter Dir einst zugebracht hat, — meine Mutter, zärtlicher Vater! die Du blutarm mit einem armen Wurm von Jungen in Newyork sitzen ließest, um mein Geld nach Deiner Weise zu verthun!“

„Schweig, Junge! wozu die alten Geschichten?

Das gehört nicht hierher!“ grollte der Alte düster und schielte giftig nach dem Sohne hinüber, der ihn mit überlegener Kälte maß.

„Gehört verdammt hierher, wenn wir unsere Rechnung klar machen! Meine Mutter starb in Philadelphia im Elend, ich wuchs als Rowdy auf und mußte von meinem eigenen Witze leben; mußte zur See, um mein Leben zu machen, — Alles ohne einen Cent von Dir. Und ohne mich säßest Du noch in einer gewissen geschlossenen Gesellschaft; wer war's denn, als ich, der vor Jahr und Tag die Aufforderungen des Westheimer Advokaten in den Blättern las, als Du festsaßest? der sie Dir zumittelte? der für Dich arbeitete, um unser Reisegeld zu erschwingen, he? damit Du die guten Nachrichten auch benützen konntest? Und nun soll ich in der Ecke stehen und auf Deinen guten Willen warten? . . . Oho, wollen doch sehen, ob ich solch ein Grünhorn bin! . . .“

„Laß uns zu einem Verständniß kommen! Was willst Du mit dem Mädel?“

„Heirathen, — nach Nantucket gehen, eine flotte Matrosenkneipe errichten, so zum ‚flatternden Segel‘, zum ‚blauen Peter‘ oder dergleichen! Die schmucke Frau am Zahltisch soll mir die Kunden anlocken, und ich will gekielholt werden, wenn ich den Theerjacken nicht ebenso regelrecht die Taschen leere, als

irgend ein Haifisch von Kneipenwirth! Wir arbeiten so 'n zwölf, fünfzehn Jährchen — Du wirst uns bald mit leeren Taschen nachkommen und froh sein, wenn Du bei mir untertreten und den verwitterten Burschen den Grog und Brandy reichen kannst — und haben wir ein schön Stück Geld gemacht, — na, dann meinethalben hierher zurück in das ‚alte Land' und als Gentleman gelebt! Du siehst, ich rechne mit gegebenen Zahlen und werde mich nicht in den Finger schneiden!"

„Armes Ding! und Du meinst, sie werde mitgehen?"

„Seltsame Frage! wenn sie erst muß! — Also basta und abgemacht! Nun kennst Du meinen Plan; ich gebe Dir drei Wochen Bedenkzeit, bis das Geld von der Erbschaft flott ist. . . . Ah, da ist unser Reisegefährte, der junge Springer! — Hollah, my Boy! Ship ahoy!" rief er ihm zu, und war bald mit ihm über einer Partie Billard, während Wilhelm finster vor sich hin brütete und seinen Groll mit Grog nährte.

* * *

Der Auftritt zwischen Jenny und den beiden Männern hatte Fräulein de Lagardie ungewöhnlich ernst und doch zugleich weich gestimmt, und sie war lange, nachdem die etwas gefaßter gewordene Jenny an ihre Arbeit zurückgekehrt war, in tiefem Hin-

brüten versunken da gesessen und hatte in die Wolken gestarrt. Dann war sie aufgestanden und in einer unverkennbaren Gemüthsbewegung im Zimmer auf- und abgegangen und hatte mit einem Entschlusse gerungen, der ihr offenbar viel kostete.

„Darf ich es wagen? darf ich mein Geheimniß preisgeben?“ fragte sie sich halblaut und unschlüssig. „Es trifft Alles zu, das Alter, die Aehnlichkeit, die Stimme der Natur, der instinktive Drang, welcher mich zu dem Mädchen hinzieht. . . . Aber darf ich mich Jenny anvertrauen, ehe ich bestimmte Anhaltspunkte habe, welche mir deutlich und unzweifelhaft klar machen, daß Jenny jenes Kind ist? Und darf ich mich noch einmal an ihn wenden nach all dem Vorgefallenen, nach jenem Schritte, den er mir niemals verzeihen wird und der mich doch nichts nützte? . . . Wird er mir Wahrheit geben und das Kind ausliefern? . . . Nein, niemals. Aber vielleicht erfahre ich es auf einem andern Wege, durch Jenny's Pflegemutter, an die ich schreiben werde! Aber nur vorsichtig! Es wäre ja entsetzlich und würde meine ganze Existenz in Frage stellen, wenn ich mich verriethe und dann Jenny dennoch nicht die Rechte wäre! . . .“

Und nach langem Besinnen und innerm Kampfe schrieb sie endlich einen sehr vorsichtigen Brief an die Wittwe Rosine Götz in Westheim und bat diese,

unter Bezugnahme auf den Auftritt, welcher heute vor ihren Augen stattgefunden hatte, um Auskunft, ob Jenny mit wirklicher Wahrscheinlichkeit als die Tochter des Mr. William Götz betrachtet werden könne, oder ob nicht andere direktere Indicien über Jenny's Herkunft vorlägen.

„Ich stelle diese Fragen nicht aus müssiger Neugier, meine liebe Frau", schrieb sie. „Sie wissen, welch aufrichtiges und herzliches Wohlwollen mich zu Ihrem lieben Pflegekinde hinzieht, und was für Absichten ich mit Jenny hege. Ihr seliger Gatte hat ja der Frau Schaberle schon die Mittheilung gemacht, daß Jenny nur ein angenommenes Kind von ihm sei, wie ich aus dem Munde dieser Frau erfahren habe. Sie werden daher keinen Anstand nehmen, mir ebenfalls eine nähere Aufklärung über das Geheimniß von Jenny's Herkunft zu geben. Ich verspreche Ihnen unverbrüchliches Stillschweigen und jede Förderung eines etwaigen Versuches, Jenny's Mutter oder Eltern, die das arme Mädchen als hilflosen Säugling ausgesetzt haben, zu ermitteln, wozu ich vermöge meiner ausgebreiteten Bekanntschaft vielleicht am besten mitwirken kann."

Fräulein de Lagardie glaubte es recht schlau angestellt zu haben und erwartete daher ein günstiges Resultat.

Jenny hatte am selben Abend ebenfalls nach

Hause geschrieben, der lieben Pflegemutter den ganzen Vorfall gemeldet und sie dringend gebeten, ihr doch nur die Eine Frage zu beantworten: ob sie wirklich die Tochter von Wilhelm Götz sei? Das arme Mädchen sah mit noch größerer Spannung als ihre Brodherrin der Antwort auf diesen Brief entgegen, denn die Ungewißheit darüber, ob sie nicht etwa doch das Kind jenes abstoßenden Mannes sei, war ihr fürchterlich; aber noch entsetzlicher war ihr freilich der Gedanke, daß sie nach dem Rechte der Natur wie nach dem Gesetze unter der Botmäßigkeit eines solchen Mannes stehen würde, wenn er wirklich ihr Vater wäre, und dies flößte ihr ein unsägliches Grauen ein. Sie war so unruhig darüber, daß sie sogar an den Diakonus schrieb und ihn in den dringendsten Ausdrücken bat, ihr doch hierüber Gewißheit zu geben.

Herr Strebel begriff die Stimmung und Gemüthslage seines Beichtkindes sehr gut, und sah sich um so mehr aufgefordert, Jenny schnell zu antworten, da ihm wenige Stunden, nachdem er den Brief von dieser empfangen hatte, Frau Götz auch denjenigen der Instituts-Vorsteherin brachte und ihn in der ängstlichsten Aufregung um Rath bat, wie sie Jenny's Brief und denjenigen von Fräulein de Lagardie beantworten sollte.

Der Diakonus sah alsbald den Zusammenhang

der beiden Briefe ein; er vermuthete, Fräulein de Lagardie habe entweder aus Mitleid mit der Seelenangst und dem Schmerz Jenny's, oder aber aus weiblicher Neugier sich in diese Angelegenheit gemischt. Er hielt es daher für gerathener, dem Fräulein gar nicht zu antworten, sondern Jenny nur zu beauftragen, daß sie seine Antwort auf deren Brief ihre Brodherrin lesen lasse. Er schrieb ihr daher etwa Folgendes:

„Du hast Dich diesmal ohne Grund geängstigt, mein liebes Kind! Jener Wilhelm Götz und dessen Sohn haben keinen Anspruch an, keine Macht über Dich. Du bist ganz gewiß nicht seine Tochter, und wenn das Dunkel, welches über Deiner Herkunft liegt, auch noch nicht gelüftet ist, so deuten doch alle Umstände, unter welchen Du einst in die Pflege der braven Götz'schen Eheleute gelangtest, welche sich Deiner so treulich und mit echter christlicher Liebe angenommen haben, darauf hin, daß Du von einem bessern Stande abstammst, als demjenigen, in welchem der Zimmermanns-Parlier Wilhelm Götz zu jener Zeit lebte und Verbindungen hatte. Der Wahn oder das Vorgeben, als seiest Du ein Kind Wilhelms, rührt von einer Nothlüge der Frau Rosine Götz her, welche sie damals gebraucht hat, als Du ihrer Pflege übergeben wurdest und sie vor den Leuten einen glaubwürdigen Grund für Deine Auf-

nahme angeben wollte, — eine Nothlüge, die sie schon hundert= und aber hundertmal bereut hat, weil dieselbe die Erbitterung Wilhelms gegen die Stiefmutter, mit welcher er die Hinterlassenschaft seines Vaters theilen soll, noch mehr gesteigert hat. Den Schleier zu lüften, meine liebe Jenny, welcher über Deiner Herkunft liegt, vermag weder ich noch Deine treue Pflegemutter. Als Du ihrer Fürsorge übergeben wurdest, hatten Philipp und Rosine Götz sich gewissermaßen an Eidesstatt verpflichten müssen, ihr Leben lang niemals den Leuten nachzuspüren, die ihnen Dich als Pflegling übergeben hatten, und ebenso gegen unbetheiligte Dritte sich nie über die näheren Umstände auszusprechen, unter denen Du ihnen übergeben worden bist. Seither haben sie dies treulich gehalten, und Philipp Götz, welcher vielleicht in dem Besitz des Geheimnisses war, hat es mit sich in die Grube genommen. Deine Pflege=mutter aber, durch mancherlei aufregende Auftritte und die Nachwehen des Todes ihres Gatten gegen=wärtig tief erschüttert, will hierüber weder Dir noch Dritten irgend eine Mittheilung machen, um nicht, wie sie es nennt, eidbrüchig zu werden. Sie läßt Dich, meine liebe Tochter, durch mich auf das Be=stimmteste versichern, daß Du die näheren Umstände, unter denen Du in ihre Hände gelangtest, entweder noch aus ihrem eigenen Munde oder durch eine

Aufzeichnung erfahren sollest, welche sie mir unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses in die Feder diktiren wird. Sie glaubt sicher und fest, daß Deine leibliche Mutter Dich noch einmal von ihr zurückfordern werde, und daß es Dich nur unglücklich machen und in vergebliches Grübeln versenken hieße, wenn man Dir jetzt das Wenige eröffnete, was Frau Rosine sagen kann und darf. Ich selbst schließe mich dieser Ansicht der guten Frau aus voller Ueberzeugung an, meine liebe Jenny! In Deinem Alter ist die Phantasie so lebhaft und die Welterfahrung so gering, daß man so leicht geneigt ist, sich trügerischen Hoffnungen und wachen Träumen hinzugeben, welche nur einen Stachel im Herzen zurücklassen und jene Kraft rauben, deren der Mensch zum Kampf mit dem Leben und mit seinem eigenen Herzen bedarf. Vor Dir aber, liebes Kind, liegt ein ernsteres Ziel. Nicht Träumen und Harren und Hoffen auf die Gunst des Zufalls und auf ein außergewöhnliches Glück macht den Menschen glücklich, sondern nur in angestrengtester Arbeit, treuester Pflichterfüllung, in dem ernstesten Streben, nach Maßgabe seiner Kräfte und Fähigkeiten der Menschheit nützlich zu sein und zur Wohlfahrt des Ganzen beizutragen, nur durch stille Ergebung in den Willen der Vorsehung und das von dieser bestimmte Loos, welches ja jeder Einzelne durch eigenes Zuthun in

den Grenzen der Tugend zu verbessern streben soll, erwirbt sich der Mensch jene innere Genugthuung eines guten Gewissens, jenen Seelenfrieden, der höher ist als alle Glücksgüter und der auch den Armen unschätzbar reich macht. Grübeln und Träumen und Hoffen auf ein trügerisches Glück durch ein Wiederauffinden Deiner Eltern würden Dir Ruhe und Frieden, Eifer und Ausdauer rauben, die Dir so unentbehrlich sind, liebe Tochter! Hoffe kaum mehr auf Deine leiblichen Eltern, welche Dich verstießen! Bewahre Deine Liebe und Dankbarkeit der schlichten wackern Frau, welche Dich zur Bescheidenheit und Tugend erzogen hat, und halte Dich an Deinen Vater im Himmel! Das ist der einzige Rath, den ich als Dein aufrichtiger Freund Dir geben kann! — Von Wilhelm Götz hast Du nichts zu fürchten; vor ihm schützen Dich das Gesetz und Deine Freunde. Gib diesen Brief auch dem verehrten Fräulein de Lagardie zu lesen, welches an Deinem Schicksal einen solch innigen herzlichen Antheil zu nehmen scheint und das sich mit demselben Bescheide begnügen muß, den ich Dir auf Deine Anfragen zu ertheilen hatte."

Jenny ergab sich darein mit stiller Demuth. Wenn nur Wilhelm nichts in ihr Geschick zu sprechen hatte, so war sie schon zufrieden. Der aufregenden Wißbegierde hinsichtlich ihrer Herkunft hielt ein

Grauen das Gegengewicht, daß sie ja möglicherweise von Eltern reklamirt werden könnte, die ihr ebenso viel Widerwillen einflößten als Wilhelm Götz. Ja, sie pflichtete ihrem geistlichen Freunde bei: was ihr frommte, war Arbeit, Entsagung, innigstes Vertrauen auf den himmlischen Vater und Beschützer. Demgemäß wies sie jeden Hang zum Grübeln und Träumen von sich, und war nur früh und spät darauf bedacht, den Umfang ihrer Kenntnisse und ihre Brauchbarkeit zu vermehren.

Fräulein de Lagardie war mit der Antwort, die sie mittelbar auf ihre Zuschrift an Mutter Röse erhalten hatte, nicht so zufrieden, aber ihre Neugier ward nur noch mehr gesteigert, ihr Interesse für Jenny mächtig gehoben. Sie schrieb nach verschiedenen Seiten hin Briefe und erwartete deren Ergebniß mit fieberhafter Spannung, aber ohne den gewünschten Erfolg. Und als der Frühling in voller Pracht herangekommen war, lud sie Frau Rosine Götz in den freundlichsten Worten ein, doch auf einige Wochen zum Besuche nach Hellburg zu kommen und im Pensionate zu logiren, damit sie ihrer Tochter nahe sein und sich einigermaßen vergessen könne. Natürlich hatte dieses gastfreundliche Anerbieten den Nebenzweck, daß das Fräulein zuversichtlich hoffte, bei dieser Gelegenheit durch alle möglichen Suggestivfragen der schlichten Frau alle diejenigen Thatsachen

und Umstände abzulocken, welche mit der Aufnahme Jenny's in die Götz'sche Familie zusammenhingen.

Allein auch dieser Anschlag ward vereitelt durch die einfache Antwort der Frau Röse, daß sie trotz ihres lebhaftesten Wunsches, mit Jenny einige Wochen zusammen zu leben, doch diese liebreiche, gastfreundliche Einladung ablehnen müsse, weil sie sowohl wegen Geschäfte als leidender Gesundheit sich nicht zu der Reise entschließen könne. Die Matrone sah in der Fahrt von wenigen Meilen eine Reise, vor welcher sie sich nach Art dieser Leute beinahe fürchtete. Außerdem hatten ihr Jenny's feine Kleidung und vornehme Erscheinung bei dem letzten Besuche so imponirt, daß sie sich instinktmäßig sagen mochte, sie in ihrer halbbäuerischen Kleidung und mit ihren kleinbürgerlichen Manieren passe nicht in jenen Rahmen der vornehmen Erziehungs-Anstalt. Mit dem empfindlichen Selbstgefühl und feinfühligen Instinkte solcher Leute wollte sie sich nicht selber zum Gespött oder Gegenstand einer aufdringlichen Beachtung machen; und sie liebte Jenny so sehr, daß sie lieber auf die Freude und den Genuß ihres Umgangs verzichten, als diese in den Augen ihrer Kolleginnen oder Zöglinge und sonstigen Umgebungen lächerlich machen wollte, wenn man sähe, was für eine auffallende altväterische Erscheinung ihre Pflegemutter sei.

Jenny verging die Zeit unmerklich rasch in ihrem Berufe. Eine ganz wundersame gegenseitige Anhänglichkeit und Vertraulichkeit war zwischen ihr und der armen Natascha entstanden; Jenny fühlte sich zu dem armen lahmen Kinde mit einer Liebe und Innigkeit hingezogen, für welche sie vermeintlich in dem Mitleid für das gutgeartete unglückliche Mädchen und in der rührenden, anschmiegenden, dankbaren Weise des Kindes eine Aufklärung fand, die aber auf einem tieferen, ahnungsvollen Gefühl beruhte. Es war ein unbeschreibliches Etwas von Wahlverwandtschaft, von geheimer seelischer Sympathie, was die Bonne und das Kind verknüpfte, das bald kaum mehr von Jenny's Seite kam, bei ihr am Klavier saß, sie in die Unterrichtsstunden begleitete und seine großen, schönen, sprechenden Augen nicht von Jenny's Gesicht abwandte. Fräulein de Lagardie hatte den bestimmten Auftrag, Natascha in keiner Weise durch Unterricht zu steigern, indem man um ihrer körperlichen Schwäche und Hilflosigkeit willen sie ganz ihrem eigenen Triebe und Drange überlassen und diesen eher dämpfen und zurückhalten als fördern solle, und es war nur Natascha's beharrlicher Forderung, lieber bei Jenny zu sein, als mit Cora und Melanie zu spielen, gelungen, daß sie Jenny folgen durfte. Aber merkwürdigerweise wohnte das Kind nicht ohne Nutzen der Mehrzahl

dieser Lehrstunden bei, und erfaßte mit der ihm eigenen auffallenden Frühreife Vieles, was Jenny nachher mit ihm durchsprechen und ihm erläutern mußte, und eben der Verstand und die wunderbare Empfänglichkeit und Fassungskraft des Kindes zogen Jenny wie ein interessantes psychologisches Räthsel an, und forderten sie gewissermaßen auf, durch weise und allmähliche Entwickelung dieser Fähigkeiten in mehr spielender und unterhaltender Weise für Natascha zu sorgen, ohne ihr zu viel zuzumuthen. Doch sah sie bald, daß dieses Lernen Natascha nicht nur nicht anstrengte, sondern sie heiter anregte, und sie vermochte dem Kinde die Bitte nicht abzuschlagen, daß sie ihm die Anfangsgründe des Klavierspiels lehre.

Der Sommer kam; in Jenny's Lebensweise war Alles beim Alten geblieben. Lehrstunden zu geben und Unterricht zu erhalten, sich der drei kleinen Zöglinge und der Aufsicht über die paar älteren, welche noch da waren, anzunehmen, — das war ihr Tagewerk. Die Zeiten waren schlecht; von Westheim hörte sie wenig mehr, als daß die Theilung vollzogen sei, daß die Mutter das Häuschen sammt dem Holzhofe übernommen und vermiethet habe und in einem kleinen Theile desselben still und zurückgezogen lebe. Die Geschäfte gingen schlimm — es waren traurige, gedrückte Zeiten. Fräulein de Lagardie

klagte ebenfalls, hatte mehrere Zöglinge verloren und Fräulein Keller und Miß Hills entlassen müssen.

Jetzt war die Ferienzeit gekommen, einige der noch vorhandenen Zöglinge waren in ihre Heimath zurückgereist, und außer den drei Kindern waren nur noch drei Zöglinge im Hause. Jenny hatte sich auf diese Ferienzeit gefreut, da das Fräulein ihr versprochen, daß sie in derselben auf einige Wochen nach Westheim zurückkehren könne, um mit ihrer geliebten Pflegemutter zusammen zu leben. Wie fand sie sich daher eines Tages unliebsam überrascht und getäuscht, als Fräulein de Lagardie sie rufen ließ und ihr kurzweg erklärte: sie könne Jenny keine Ferien geben, sondern müsse sie hier behalten.

„Die Geschäfte gehen schlecht, Liebe", sagte sie. „Bei diesen ärgerlichen Zuständen in Deutschland sind die Leute theils zu ängstlich und sparsam, theils zu arm, um mir ihre Kinder anzuvertrauen. Ich habe mich deshalb nach England gewandt und dort um Zöglinge beworben, und die Möglichkeit ist vorhanden, einige zu bekommen. Ich muß daher eine Reise nach London machen, sowohl in dieser als in einer Privatangelegenheit, die mir sehr am Herzen liegt und die auch Dich . . ." Sie brach hastig ab, als ob sie bereits zu viel gesagt zu haben fürchtete. „Ich bitte Dich daher, in meiner Abwesenheit das Haus zu hüten und zu überwachen. Die Sache ist

Dir ja leicht gemacht, denn außer Deinen drei speziellen Pfleglingen sind ja nur noch die drei ältesten da, von denen ich billigerweise erwarten kann, daß sie während meiner kurzen Abwesenheit sich vernünftig betragen werden. Sie haben Alle vor Dir und Deinem Ernste noch mehr Respekt als vor der kleinen Barthelemy."

„Sie haben zu befehlen, Fräulein, und ich werde gehorchen", erwiederte Jenny. „Und doch, wenn ich mir eine recht innige Bitte erlauben dürfte, so möchte ich Sie ersuchen, nicht eine so schwere Verantwortlichkeit auf meine jungen Schultern zu legen! Mir ist ordentlich bange vor dieser verantwortlichen Stellung, denn sie erinnert mich unwillkürlich an ... an ..."

„Nun, an was denn? heraus damit, meine Liebe!" rief das Fräulein mit forschendem Blick.

„An jene unseligen Wochen, wo Frau Schaberle fort war und das Geschäft und die Haushaltung mir übergeben hatte", stammelte Jenny.

„Unverschämte!" wallte Fräulein de Lagardie auf und ihr braunes Gesicht glühte vor Erregung. „Traust Du mir die Verworfenheit zu, mit irgend einem Liebhaber durchzugehen und meine Gläubiger zu betrügen, wie jenes gemeine Weib, jene — Putzmacherin!"

„Sie mißverstehen mich, liebes Fräulein!" sagte Jenny bestürzt und abwehrend; „wie könnte mir

einfallen, Ihnen solch eine Handlungsweise zuzutrauen oder auch nur Sie in Einem Athem mit Frau Schaberle zu nennen? Ich wollte nur sagen, daß die Erinnerung an jene Verantwortlichkeit mir die Ruhe rauben, mich befangen machen wird . . ."

„Im Gegentheil, Du wirst nun um so mehr durch Schaden klug und gewitzigt sein und für Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen wissen! Ich habe meine Anordnungen getroffen und kann sie nicht ändern, darum basta! Ich glaubte Dich dankbar für die Auszeichnung zu finden, welche ich Dir dadurch zu Theil werden lasse, und Du dankst mir so! Das habe ich nicht erwartet. Indeß das Sprichwort hat Recht: Undank . . ."

„O, bitte, sagen Sie das nicht, bestes Fräulein! Seien Sie nicht ungerecht gegen mich!" fiel ihr Jenny flehend ins Wort. „Nicht Mangel an gutem Willen, sondern Mißtrauen in meine eigene Kraft hatte mir diese Bitte eingegeben! Indeß Sie wollen es, und ich gehorche. — Aber nicht wahr, nun sind Sie mir auch nicht mehr böse, und verzeihen mir? Und wenn Sie zurück sind, so darf ich noch auf einige Tage nach Westheim zu meiner armen Mutter!"

„Jenun, wir werden ja sehen! Ich will Dir gern eine Einräumung machen, wenn es die Lage der Dinge erlaubt, und — wenn Du bis dahin noch diesen Wunsch hegst! Vielleicht kann ich Dir

alsdann Aufschlüsse geben, welche die Sachlage wesentlich verändern!"

Jenny sah das Fräulein staunend an und konnte sie nicht begreifen; aber die Lagardie kehrte sich auch nicht daran, sondern hieß Jenny, ihr beim Packen ihres Koffers behilflich zu sein, der ihre feinste Garderobe aufnahm. Noch am selben Abend machte das Fräulein ihre Zöglinge und die französische Gouvernante Fräulein Barthelemy mit ihrer bevorstehenden Abreise bekannt und stellte ihnen Jenny als einstweilige höchste Autorität vor, und am folgenden Morgen reiste sie ab.

Anfangs ging Alles gut, wenn auch Jenny bisweilen das Herz schwer ward bei dem Gedanken an den vereitelten Urlaub, auf welchen sie sich so sehr gefreut und den sie wegen des Zusammenlebens mit ihrer Mutter so sehr herbeigesehnt hatte. Jenny ging jeden Nachmittag mit den Zöglingen spazieren, wobei Natascha in ihrem Fahrsessel immer mitgenommen wurde, leitete die Lehrstunden, überwachte das Thun und Treiben der Zöglinge, und hatte gar nichts zu klagen.

Eines Vormittags ward sie ins Sprechzimmer gerufen, wo ein Herr sie erwarte. Sie war nicht wenig erstaunt, sich James Götz gegenüber zu sehen. Er war sorgfältiger als das erste Mal, ja sogar mit einer gewissen Eleganz gekleidet und in seinem

gelblichen frechen Gesicht lag etwas Widerlich-Süßes, das Jenny instinktmäßig verwarnte. Wie erstaunte sie aber, als sie nach seinem Begehren fragte und er ihr in dürren Worten gestand, daß er sie liebe und um ihre Hand anhalte. Jenny war mehr beschämt als überrascht ob dieser Erklärung und rang anfangs nach Worten, dann aber lehnte sie seine Werbung kurz und entschieden ab.

„Ich begreife nicht, wie Sie Ihre Wahl auf mich lenken können", sagte sie beinahe rauh. „Sie kennen mich kaum von einmaligem Sehen, ich Sie noch weniger. Ich bin viel zu jung und unerfahren, um einem Hauswesen vorzustehen, und will noch nicht heirathen, am wenigsten ohne Neigung. Und dann kommt dieser Schritt so unvermittelt, daß ich wirklich staune, wie Sie . . ."

„Wie ich um Ihre Hand anhalten konnte, liebe Jenny?" fiel er ihr mit einer beinahe verletzenden Vertraulichkeit ins Wort. „Jenun, ich bin ein freigeborener Amerikaner, und wir da drüben in der neuen Welt greifen Alles ganz kurz und praktisch an. Zudem verstehe ich mich ein wenig auf die Menschen, meine Liebe, und habe mir schon eine Mütze voll Wind um die Nase wehen lassen. Als ich Sie sah, da sagt' ich mir: Diese oder keine will ich zur Missis James Götz machen, wenn sie nicht meine Schwester ist. Ueber diesen Punkt sind wir

nun Beide ganz im Klaren — wir haben nicht einen Tropfen gemeinsamen Blutes in den Adern. Sie gefallen mir, ich liebe Sie, ich bin ein Bursche, der nicht auf den Kopf gefallen ist, der hier im alten Land wie drüben in den ‚Staaten‘ oder in der ganzen Welt sein Leben zu machen versteht und Ihnen eine angenehme Stellung bereiten wird, — bin ein Mann ohne Vorurtheile, meine liebe Miß, der sich nicht daran stößt, daß man sie bei Nacht und Nebel einem armen Zimmermann ins Haus gelegt und denselben mit schönen Versprechungen von Kostgeld und Geschenken geleimt hat! Ich scheere mich den Henker um alle thörichten Vorurtheile wegen Ihrer Geburt, sondern heirathe Sie frischweg, sobald Sie einschlagen, und da Sie gewissermaßen das Brod meiner Großeltern gegessen haben und hier in einer Stellung sind, die unter Ihrer Würde ist, so schätz' ich, Sie werden die ganze Loyalität meines Verfahrens anerkennen und mir dennoch Ihre Hand reichen!"

„Ihnen, mein Herr, der unzart genug ist, mir einen solchen Vorhalt zu machen? Ihnen, dem Sohne eines Mannes, welcher meiner theuren Pflegemutter alles geschlagene Herzeleid anthut? Und Sie könnten glauben, daß ich trotz alle dem . . ."

„Well! Warum denn nicht?" rief James mit einem sardonischen Lächeln. „Ich will verdammt sein, wenn ich in all Ihrem Widerstreben einen vernünftigen

Grund sehe. Der Alte prozessirt mit seiner Stiefmutter, und gibt ihr heim, was sie ihm an moralischen Fußtritten gegeben hat, und ich schätze, er wird die Oberhand behalten. Allein gesetzt, Sie werden mein Weib, meine Liebe, so garantire ich Ihnen, daß der Streit begraben und die alte Frau in Ruhe gelassen wird. Und sollte dem Alten zufällig doch 'mal die Galle heraufkommen und er meiner Schwiegermutter gegenüber sich 'was herausnehmen, — na, well, dann bin ich der Mann, der ihn zur Ruhe verweist und der alten Frau Frieden verschafft. Sie sehen also, mein liebes Kind, auf welcher Seite Ihr Brod mit Butter bestrichen ist, und da ich Sie für ebenso gescheidt wie hübsch halte und es gut mit Ihnen meine, so sag' ich nochmals: meine liebe Jenny, wollen Sie mich?"

„Nein! Ich habe Ihnen meine Gründe angegeben!" sagte Jenny vor Unwillen leise bebend.

„Bah, ein Weiberwort ist für mich kein Primchen Kautaback werth, meine schöne Miß", erwiederte James geringschätzig und bürstete ruhig seinen Hut mit dem Aermel, während er Jenny mit einem stechenden Blicke ansah. „Ich weiß, daß Aloys Springer zwar schmucker und reicher ist, als ich, und daß er vielleicht in Ihrer Werthung ein Bischen schwerer wiegt! . . ."

„Mein Herr, Sie sind nicht nur ganz im Irr-

thum, sondern Sie werden beleidigend!“ rief Jenny aufstehend. „Sie nennen den Namen eines Mannes, der mir ganz gleichgiltig ist, und bringen mich in Beziehungen zu ihm, die ich verleugnen muß, weil sie sich auf gar keinen wirklichen Grund stützen!“

„Wirklich?“ fragte James mit stechenden Blicken, aus denen doch wieder ein gewisser Triumph blickte. „Also diese Neigung des jungen Gelbschnabels ist einseitig? Dacht' ich's doch, daß der Gimpel mich angeschwindelt habe, denn ich halte Sie für allzu klug, um an einem solchen Laffen Gefallen zu finden! — Na, mag dem sein wie ihm wolle! Will sogar zugeben, daß mein Heirathsantrag verdammt unvermittelt kam. Aber ich sag' Ihnen, mein liebes Kind! Ich habe mir einmal in den Kopf gesetzt, Sie zu heirathen, und ich schätze, was James Götz in seinem Schädel hat, das setzt er auch durch! Will Ihnen aber zeigen, daß ich ein Gentleman bin und Ihnen ehrlich Spiel anbiete! Gebe Ihnen drei Wochen Bedenkzeit und werde dann wieder anfragen! Und ich sage Ihnen, meine schöne Miß, und es ist ein verdammt wahres und ernstes Wort: Jim Götz ist ein guter Kerl, aber es ist verwünscht besser, ihn zum Freund als zum Feind zu haben, denn er steckt keinen Faustschlag ein und verfolgt seinen Zweck so zäh und schlau wie ein Opossum! Darnach achten Sie sich und besinnen Sie sich eines Bessern! Jim

Götz ist der Mann dazu, Sie zu einer vornehmen Lady zu machen; mit einem Dummkopf wie Aloys Springer müßten Sie noch einmal Bettelbrod essen, oder ich will getheert und gefiedert werden!"

„Genug, Herr Götz! Ihre Drohungen erschrecken mich nicht und machen Ihre Sache nicht besser — lassen Sie uns wenigstens ohne Groll scheiden!" sagte Jenny mit ruhiger Würde. „Ich will noch nicht heirathen und fühle weder innern noch äußern Beruf dazu. Ich bedarf keiner Bedenkzeit — Sie haben meinen Bescheid ein- für allemal."

„Weiberworte, Spinngewebe!" brummte James mit einem zuversichtlichen Lächeln. — „Oh, never mind, miss! In drei Wochen werde ich meinen Bescheid holen, und wir werden ja sehen, wie der Fuchs läuft. Auf Wiedersehen, meine spröde Dame!"

Damit ging James.

Der Auftritt hatte bei Jenny kaum irgend eine Nachwirkung als die des Widerwillens hinterlassen, denn die Drohungen des Amerikaners dünkten ihr lächerlich. Nur beiher fiel ihr ein, daß James und sein Vater allerdings die gute Mutter Röse durch Gehässigkeiten und kleine Reibungen ärgern und chikaniren könnten, allein sie suchte sich einzureden, daß die Mutter ja unter dem Schutz der Gesetze stehe und vor eigentlichen Unbilden sicher sei. Und wie dem auch sein mochte, ein unabweisbares Grauen

hielt sie von jeder Berührung mit Wilhelm und dessen Sohne fern.

Die Sorge für das Hauswesen und die Beaufsichtigung der Zöglinge nahm Jenny indessen so sehr in Anspruch, daß sie des Vorfalls bald so ziemlich vergaß und ihn nicht einmal für bedeutend genug hielt, um ihn dem Diakonus zu melden. Die Hälfte der Ferien war so ohne Unfall vergangen, und Fräulein Lagardie hatte schon zweimal von London aus geschrieben und schon den Tag ihrer Ankunft bestimmt, als Jenny ganz unvermuthet von einem Unfall heimgesucht wurde, der sie tief erschütterte und den sie nicht einmal zu ahnen vermocht hatte.

Als Jenny eines Morgens in das Frühstückszimmer trat und die Zöglinge musterte, fehlte die älteste der jungen Eleven, ein hochgewachsenes, hübsches, stattliches Mädchen von nahezu achtzehn Jahren, eine Engländerin.

„Wo ist Florence May?" fragte sie die beiden anderen Zöglinge. „Ist sie noch nicht aufgestanden?"

„Ich weiß es nicht", erwiederte Emmeline Saqué mit anscheinender Unbefangenheit. Aber dem scharf beobachtenden Blick Jenny's entging es nicht, daß Emmeline ihrer Gefährtin Laura Bronkmann einen verstohlenen Blick des Einverständnisses zugeworfen hatte, und daß diese unwillkürlich erröthet war.

Hollah, was ist das? dahinter steckt irgend etwas!

dachte Jenny und eilte sogleich nach Florence's Schlafzimmer hinauf.

Das Bett war noch unberührt, und als sie die Kommode öffnete, fand sie die Schubladen geleert — alle Kleider, Leibwäsche und sonstigen Habseligkeiten der jungen Engländerin waren fort.

Eine wilde ahnungsvolle Furcht bemächtigte sich Jenny's. Das also war's gewesen, wovor ihre Ahnungen sie gewarnt hatten, die Verantwortlichkeit während der Abwesenheit des Fräuleins zu übernehmen? Der Muth wollte ihr entsinken — sie getraute sich nicht mehr, Fräulein de Lagardie unter die Augen zu treten. Aber sie wußte, daß sie den Kopf nicht verlieren durfte, und sie gab sich noch immer der leisen Hoffnung hin, das Verschwinden der jungen Engländerin möchte sich auf eine Weise erklären lassen, welche ihren eigenen Befürchtungen nicht entspräche.

Sich rasch sammelnd kehrte sie direkt in das Frühstückszimmer zurück und trat, mit Augen, die vor Entrüstung flammten, vor die beiden verlegen erröthenden Mädchen.

„Florence hat heute Nacht das Haus verlassen, wie ich sehe", hub sie an und zwang sich möglichst ruhig zu erscheinen. „Ich habe bereits meine eigenen Gedanken über den Grund der Flucht, aber ich bin

auch überzeugt, daß Ihr Beide wißt, wohin Florence May gegangen ist, daß Ihr Beide mit ihr im Komplott seid. Ich muß daher mit allem Ernste darauf bestehen, daß Ihr mir die Wahrheit sagt. Ihr wißt, daß ich Fräulein von Lagardie für Euch Alle verantwortlich bin und daß mich der größte Tadel und Vorwurf treffen wird, wenn Florence'n irgend ein Unglück zustößt. Ich muß also alles Mögliche aufbieten, um sie wieder herbeizuschaffen. Wollt Ihr mir dazu behilflich sein?"

„Wir wissen nichts von ihr, Mademoiselle", stammelte Emmeline.

„Habe ich dies um Sie verdient, mein Fräulein? Wollen Sie mich zwingen, Sie einem Verhör der Polizei oder der Gerichte auszusetzen? Wollen Sie die Schuld daran tragen, wenn Florence'n ein Unfall zustößt?" fragte Jenny nachdenklich.

Die mahnende Berufung und halbe Drohung erfüllte ihren Zweck, und Laura erwiederte mit Thränen in den Augen: „Wir sind ganz unschuldig, liebe Mademoiselle Jenny! Florence May nahm uns das Versprechen ab, sie nicht zu verrathen; aber wenn Sie glauben, daß ihr ein Unglücksfall zugestoßen sein könnte, so will ich wenigstens hieran keinen Theil haben. Florence ist gestern Abend um 11 Uhr mit dem jungen Maler Kronegg, der hier im Institute Unterricht gab, durchgegangen. Sie

waren schon längst im Stillen verlobt, und wollen sich in der Schweiz trauen lassen und dann mit einander nach Italien!"

„Welcher Leichtsinn! Welche Thorheit!" sagte Jenny. „Es ist ein Streich, welcher ganz des stolzen eigensinnigen Charakters von Florence May würdig ist! Aber was kann sie nur bewogen haben, einen solchen Schritt zu thun?"

„Der Groll gegen Fräulein de Lagardie, welche Florence mehrmals durch ihren heftigen Tadel empfindlich gekränkt hat, und die Befürchtung, daß Florence's Vormund selber Absichten auf ihre Hand habe", erwiederte jetzt Emmeline, welcher die Enthüllungen Laura's ebenfalls die Zunge gelöst hatten. „Florence ist eine reiche Erbin, hat ein eigenes Vermögen vor ihrer Großmutter. Sie beschuldigt Mademoiselle de Lagardie, sie habe im Einverständniß mit ihrem Vormunde sie hier zurückgehalten, und sie wollte nicht mehr hier bleiben. Sie hatte ihren Vormund gebeten, sie von hier hinwegzunehmen, und Florence hatte gedroht, wenn er ihr dies abschlage, wenn er ihr dadurch zeige, daß er sie wie ein Kind behandle und länger unter der Zucht der Mademoiselle de Lagardie lasse, so werde sie irgend einen verzweifelten Schritt thun. Vor drei Tagen kam die abschlägige Antwort des Vormundes, der den Brief von Florence der Mademoiselle in London

gezeigt hatte. Da machte sie es mit Herrn Kronegg ab, daß sie mit einander entfliehen wollten."

„Und Ihr habt dies Alles gewußt und vor mir verheimlicht?" fragte Jenny vorwurfsvoll.

„Seien Sie uns darob nicht böse, liebe Mademoiselle!" entgegnete Emmeline. „Wir sind Freundinnen von Florence und hatten ihr Vertrauen; dies durften wir nicht täuschen. Es wäre abscheulich gewesen, Florence zu verrathen, da sie einmal unsere Freundin war. Ich bin keine Angeberin, Fräulein Götz!"

„Und ich fürchte mich vor Florence, die so leidenschaftlich ist!" setzte Laura hinzu. „Sie hat uns gedroht, sie werde sich ins Wasser stürzen, wenn wir sie verriethen oder wenn man sie verfolgte, und es sieht ihr ganz ähnlich, daß sie diese Drohung ausführt, denn sie liebt Herrn Kronegg so sehr."

Jenny wagte die beiden Mädchen nicht weiter zu tadeln, denn sie fühlte, daß die meisten an deren Stelle ebenso gehandelt hätten. Sie bat den Vikar Jürgens in einem Billet um seinen Besuch, trug ihm die Sache vor und ersuchte ihn um seinen Rath, was sie thun solle? Er untersuchte die Sache und kam zu der Ueberzeugung, daß hier nichts zu machen sei. Die beiden Flüchtlinge hatten einen Vorsprung von 9—10 Stunden, und die beiden Mädchen wußten nicht oder wollten nicht wissen, welchen Weg die

Flüchtlinge eingeschlagen hatten. Eine Einmischung der Polizei hätte nur gerichtliche Schritte zur Folge gehabt und dadurch sicher dem guten Rufe der Anstalt geschadet. Auch wollte Herr Jürgens gerade aus diesem Grunde es nicht für sich riskiren, die Mitwirkung der Polizei in Anspruch zu nehmen ohne speciellen Auftrag von Fräulein de Lagardie, und da der Maler Kronegg ein weltgewandter geistvoller Mann von guter Erziehung war, so konnte man muthmaßen, daß er seine Vorkehrungen sehr schlau getroffen habe. So ward denn also den Hausgenossen das tiefste Stillschweigen über die Flucht von Florence May zur Pflicht gemacht und die Sache auf sich beruhen gelassen, bis Mademoiselle de Lagardie zurück sei. Man wußte nicht, wo ein Brief sie dermalen getroffen hätte, und man konnte ihr daher nicht einmal Nachricht von dem leidigen Ereigniß geben.

Jenny sah mit sehr unangenehmen Empfindungen der Ankunft ihrer Gebieterin entgegen, und las in Mademoiselle Barthelemy's Auge die Schadenfreude, welche die neidische Schweizerin über diese Demüthigung Jenny's empfand. So oft Jenny einen Wagen drunten auf der Straße fahren hörte, erblaßte und erbebte sie.

Drei oder vier Tage nach der Flucht von Florence May saß Jenny gegen Abend mit ihren fünf Zög-

lingen beim Gouter nach dem Spaziergange, als ein Wagen in den Garten hereinfuhr und vor dem Porticus hielt. Jenny fuhr in jähem Schreck vom Stuhle auf und wankte hinaus, denn sie vermuthete nicht anders, als daß es das heimkehrende Fräulein sei. Statt dessen aber trat ihr auf dem Flur eine schwarzgekleidete ältliche Dame mit einem jungen Mädchen von etwa dreizehn Jahren an der Hand entgegen und fragte nach der Dame des Hauses.

Jenny gab ihr die Auskunft, daß Fräulein de Lagardie noch verreist sei, stellte sich als deren Stellvertreterin vor und führte die Damen ins Besuchszimmer.

„Sie sind Fräulein Götz, wenn ich nicht irre? — Dacht' ich es doch aus Ihren Zügen zu lesen!" sprach die Dame mit gewinnender Leutseligkeit und bot Jenny die Hand. „Ich bin Natascha's Tante Fanny und gekommen, nach meinem kleinen armen Liebling zu sehen! Ich kenne Sie aus Natascha's Briefen, liebes Fräulein, und bin Ihnen so dankbar für Ihre Liebe und Güte gegen die Kleine — doch davon nachher! Für jetzt führen Sie mich nur zu meinem kleinen Liebling!"

„Ich werde Natascha hierher bringen", erwiederte Jenny, auf das Angenehmste überrascht, eilte fort und kehrte nach einer Minute mit dem Kinde auf dem Arme zurück, das unter Freudenthränen auf-

jubelte, als es Tante Fanny und Schwester Isidora erblickte.

Es war ein rührendes Wiedersehen zwischen diesen drei Personen, und Jenny überließ dieselben sich selber und ging einstweilen ihren Geschäften nach. Als Jenny nach einer Stunde wieder in das Besuchszimmer trat, ward sie von der Baronesse Fanny sogleich ins Gespräch gezogen und mit den dankbarsten Lobsprüchen wegen des guten Aussehens und der Munterkeit der kleinen Natascha, wie wegen der geistigen Fortschritte derselben überhäuft.

„Sie haben das Außerordentlichste geleistet, und das Kind hängt an Ihnen mit einer rührenden Liebe und Hingebung", sagte die Baronesse. „Ich finde keine Worte des Dankes für Sie. Wie werden sich mein Bruder und meine arme Schwägerin freuen, wenn ich ihnen diese guten Nachrichten mittheilen kann! Sie haben mir eine solch gute Meinung von der Anstalt des Fräuleins de Lagardie beigebracht, daß ich keinen Anstand nehme, die Dame des Hauses auch um die Aufnahme Isidora's zu bitten, welche seither in einem Pensionat der französischen Schweiz war, von wo wir sie aber wegnehmen mußten, da das arme Kind beinahe nur mit Kartoffeln und Gemüse und Mehlspeisen gefüttert wurde und nahe daran war, scrophulös zu werden. Die Vorsteherin jenes Pensionats schrieb mir immer die charmantesten

Briefe, allein ich überraschte sie jüngst durch meinen Besuch, und das fahle verkommene Aussehen der Zöglinge und namentlich meiner zarten Isidora erschreckte mich so sehr, daß ich den Ursachen dieser Erscheinung nachspürte und nicht eher ruhte, als bis ich dieselben ermittelt hatte. Da machte ich wenig Federlesens, und nahm auf Grund der discretionären Gewalt, welche mir mein Bruder übertragen hatte, Isidora sogleich hinweg und mit mir. Und nun wäre ich wirklich froh, wenn sie hier Aufnahme fände, nicht allein weil mir Haus und Lage und die ganze Anordnung gefällt, sondern weil ich überzeugt bin, daß Sie, mein Fräulein, sich auch Isidora's ebenso liebreich und freundlich annehmen werden, wie meiner guten Natascha! — Ach, wie glücklich sind die Armen, die ihre Kinder selbst bei sich behalten und erziehen können!"

Jenny begriff diesen Aufruf nicht sogleich; er ward ihr erst später klar, als sie die Familien-Verhältnisse der Eltern von Natascha und Isidora genauer kennen lernte. Aber sie versicherte Tante Fanny, daß sie sich Isidora's ebenso getreulich annehmen werde, wie Natascha's.

Tante Fanny blieb mehrere Tage, um die Rückkehr des Fräuleins de Lagardie zu erwarten. Sie schloß sich mit Isidora den gemeinsamen Spaziergängen der Zöglinge an, und verbrachte gewöhnlich

die Abendstunden im Lagardie'schen Institut. Da sie für Jenny ein aufrichtiges herzliches Wohlwollen hegte, so entgingen ihr weder die Trauergewänder, noch der Ausdruck von Wehmuth und geheimer Seelenangst in den Zügen der Bonne. Sie erkundigte sich nach Jenny's Familienverhältnissen, erfuhr den Tod ihres Vaters und am Ende auch den Grund der heimlichen Angst wegen der Verantwortlichkeit für die Entweichung von Florence May.

Baronesse Fanny suchte sie zu trösten und zu ermuthigen.

„Ich bin von Ihrer Unschuld vollkommen überzeugt, meine Liebe", sagte sie. „Ihr gutes Gewissen wird Sie ja am besten rechtfertigen; und ich verspreche Ihnen nicht nur mein eifrigstes Fürwort, sondern auch meine werkthätige Unterstützung unter allen Eventualitäten. Aber ich bin überzeugt, daß Sie für Fräulein de Lagardie allzu werthvoll sind, als daß diese riskirte, Sie zu verlieren, wenn sie mit Ihnen allzu streng ins Gericht ginge, wie unwillkommen und fatal ihr auch das Ereigniß sein mag. Aber einen jungen Zeichnenlehrer in einem solchen Institute anzustellen, das heißt ja fürwahr Feuer zum Schießpulver tragen!"

## Siebentes Kapitel.

Fräulein de Lagardie blieb noch über die Zeit aus, welche sie in ihrem letzten Briefe als den Tag ihrer Heimkehr angegeben hatte. Sie war von London mit drei Zöglingen und einer englischen Gouvernante abgereist, welche letztere bei ihr um Kost und Wohnung dienen wollte, um die deutsche Sprache zu erlernen, — die Tochter eines kinderreichen armen Pfarrgehilfen oder Curate. Sie war mit ihren Begleiterinnen den Rhein heraufgefahren in einem Dampfboote und hatte in Bieberich ihnen den Vorschlag gemacht, das benachbarte Wiesbaden zu besuchen, woselbst sie Geschäfte habe, und die Aussicht auf einen Rast- und Feiertag in diesem reizend gelegenen vielbesuchten Modebade, in der Höhe der Saison, zu Anfang des Monats September, war von den vier jungen Damen mit großer Freude auf- und angenommen worden. Man sah ja den verschiedensten Genüssen entgegen.

Das Geschäft, welches Fräulein de Lagardie hier hatte, betraf aber keinen ihrer Zöglinge, son-

dern eine ganz andere Sache, die für sie sehr ernst und aufregend war. Kaum hatte sie für sich und ihre Pfleglinge Zimmer in den Vier Jahreszeiten gesichert und Thee befohlen, so ließ sie sich die Badeliste geben, welche sie aufmerksam durchlas, und aus welcher sie sich einige Notizen machte.

Am folgenden Morgen gegen 11 Uhr, als sie die drei Zöglinge mit der Gouvernante weggeschickt hatte, um ein Bad zu nehmen, stieg sie feierlich und höchst elegant aufgeputzt in einen Miethwagen und hieß den Kutscher nach einem gewissen Hause in einer der neuen fashionablen Straßen fahren.

„Wohnt hier Seine Excellenz der —'sche Gesandte am britischen Hofe?" fragte sie den Diener, der sie an der Thür der Beletage empfing.

„Gewiß, Madame!" versetzte der Lakai, die hochgewachsene elegante Dame mit dem leichten Embonpoint neugierig messend. „Haben Sie ein Anliegen an Seine Excellenz?" setzte er hinzu, als ihm sein geübter Blick die Beruhigung gegeben, daß er es hier weder mit einer Abenteurerin noch mit einer Steifbettlerin zu thun hatte.

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir, falls Excellenz zu sprechen ist, eine kurze Audienz bei dem Herrn Minister verschaffen könnten", sagte das Fräulein und drückte dem Lakai einen harten Thaler in die Hand. „Bitte, sagen Sie Seiner

Excellenz gefälligst, eine Dame, welche vor Zeiten das Glück gehabt habe, Seine Excellenz zu kennen, ersuche geziemendst um einige Minuten Gehör, um Seiner Excellenz eine vertrauliche Mittheilung von größtem Interesse zu machen."

„Ihren Namen, Madame, wenn ich bitten darf?"

„Lassen Sie das — Ihr Gebieter wird mich auf den ersten Blick erkennen. Sie sollen noch einen Thaler erhalten, wenn ich reüssire!"

Der Lakai ließ Fräulein de Lagardie im Vorzimmer warten und verschwand durch eine Flügelthür. Mehrere Minuten peinlicher aufregender Erwartung vergingen, bevor er wieder kam. „Es hat schwer gehalten, meine Gnädige; Excellenz sind leidend und wollten partout wissen, wer Sie seien! Treten Sie nun ein — Excellenz werden sogleich erscheinen!"

Es war ein hübscher kleiner Salon, sehr behaglich und geschmackvoll ausgestattet, an den Wänden hübsche Oelgemälde, an den Fenstern blühende Gewächse, auf dem Tische vor dem Sopha schöne Bücher und Kupferwerke, auf dem Schreibtisch ein Haufe großer englischer Zeitungen und Papiere aller Art.

Fräulein de Lagardie hatte kaum Zeit gehabt, sich von ihrem Fauteuil aus ein wenig umzusehen, als die schwere Plüschportière rauschte, und ein

hagerer Herr von vornehmer Haltung eintrat und sich dem Gaste näherte. Die Erscheinung dieses Mannes verrieth unzweideutig den Aristokraten; aber schwerer wäre es gewesen, sein Alter zu bestimmen. Die Künste von Zahnarzt, Friseur und Schneider hatten ihm jenes Gepräge einer zweifelhaften Jugend aufgedrückt, welche das wahre Lebensalter unter einer nivellirenden eleganten Maske versteckt und den Günstling des Geschicks mit dem Stempel des „besten Alters“ versieht, so daß man ihm auf den ersten Blick ebenso 28, wie 38 oder 48 Jahre geben kann.

Fräulein de Lagardie war bei seinem Erscheinen aufgestanden, hatte sich ehrerbietig verneigt, aber unter ihren gesenkten Wimpern hervor den Minister fest und forschend ins Auge gefaßt.

„Excellenz haben die Gnade gehabt ...“ lispelte sie, aber er kam ihr zuvor.

„Darf ich mir die Frage erlauben, welchem Umstand ich das Vergnügen dieses Wiedersehens verdanke, Madame?“ fragte er und faßte sie durch seine goldgefaßte Lorgnette scharf ins Auge; aber, entweder war das Erinnerungsvermögen des vornehmen Herrn ziemlich schwach, oder die Zeit hatte den Zügen des Fräuleins etwas stark mitgespielt, denn wenn den ausgedienten Don Juan auch etwas in dieser Dame als bekannt anmuthete, so wußte er

sich doch nicht mehr recht zu entsinnen, in welcher Phase seines bewegten Lebens er diese Physiognomie gesehen habe. „In der That, Madame! darf ich um Ihren Namen bitten?“ fragte er nach einer Weile, als die Dame vor Gemüthsbewegung keine Worte finden konnte.

„Excellenz! Baron Richard! wäre es möglich, daß Sie ... Octavie Dunoyer nicht mehr erkennen?“

„Ah! Sie sind ... Sie sind identisch mit jener Lagardie, die mir in den letzten Monaten mehrmals Briefe geschrieben ...“

„Die Sie keiner Antwort gewürdigt haben, ja, Baron Heckedorf, obwohl ich nichts geltend machte, als ...“

„Was wollen Sie von mir, Madame?“ sprach er mit eisiger Kälte und gedämpfter Stimme, indem er sie durch seine Lorgnette scharf fixirte.

„Dasselbe, was ich von Ihnen in meinen Briefen erflehte — Auskunft über das Leben meines Kindes, meiner Tochter!“ rief Fräulein de Lagardie und sank in die Knie nieder. „Seien Sie nicht grausam, Baron Heckedorf! Lassen Sie mich nicht zu schwer büßen für ein Vergehen, welches ich längst reichlich gesühnt habe durch ein verfehltes Leben, durch die vergebliche, jahrelange Sehnsucht nach meiner Tochter, die ich vielleicht durch einen Zufall selbst gefunden habe, für welche in mir eine instinktive

Neigung gesprochen hat und die mir dennoch fremd bleiben muß, so lange nicht ihre Identität hergestellt ist, so lange nicht Ihre Vergebung, Baron, die Brücke von dem Herzen meines Kindes zu dem meinigen geschlagen hat! Ich beschwöre Sie", fuhr sie mit gehobener Stimme fort, — „bringen Sie mich nicht zum Aeußersten!"

„Madame, keine Scene, wenn ich bitten darf — ich liebe derlei Dinge nicht", erwiederte er mit schneidender Kälte. „Ihre Erregtheit würde ja doch, wie damals, den Kürzeren ziehen gegen die besonnene Ruhe, welcher Sie begegnen werden. Bedenken Sie, Madame! nicht der jugendliche Schwärmer, der romantische Student von ehedem steht vor Ihnen, sondern ein welterfahrener gereifter Mann, an dem Sie schwer gefrevelt haben, — so schwer, daß ich jetzt ein Recht hätte, Ihnen die Thür zu weisen, die Ihnen auf eine falsche Vorspiegelung gastlich geöffnet worden ist!"

„Ich habe Ihnen nichts vorgespiegelt, Baron Heckedorf! Das Geschäft, welches mich hierher führt, ist für mich von der höchsten Wichtigkeit", erwiederte Fräulein de Lagardie leidenschaftlich. „Was mich hierher führt, das ist mein Recht, — mein unveräußerliches Recht als Mutter . . ."

„Das Sie einst um eine runde Summe verkauft haben — jenes Recht ist verwirkt, Madame!"

„Erinnern Sie mich nicht daran, Baron, wie Ihre stolze, kalte, listige Mutter, unterstützt von einem feilen, heimtückischen Advokaten, mir damals durch Drohungen und Einschüchterungen den Vertrag abrang, der mich meine Selbstachtung kostete, der mich zur Rabenmutter stempeln und mich Ihnen verächtlich machen sollte, damit die Zwecke Ihrer Familie gefördert wurden!" rief das Fräulein mit einer Leidenschaft, die ihren verblühten, welken Zügen etwas Adelndes lieh. „Erinnern Sie mich nicht an jenes Blutgeld, das ich schon tausend- und abertausendmal verwünscht und verflucht habe, und das mir wenig Segen gebracht hat! Gott verzeihe denen, welche damals meine Hilflosigkeit und Schwäche mißbraucht haben, um mich vor Ihnen und mir selbst zu entwürdigen! Gott vergebe Ihnen, Baron Heckedorf, die Schwäche, daß Sie mich damals verlassen und in eine Lage bringen konnten, daß es Ihrer Mutter möglich war, mich so zu demüthigen, so um mein heiliges Recht zu betrügen . . ."

„Madame, diese Sprache über eine Todte, die mir theuer ist, ziemt Ihnen nicht! Wollen Sie mich zwingen, Ihnen die Thür zu weisen?"

„So wagen Sie es, mir auch diese Schmach noch anzuthun! Ich werde dann laut, auf der Straße, in der Presse mein Kind fordern, mein Kind, an welches ich ein solch heiliges Anrecht habe, als Sie,

— ja noch ein heiligeres, denn ich will es öffentlich anerkennen, was Sie nicht thun — ich will ihm meinen Namen geben, ihm mein bischen Vermögen vererben, was Sie nicht zu thun wagen!“

„Ihren Namen, — den Namen Lagardie, einer schwedischen Adelsfamilie, welchen Sie illegitimer Weise sich angemaßt haben?“ . . .

„O, immer besser, immer besser! Ueberhäufen Sie mich mit Schmach, edler Edelmann! Häufen Sie zu dem Unrecht noch den Spott, und treten Sie mich in den Staub, physisch, wie Sie und die Ihrigen es damals moralisch gethan haben!“ rief das Fräulein kreischend. „Ich will es mir gefallen lassen, und Sie sollen mir noch mehr bieten dürfen um den Preis meiner Tochter! — Allein wenn Sie mir diese vorenthalten wollen, Baron Heckedorf, dann sehen Sie sich vor! Dann bebe ich vor Nichts zurück! Dann appellire ich an die öffentliche Meinung und fordere durch die Presse . . .“

„Thörin! Das sind leere, hohle Bravaden! Das Gesetz wird Sie dann ergreifen und zur Vernunft bringen, — oder aber in ein Irrenhaus, wenn die Rückkehr zur Vernunft nicht mehr möglich ist!“

„Gott verzeihe Ihnen diese Gedanken, Baron Heckedorf!“ sagte das Fräulein mit einem gellenden Lachen des grimmigsten Hohns. „Sie sind eines

Edelmannes wahrhaft würdig; sie verdienen von den Dächern geschrieen zu werden! sie werden sogar Ihren Lakaien, welche an den Thüren lauschen, eine hohe Meinung von ihrem Gebieter geben! Vollenden Sie denn Ihr Werk, edler, heldenstarker Aristokrat! Lassen Sie diejenige, der Sie die Ehre geraubt haben, die Sie in heimlicher Ehe vor den Altar führten, von der Sie Ihre Mutter und jener elende Advokat durch die niedrigsten Mittel befreiten, nun auch durch die feilen Gerichte irgend eines kleinen Staates der Freiheit berauben, wie Sie sie des Lebensglückes beraubten! Es wäre ein würdiges Ende der ganzen Handlungsweise gegen mich!"

Der feine Diplomat bebte zusammen vor dieser Geberde, diesem Ton und Blick. Das Gewissen schlug ihn doch, und ein Gemisch von Mitleid, Grauen und Bewunderung vor dieser Frau überkam ihn.

„Erbittern wir uns nicht so unnöthig, Madame!" sagte er möglichst ruhig und höflich. „Wenn mir vorhin im Zorn Worte entfuhren, die vielleicht etwas herb waren, so mögen Sie sich erinnern, daß dieselben nur gewissen Eventualitäten galten, die wohl in unserm beiderseitigen Interesse vermieden werden!"

„Diese Schuld trifft nicht mich, Baron Heckedorf! Ich kam als eine Bittende her, — als eine

Reuige, im Vertrauen auf die Seelengröße und Großmuth eines Edelmannes! Nicht ich habe die Bitterkeiten heraufbeschworen, welche jene ohnmächtigen Zornesworte hervorriefen! Ich wollte diese persönliche Begegnung allerdings, aber ich wollte demüthig sein, mich selber anklagen, Reu und Leid machen, um Verzeihung bitten, zu einer Verständigung kommen! Diese Begegnung und mündliche Erörterung sollte jetzt nach Jahren alles Bittere hinwegnehmen, das noch da oder dort auf dem Grund unserer Seelen lag — sollte meiner Tochter die Mutter wiedergeben und sie vor einem ähnlichen verfehlten Leben bewahren!"

„Wohlan, Madame! So will auch ich ruhig sein und mit Ihnen auf gütlichem Wege verkehren", entgegnete der Minister mit der ausgesuchtesten Höflichkeit und einer ruhigen Glätte, die aber vielleicht nur die innere Erregung verbarg. „Nehmen Sie Platz! Fassen Sie Ihr Anliegen in Kürze zusammen, in einige ganz concrete, bestimmte Punkte, und — vor Allem! — lassen wir die Vergangenheit ruhen!"

„Dann wäre der Zweck verfehlt, der mich hierher geführt, Baron Heckedorf! Sie werden bei reiflicherer Erwägung selbst zugeben müssen, daß diese Erörterung nothwendig ist."

Der Minister zuckte leicht die Achseln, als ob er diese Nothwendigkeit nicht einsähe, aber nahm ge-

lassen der Dame gegenüber Platz, die einst seine Frau gewesen war, und hüllte sich in eine vornehme Kälte.

„Sie haben meine Briefe erhalten, Baron Heckedorf?"

„Zu dienen, Madame."

„Und warum würdigten Sie dieselben keiner Antwort? Warum gaben Sie mir meine Tochter nicht heraus? Lebt das Kind nicht mehr?"

„Doch, Madame! Das Kind lebt, hat eine gute Erziehung erhalten und ist, soviel mir bekannt, in guten Händen — in so guten, als ich es nur wünschen kann", setzte er mit einem leichten Lächeln hinzu, so daß Fräulein Lagardie aufblickte und ihr Herz lauter pochte, denn sie dachte an Jenny. „Die Nichtbeantwortung Ihrer Briefe kann Ihnen nicht auffallen, Madame! Als ich vor achtzehn Jahren auf dem Punkte stand, die Gräfin Sommerau zu heirathen — eine Partie, welche nicht ohne eine gewisse Neigung von mir eingegangen worden wäre und allen Ansprüchen meiner Familie entgegenkam, — da schrieben Sie wenige Tage vor der schon anberaumten Hochzeit der Comtesse einen Brief, worin Sie, gegen Vertrag und Abrede, gegen Ihr Versprechen, unser — Verhältniß derselben offenbarten und erklärten, daß Sie auf Grund einer Ehe hin — welche nach unseren deutschen Landesgesetzen

ungiltig ist, wie Ihnen damals bekannt war — alle Ihre Ansprüche an mich geltend zu machen und aufrecht zu erhalten und die Trauung zu stören gedachten, — einen Brief, worin Sie sich und dem Kinde alle Erbrechte an mich vorbehielten und die Comtesse vor einer Ehe warnten, welche wegen der Bigamie des Gatten ungiltig sein würde! Können Sie das leugnen? Können Sie in Abrede stellen, daß Sie dadurch meiner Familie und mir, als die Verlobung plötzlich rückgängig ward, einen unauslöschlichen Makel anhefteten, welcher meiner Mutter beinahe das Leben kostete?"

„Ich kann und will nicht leugnen, daß ich dies gethan habe, Baron, und daß Sie dadurch schwer gedemüthigt worden sind", erwiederte das Fräulein mit bewegter Stimme. „Ich habe diesen Schritt gethan in einer Stimmung, worin ich vielleicht nicht zurechnungsfähig war. Ich liebte . . . jenun, ich klage mich damit vielleicht einer Schwäche an, Baron, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit rede — ich liebte Sie damals noch . . ."

„Lassen wir dieses Kapitel, Madame, denn hier stoßen Sie bei mir auf die gepanzertste Ungläubigkeit! Sie haben mich nicht geliebt!" fiel ihr der Baron mit einer gewissen Bitterkeit ins Wort. „Sie, die arme Gouvernante, waren schön, geistreich, welterfahren, einige Jahre älter als ich, der romantische

Student, das schwächliche, verzogene Muttersöhnchen. Die Huldigung, welche ich Ihnen darbrachte, als ich in jenem Liebhabertheater plötzlich entdeckte, daß die Worte, welche ich als Don Carlos zu Ihnen, der Königin Elisabeth, sprechen mußte, tief aus meiner Seele kamen, daß mir Ihnen gegenüber wenigstens eine Ahnung von der Leidenschaft der Liebe aufging, verblendete Sie, gab Ihnen den Gedanken ein, wie schön es wäre, Baronin Heckedorf zu werden. Sie mischten Ihre Karten gut, stachelten mich durch ein geschicktes Suchen und Meiden, durch ein wechselndes Anziehen und Versagen bis zu jener Tollheit der Leidenschaft, wo ich, um mir Ihren Besitz zu sichern, mich bereit finden ließ, mit Ihnen durchzugehen und uns in England trauen zu lassen! . . ."

„Halten Sie ein, Baron! Sie sind abscheulich!" fiel ihm Fräulein de Lagardie entrüstet und mit Würde ins Wort. „Wie schneidend kontrastirt diese Kälte, dieser vernichtende Hohn, dieses absprechende Urtheil mit jenen glühenden Briefen von damals, welche Ihre Mutter mir um schweres Geld abzukaufen sich gemüssigt fühlte, die sie aber doch nicht alle bekam, und wovon ich Ihnen noch einige unter die Augen halten könnte! Und welches der beiden Gesichter ist der echte Widerschein Ihrer Seele, jene himmelstürmende enthusiastische Gluth der Jugend, oder diese frostige Klugheit und Selbstsucht? Ich

sehe nun wohl ein, was ich längst hätte glauben sollen, daß Sie ein potenzirter Egoist und zugleich ein Schwächling sind, Baron Heckedorf, wie Ihr Aristokraten insgesammt es seid! Glauben Sie wirklich, daß wir Bürgerlichen, trotz all der Summe von Charakter, Talenten, Geist, Gefühl, Weisheit und guten Eigenschaften, welche die Vorsehung eben so gut und oft vielleicht noch in reicherem Maße in uns als in Euch gelegt hat, nur dazu da seien, von Euch ausgebeutet, ausgenützt und dann weggeworfen zu werden? Ah, ma foi, Baron! Die jüngst vergangenen Jahre hätten Sie darüber eines Andern belehren sollen, und die Flamme, welche man momentan unterdrückt hat, wird über kurz oder lang wieder zu desto höherer Lohe aufschlagen! — Nein, Baron, weil nur Sie ein ganzer Selbstsüchtling sind, beurtheilen Sie mich und mein damaliges Gebahren so, und trauen mir eine Vorsicht, eine Berechnung zu, welche ich damals nicht besaß, denn sonst hätten Sie Ihr Spiel nicht mit mir getrieben, Ihren Zweck nicht erreicht! — Nein, unterbrechen Sie mich nicht, Baron! Sie haben mich angeklagt; nun müssen Sie mir das Recht lassen, mich zu vertheidigen. Ich bin allerdings nur die Tochter eines armen reformirten Predigers im Jura, und kann mich nicht blauen Blutes rühmen; aber ein Stammbaum von acht oder zehn würdigen Geistlichen bis

zur Reformation zurück gibt mir genau dasselbe Familien-Selbstgefühl, wie Ihnen Ihre sechszehn Quartiere, Baron Heckedorf! Als ich in das Haus Ihrer Eltern kam, wo man mir Schutz und Liebe versprochen hatte, war ich allerdings arm und diente um Geld, was in den Augen meiner Standesgenossen keine Schande ist, denn Arbeit ist Gott wohlgefällig; aber ich war fromm und rein und hatte meinem würdigen Vater gelobt, es zu bleiben und so rein und fromm wieder in mein Elternhaus zurückzukehren, wie ich dasselbe verlassen hatte. Gott ist mein Zeuge, daß ich mein Herz gehütet und bewahrt habe in dem frivolen Hause, welches Ihre Mutter leitete, Baron Heckedorf! Wäre nur ein Schatten von Makel auf meinem Ruf oder auf meiner Aufführung gelegen, so würde Ihre Mutter daraus Kapital gegen mich gemacht haben, als Sie sich meiner entledigen wollten! Aber selbst sie, die schlaue, weltgewandte Frau fand keinen Grund, mich zu beschmutzen ... Ich war rein und unverdorben von Eurer Welt, Baron Heckedorf, als Sie damals von der Universität zurückkehrten, ein bildschöner Jüngling, ein Dichter — Sie erinnern sich ja vielleicht noch, Baron Richard, daß es Ihnen damals schmeichelte, wenn man Sie bei Ihrem Dichternamen nannte! Sie verfolgten mich mit Ihren Aufmerksamkeiten, schickten mir Gedichte, die von Leiden-

schaft überströmten und seither gedruckt worden sind und Ihnen dichterischen Ruhm gebracht haben! Sie schrieben mir Briefe über Briefe, die jedem Mädchen den Kopf verrückt haben würden — warum also mir nicht? Ein halbes Jahr lang widerstand ich Ihrem Andringen; da drängten Sie mir eines Abends, als ich aus dem Theater ging, Ihren Arm auf, geleiteten mich auf einem Umwege nach dem Palais Ihres Vaters und gestanden mir Ihre Liebe, warben gleichzeitig um meine Hand und mein Herz! Prüfen Sie sich selbst in gewissenhafter Erinnerung an jenen Abend und all die Stelldichein im Garten, welche leider demselben folgten, ob ich wirklich leichtsinnig, mercenär, selbstsüchtig war, ob ich Ihnen nicht meine Armuth und Herkunft, meine höheren Lebensjahre — ich war damals schon siebenundzwanzig Jahre alt — den Standesunterschied, die Vorurtheile Ihrer Eltern und alle Gegengründe entgegenhielt! Erinnern Sie sich noch, daß Sie dagegen taub waren und sich vermaßen, allen Widerstand besiegen, Ihre Eltern zur Einwilligung zwingen zu können? Daß Sie mit Ihren Schwüren ewiger Treue mich übertäubten? Daß ich Ihnen erklärte, nicht eher die Ihrige zu sein, als nach einer vollgiltigen kirchlichen Trauung? Können Sie dies in Abrede ziehen?"

„Keineswegs, noch will ich es! Ich selbst war so unzurechnungsfähig, so wahnsinnig verliebt in

Sie, daß ich mich selber täuschte, als ich in der Hoffnung, die Eltern würden in der vollendeten Thatsache ihre Zustimmung geben, Ihnen den Vorschlag machte, uns in England trauen zu lassen", erwiederte der Minister mit finsterer Befangenheit. „Der Erfolg enttäuschte mich . . ."

„Und ich war das Opfer jener Täuschung, Baron Heckedorf!" fiel ihm das Fräulein streng ins Wort. „Und wenn ich nun, vielleicht aus instinktiver Ahnung, daß es einmal so kommen könnte, dann aber aus ganz berechtigter Besonnenheit und im Bewußtsein, daß ich am meisten riskire, und aus mädchenhaftem Stolze und sittlicher Würde Ihre Gattin zu werden begehrte, Baron Heckedorf, um nicht hinterher als Ihre Maitresse mit Schimpf und Schande fortgejagt oder mit einem Stück Geld abgefunden zu werden, — können Sie mir dies zum Vorwurfe machen? Hat nicht die Folge bewiesen, daß ich noch unendlich besonnener und vorsichtiger hätte sein müssen, um meinen Vortheil zu wahren? . . ."

Der Baron war aufgestanden und ans Fenster getreten, blickte in den blühenden Garten hinab und trommelte an den Scheiben, — halb verstimmt, halb beschämt. Fräulein de Lagardie kehrte sich zu ihm und sah ihn von der Seite scharf an.

„Haben Sie sich je ganz unbefangen klar gemacht,

Baron Heckedorf, bis zum welchem Umfang schwach, treulos und eigensüchtig Sie selbst gegen mich gehandelt haben?“ fuhr das Fräulein fort, und jedes ihrer Worte drang wie ein Dolchstoß in sein Gemüth. „Wir wurden in Bath getraut und Sie blieben bei mir und genossen all das Glück, das ich Ihnen nur irgend zu bereiten im Stande war mit einer Liebe, die opferwilliger, reiner, uneigennütziger war, als die Ihrige. Sie schrieben an Ihren Vater und meldeten das Geschehene; Sie wollten erzwingen, ertrotzen, daß er unsere Ehe anerkenne. Er aber that es nicht, theils aus hochadeligem Stolze, — theils aus Welterfahrung, weil er die Schwäche Ihres Charakters und die Stärke der Standesvorurtheile in Ihnen besser kannte als ich, — theils aus Eigennutz, denn wenn dieser Fall offenkundig wurde, so konnte die ‚bêtise‘ des Barons Richard bei den strengen moralischen Ansichten der alten Königin und den rigorosen Schicklichkeits-Rücksichten des jungen Hofes Ihre Mama die Stelle der Oberst-hofmeisterin, Ihr Papa das Portefeuille des Hausministers verlieren, und auch die Carrière des Barons Richard und seiner Geschwister war compromittirt. Das schrieben Ihnen Papa und Mama, und schrieben Ihnen zugleich, daß Sie ihnen niemals wieder vor die Augen kommen sollten, wenn Sie nicht von der ‚Abenteurerin‘ sich lossagten . . .“

„Das vermuthen Sie blos, Madame!“ wollte der Minister einwenden; aber Fräulein de Lagardie schnitt ihm rasch das Wort ab:

„Suchen Sie Ihre Eltern nicht weiß zu brennen, Baron! Diese Briefe hier, welche Sie in einem Ihrer Röcke zurückließen, habe ich erst später gefunden, als ich schon thöricht genug gewesen war, mich in die Vorschläge Ihrer Mutter zu fügen. Es war Ihre erste und frevelhafteste Schwäche, mir den Inhalt dieser Briefe und Ihrer ganzen heimlichen Korrespondenz mit Ihren Eltern vorzuenthalten. Mich verpflichteten Sie, rücksichtslos gegen meinen greisen Vater zu sein und ihm unsern Aufenthalt, unsere Verbindung zu verhehlen, von mir verlangten Sie unbedingten Gehorsam und Offenheit, und Sie . . . Gott verzeihe Ihnen dies! — Es war der größte, gröbste Betrug, der je an einem liebenden, hingebenden, treuen, reinen Herzen geübt wurde! . . . Sie akkordirten mit Ihren Eltern um Verzeihung, als unser Geld auf die Neige ging, als die Unterrichtsstunden in Musik und Sprachen, welche ich damals in Bermondsey, jener Vorstadt Londons, gab, kaum so viel eintrugen, daß wir nothdürftig anständig davon leben konnten! Sie wissen sehr gut, Baron Heckedorf, wie furchtbar unsere Lage ward, als wir Ihre Mittel und meine Ersparnisse aufgebraucht hatten und ich zum ersten Male eines

meiner bescheidenen Geschmeide, — ein goldenes Armband, das Ihre Mutter mir zu Weihnachten geschenkt, das ich damals in jener Rolle der Königin Elisabeth getragen hatte, — einem Pfandverleiher bringen mußte, um unsere verfallene Miethe zu bezahlen! — Sie wissen, Baron Heckedorf, daß ich damals doppelt litt, weil ich Sie leiden sah, weil Sie, der verwöhnte Sohn eines guten Hauses, Ihre gewohnten Bequemlichkeiten, Ihre Behaglichkeit, Ihre Lebensgenüsse entbehren mußten! Sie wissen, wie ich mich bemühte, unsere Bedrängnisse zu verbergen und Ihnen ein heiteres Antlitz, eine ruhige, tröstliche Zuversicht zu zeigen, die . . ."

„Bitte, halten Sie ein, Madame! Wozu alle diese Details?" sagte der Diplomat mit unsäglichem Unbehagen und einer tiefen Beschämung. „Was soll dies helfen? Es sind vergangene Dinge und Zeiten! — Sie wissen nicht, wie sehr ich selber ebenfalls unter jenen Verhältnissen gelitten, was es mich gekostet hat, den Verhältnissen Rechnung zu tragen, — jenen Verhältnissen, Madame, welche den Menschen machen!"

„Ich kann und darf Ihnen Nichts ersparen, Baron!" versetzte Fräulein de Lagardie leidenschaftlich und mit einer Ueberlegenheit, welcher sich der vornehme Mann nicht entziehen konnte, denn sie hatte ihren Vortheil erkannt und war entschlossen,

denselben auszubeuten und zu verfolgen. — „Man hat mich und meine Handlungsweise bei Ihnen so entstellt, so verleumdet und verdreht, — man hat mich Ihnen, wie ich längst weiß und in Ihren Aeußerungen von vorhin bestätigt fand, durch eine solch verzerrende Brille gezeigt, daß ich ein Recht habe, mich zu vertheidigen und Ihnen den Spiegel der Thatsachen vorzuhalten, Baron . . ."

„Ich sehe nicht ein, wozu dies führen soll, Madame!" fiel ihr Herr von Heckedorf ins Wort; „ich fürchte, Sie werden eher sich in eine Bitterkeit hineinreden, die Ihren Zwecken nicht förderlich ist und die Erörterung des eigentlichen Zwecks Ihres Besuchs nur verzögert!"

„Fürchten Sie nicht, daß ich mich hinreißen lassen, daß ich zu weit gehen werde, Baron Heckedorf!" erwiederte das Fräulein mit einer gewissen Würde. „Sie werden in Ihren jetzigen Jahren nicht mehr so empfindlich sein, mir zu verübeln, wenn ich von Thatsachen rede, die sich einmal nicht mehr in Abrede ziehen lassen!"

„Nun denn, wenn es zur Beruhigung Ihres Gemüthes dient, diese Revue der Vergangenheit an meinem Auge vorüberzuführen, so thun Sie es denn ins Himmels Namen! Ich will Ihnen diese Genugthuung nicht versagen!" entgegnete der Diplomat mit einem leichten Achselzucken und setzte sich mit

stiller Ergebung dem Fräulein gegenüber in einen Stuhl.

„Ich werde mich so kurz und objektiv wie möglich fassen“, fuhr das Fräulein mit einem schwachen Lächeln des wehmüthigen Triumphes fort. „Sie entsinnen sich noch, Baron Heckedorf, wie ich damals die Besonnenere war und Sie von dem tollen Schritte zurückhielt, Handgeld als Soldat zu nehmen, wodurch Sie Ihre Eltern zur rascheren Hülfe zwingen wollten; — wie ich Ihren Muth, der oft sinken wollte, aufrichtete; wie unter meinen Tröstungen und Liebkosungen jene elegischen Gedichte „Aus dem Exil“ entstanden, welche Ihnen später so viele Anerkennung als Dichter verschafft haben; wie ich Ihnen jenen Ausspruch Lord Byron's ins Gedächtniß rief: Daß man lieben oder unglücklich sein müsse, um ein rechter Dichter zu werden, und wie sich dann Ihre Eigenliebe eine Zeit lang in dem Gedanken gefiel, durch das Unglück ein großer Dichter zu werden . . .“

„Jugend-Thorheiten!“ murmelte Baron Heckedorf mit abgewandtem Gesicht.

„Sie werden auch nicht vergessen haben, Baron Richard, wie ich eines Tages meine Uhr, meine paar Juwelen und zwei seidene Roben zum Pfandverleiher trug, um Ihnen die Mittel zur Reise nach Stuttgart zu verschaffen, wo Sie dem Herrn

von Cotta Ihre Gedichte zum Kauf anbieten, sich ihm anvertrauen, ihn um Beschäftigung bitten wollten, um hierdurch unserm Loose eine günstigere Wendung zu geben, und wie diese Reise nur ein Vorwand war, um mit Ihrem Vater zusammenzukommen . . .“

„Halten Sie ein, Madame! Sie sind hier irrig berichtet oder in voreiligen, vorurtheilsvollen Schlüssen befangen!“ fiel der Minister hier der Erzieherin höflich, aber mit großer Bestimmtheit ins Wort. „Es ist die unleugbarste Thatsache, daß ich damals in Stuttgart bei Herrn von Cotta war, daß ich mich mit dem rückhaltlosesten Zutrauen dem freundlichen, geistvollen, liebreichen Greise anvertraute, der mir mit der freundschaftlichsten, väterlichsten Beeiferung entgegenkam und mir seinen ehrlichen Rath, seine reiche Welterfahrung, sogar bis zu einem gewissen Grade seine Kasse zur Verfügung stellte, und vor Allem auf eine Verständigung, auf eine Versöhnung mit meiner Familie hinarbeitete. Es ist Thatsache, daß er mich in den Stand setzte, Ihnen, Oktavie, die Mittel zu Ihrem Unterhalt, zu der Uebersiedelung nach Brüssel zu senden, wo ich mit Ihnen wieder zusammentreffen wollte, — daß er mich in Stuttgart festhielt unter dem Vorwand, meine Arbeiten prüfen zu lassen, während er gleichzeitig an meinen Vater schrieb und denselben einlud, nach Stuttgart zu kommen, um einen Ausgleich zu Stande

zu bringen. Ich kann Ihnen mit einem hohen Eid versichern, daß ich mehr als erschrak, als mich der ehrwürdige Greis eines Tages zu Tische lud und ich bei ihm meinen Vater traf . . ."

„Jenun, das mag wohl richtig sein, aber es ändert im Thatsächlichen wenig!" sagte Fräulein de Lagardie gelassen. „Unleugbar ist, daß ich drei Monate vergebens in Brüssel auf Sie wartete, während Sie mit der Unterstützung Ihres Vaters nach Italien reisten und die ‚große Tour' antraten; daß ich in einem maison de santé eines Töchterchens genas, das ich Benjamine hätte nennen sollen, da es wirklich ein Schmerzenskind war, und daß kaum drei Wochen nach der Geburt der Kleinen und in einem Zeitpunkte, wo ich von Geld, Rath, Hilfe, Freunden entblößt, jammervoll verlassen unter habgierigen Fremden dastand . . ."

„Halt, das ist nicht möglich, Madame! Ich kann Ihnen mein Wort verpfänden, daß der Angelpunkt meiner Unterwerfung unter den Willen meines Vaters, die nur nach langen ernsten Kämpfen erfolgte, die Zusicherung von Seiten der Meinigen war, daß man Sie und das zu erwartende Kind nicht Mangel leiden lassen wolle. Sie werden von meiner Humanität . . ."

„Ich messe Ihnen keine böse Absicht bei, aber Sie waren schwach, willenlos, wankelmüthig — um

nicht mehr zu sagen, Baron Richard!“ sprach das Fräulein und ihr ruhiger fester Blick bannte den vornehmen Mann, daß er nicht aufzublicken vermochte. „Ihre welterfahrenen schlauen Verwandten und deren Helfershelfer wußten sehr gut, was sie thaten, indem sie mich darben ließen und mir Ihre Briefe ebenso vorenthielten, wie Ihnen die meinigen. Ich mußte durch Elend mürbe gemacht werden. Man duldete mich und mein armes Kind in jenem Hause, man warf mich nicht vor die Thür, aber man überreichte mir alle drei Tage die immer mehr anwachsende Rechnung. Ich schrieb an meinen guten Vater und vertraute mich ihm jetzt an ... Sie wissen sehr gut, Baron Richard, was es mich einst gekostet hatte, meinem Vater, dessen Liebling ich von jeher gewesen war, ungehorsam zu sein und die Kunde von meinem Schicksale vorzuenthalten ... Sie wissen, daß dies eines der größten Opfer war, die ich Ihnen jemals gebracht habe; aber Sie haben keine Ahnung, Baron Heckedorf, welch furchtbaren verhängnißvollen Umfang jenes Opfer genommen hatte . . .“

„Nun?“ fragte der Baron und blickte scheu und unruhig auf.

„Statt meines Vaters antwortete mir mein ältester Bruder, ein sittenstrenger finsterer Zelot — der Brief war schwarz gesiegelt — mein Vater war . . .“

„Todt?“ ergänzte der Baron tonlos und ein Grauen überlief ihn.

„War gestorben . . . gestorben am gebrochenen Herzen, aus Schmerz und Scham über sein Kind!“ sagte Fräulein de Lagardie schluchzend und die Stimme versagte ihr, obschon die Thränen fehlten. „Und wissen Sie, wer ihm das Herz gebrochen, wer ihn mit einer Lüge, mit einer fluchwürdigen Lüge in den Tod geschickt hatte? — Ihre Mutter, Baron Heckedorf! Ihre edle, vornehme, hochgebildete Mutter, die Frau Obersthofmeisterin, die vor der Welt so sittenstreng, so selbstgerecht, so fromm erschien . . . Ihre Mutter, deren bloße Erinnerung für mich ein Fluch ist! . . . Mein Vater, durch das Ausbleiben meiner Briefe beunruhigt, hatte an Ihre Mutter geschrieben und keine Antwort erhalten. Er hatte sich dann an einen Geistlichen Ihrer Vaterstadt gewandt und diesen um Auskunft gebeten. Und dieser feile, elende Pfaffe hatte die Feigheit, ein Gerücht nachzuschwatzen, das von Ihrem Elternhause aus in Kurs gesetzt war, das Gerücht nämlich, ich sei mit einem liederlichen Kammerdiener Ihres Vaters liirt gewesen und mit demselben durchgegangen. Man hatte dies ausgestreut, damit ja kein Makel an Baron Richard klebe, den man nach England geschickt haben wollte, damit er dort seine Studien vollende. Mein armer Vater kam selbst

nach Ihrem Geburtsorte, Baron Heckedorf, um meine Spur zu ermitteln, sein Kind wo möglich noch zu retten. Es gelang dem armen gebrochenen Mann erst nach langer Mühe, zu Ihrer edlen christlichen Mutter zu dringen, Baron Heckedorf, und dann aus deren Munde zu erfahren, daß Octavie Dunoyer eine Heuchlerin, eine undankbare, verworfene, elende Dirne sei, daß sie mit einem verworfenen Menschen lange in heimlicher strafbarer Verbindung gestanden und endlich nach Entdeckung derselben mit ihm nach Nordamerika gegangen sei, um dort ihre Schande zu verbergen! ... Dies, Baron Heckedorf, log Ihre edle, hochgebildete Mutter einem halb verzweifelten Vater, einem auf seine Ehre und Rechtlichkeit stolzen Manne vor, und dieser reiste nach Hause, um wenige Wochen darauf, an Leib und Seele gebrochen, zu sterben. Und dies schrieb mir mein Bruder und sagte sich von mir los, denn er verachtete mich nur desto mehr in seiner zelotischen Strenge, weil er meine Heirath für ein Märchen, weil er mich für eine Dirne, weil er es für unmöglich hielt, daß eine Baronin Heckedorf, eine Ehrendame und Oberst-hofmeisterin der Königin, so gelogen haben könnte, — gelogen über die Gattin ihres Sohnes ..."

„Das ist unmöglich!" flüsterte der Diplomat entsetzt. „Ich halte meine Mutter dieser Handlungsweise nicht fähig!"

„So lesen Sie hier — hier, diesen zweiten Brief meines Bruders, den er mir erst vier Monate nach dem ersten geschrieben!“ rief Fräulein de Lagardie kreischend, — „geschrieben, nachdem Ihre Mutter todt war! . . . geschrieben, als sie schon vor Gottes Richterstuhl stand, wo ihr die heuchlerische Larve abgerissen worden war! — — Hätte dies in dem ersten Briefe meines Bruders gestanden, hätte er mir Ihre Mutter als die Urheberin jener nichtswürdigen Lüge genannt, glauben Sie denn, daß ich alsdann auch nur einen Pfennig aus den Händen Ihrer Mutter genommen, daß ich sie nicht eher mit meinen Händen hier erwürgt hätte?“ . . .

„Entsetzlich! grauenhaft!“ murmelte der Diplomat und auf seinen fahlen Zügen lag ein Ernst der Zerknirschung, der Reue, die selbst bei der furchtbar empörten Frau mehr Mitleid als Genugthuung erregten. — „Vergebung, Octavie! Ich sehe ein, daß es mir nicht ziemt, hier ein Wort der Vertheidigung zu wagen! Ich habe nur Ein Wort: Vergebung! Vergessenheit! Man hat furchtbar an uns Beiden, entsetzlich an Ihnen gefrevelt, und ich . . . ich bin die Ursache all dieser Frevel!“ Der Stolz, die Zuversicht des vornehmen Mannes waren gebrochen, sogar seine Fassung war noch eine künstliche.

„In diesem Zustand der furchtbarsten Verlassenheit und Demüthigung, wo ich am Rande der Ver-

zweiflung stand, nahte mir jener Brüsseler Advokat, der Abgesandte Ihrer Mutter ..." fuhr das Fräulein fort, aber seine zitternde Hand winkte ihr abwehrend.

„Erlassen Sie mir den Rest, Octavie! Ich beschwöre Sie!" stammelte er; „ich begreife nun Alles — ich will gut machen, was ich kann ... Sie stehen gerechtfertigt vor mir, der ich Ihnen so unsäglich viel abzubitten habe ..."

„Wo ist mein Kind? wo?" fragte Fräulein de Lagardie angstvoll.

„Verzeihung! Ich weiß es nicht ... ich habe mit tiefer Scham einzugestehen, daß ich auch an dem Kinde nicht gehandelt, wie es meine Pflicht war!" stammelte er. „Ich werde sogleich an meinen Geschäftsmann, dem ich schon seit vielen Jahren die Sorge für das Mädchen überlassen ..."

„O Gott, o Gott! mein Kind, mein armes Kind! ärmer noch als seine Mutter! Und da soll man noch an die Menschheit, an eine Gottheit glauben?" jammerte die Mutter verzweiflungsvoll. „Wie werde ich meine Tochter wiedersehen! Und darum ließ ich mir mein Kind hinwegnehmen, um es solcher Verwahrlosung preiszugeben? O mein Gott, mein Gott! wie furchtbar rächst Du an mir die Sünden meiner Jugend!" Und von wahrem, echtem Mutterschmerze übermannt, sank die arme Frau in sich zusammen

und brach in ein erschütterndes krampfhaftes Weinen aus, welches die Verlegenheit und das Unbehagen des Herrn von Heckedorf auf das Höchste steigerte.

Eine Pause entstand. Der vornehme Herr war entweder selbst zu tief erschüttert, um zu reden, oder er begriff und werthete den Schmerz dieser Frau und hatte Takt genug, sie gewähren zu lassen, oder er hatte keinen Trost für sie, die in immer wieder neuen Paroxismen des Schmerzes sich anklagte, thöricht, unbesonnen, selbstsüchtig gehandelt zu haben, als sie sich ihre Tochter hatte nehmen lassen.

„Man gab es mir so süß ein, man betheuerte mir, daß mein Kind eine standesgemäße Erziehung und dereinst eine Ausstattung erhalten solle, daß sie den Namen Ihrer Familie führen werde!“ rief Fräulein de Lagardie in leidenschaftlicher Selbstanklage. „Man hatte mich überzeugt, daß man es nur gut mit mir meine, indem man mir die Sorge für die Erziehung des Kindes abnehme, welches mir in allen Stücken und überall bei meinem Fortkommen im Wege sein würde! Man spiegelte mir vor, es sei Ihr Wunsch, Baron Heckedorf, und die Bedingung der Aussöhnung zwischen Ihnen und Ihrem stolzen Vater. Man bewies mir, daß die Ehe nach —schen Landesgesetzen null und nichtig sei, da sie ohne landesherrliche Genehmigung, ohne Erfüllung der gesetzlichen Bestimmungen abgeschlossen worden sei.

Man überlistete mich mit Zureden, mit Vorstellungen, Drohungen, Bitten, man appellirte an meine Liebe zu Ihnen und dem Kinde — und ich, gebrochen, einsam, verlassen und verstoßen, gab nach und ließ mir — eine unnatürliche, pflichtvergessene Mutter! — mein Kind abschwatzen, und habe es von mir gestoßen, ohne zu bedenken, daß einst ein Tag kommen könne und müsse, wo die so schmählich verleugnete Stimme der Natur in mir erwachen, wo mein erschrecktes Gewissen mich anklagen und mir die Pflicht, die unabweisbare, auferlegen würde, mein Kind zu mir zu nehmen und seine Verzeihung, seine Liebe wieder zu erwerben. — Und nun, Baron Heckedorf! Bei Ihrem Haupte, bei Ihrem Leben beschwöre ich Sie, wo ist meine Tochter? was ist aus ihr geworden?“ rief sie und trat wild und mit funkelnden Augen vor den Diplomaten.

„In der That, Octavie, ich weiß es momentan nicht, aber Richilde lebt und ist in guten Händen“, erwiederte der Minister kleinlaut und betreten. „Bitte, beruhigen Sie sich; es soll von meiner Seite Alles geschehen, was in meinen Kräften steht, um Ihnen und dem Kinde eine amende honorable zu verschaffen. Ich sehe ein, daß ich zu schwach und leichtgläubig war, daß ich hätte selber handeln und mich von der Wahrheit dessen überzeugen sollen, was man mir vorspiegelte. Allein ich war gegen

Sie eingenommen, Octavie! Ich war eingeschüchtert von meinen Eltern, war ein willenloses Werkzeug in der Hand meines Vaters, der keinen Widerspruch ertrug, es in seiner Weise gut mit mir meinte und gut mit mir machen wollte . . ."

„Aber mein Kind, meine Tochter, meine Richilde? was ist aus ihr geworden?" fiel ihm Octavie Dunoyer ins Wort und erfaßte mit beiden Händen den Arm des hageren Mannes. „Was haben Sie mit ihr gemacht?"

„Die Sorge für das Kind fiel erst nach dem Tode meines Vaters mir zu", berichtete Baron Heckedorf. „Ich erfuhr, daß Richilde in einer achtbaren bürgerlichen Familie auf dem Lande in einem kleinen Provinzialstädtchen untergebracht war, um einfach und bescheiden erzogen zu werden; daß sie ein hübsches, kluges, wohlgeartetes Kind sei, und mein Geschäftsmann rieth mir, das Kind in jener Pflege zu lassen, was ich um so lieber that, als ich damals durch jene Schritte von Ihrer Seite, welche meine Verbindung mit der Comtesse Sommerau vereitelten, sehr über Sie aufgebracht war, so daß . . ."

„Daß Sie es sogar das Kind entgelten ließen, nicht wahr?" fiel ihm Octavie kreischend ins Wort. „So habe ich also durch meine kopflose Leidenschaft von damals auch mein Kind geschädigt? . . ."

„Nein, das eben nicht, aber die Erinnerung an

jenes Ereigniß veranlaßte mich damals, meinem Geschäftsmann die bestimmte Weisung zu ertheilen, daß er mir von dem Kinde niemals wieder spreche und mir stillschweigend die Sorge für dasselbe abnehme, und . . . der Mann ist etwas ängstlich und empfindlich — er hat die Sache vielleicht etwas zu buchstäblich genommen, und so bin ich schon seit einer geraumen Zeit ohne Nachricht von dem Kinde."

„Fluch, Fluch über den Schwachkopf, über die Lakaienseele, welche eine derartige Weisung so buchstäblich nehmen konnte! Und mit solchen Marionetten, mit solchen Wichten umgebt ihr euch, ihr Reichen und Vornehmen der Erde? Solchen Zerrbildern der Menschheit vertraut ihr das Leben, die Ehre, die Wohlfahrt, das Vermögen der Eurigen an?" rief Octavie. „Ich kam hierher als eine Bittende, Flehende, Baron Heckedorf! Ich kam, um Ihnen zu zeigen, wie man an mir gehandelt hat, um dadurch mein Recht auf mein Kind zu begründen. Ich habe Ihnen die Heiligkeit dieses Rechtes bewiesen und Ihnen dargethan, daß ich immer noch eher dieses verleugneten Kindes würdig bin, als Sie und die Ihrigen! Geben Sie mir mein Kind wieder, Baron, oder zittern Sie vor mir! So wie Sie jetzt vor mir stehen, könnt' ich Sie erwürgen, wenn ich wüßte, daß mein Kind durch Ihre Vernachlässigung und Lieblosigkeit verloren ist! So wie Sie und die

Ihrigen an mir gefrevelt haben, so hat sich noch selten ein Mensch an einem Andern versündigt . . ."

„Aber ich bitte, ich beschwöre Sie, Madame! Nehmen Sie Vernunft an!" fiel ihr der Minister beschwichtigend ins Wort. „Eine leidige Verkettung von Umständen, Verhältnisse, die außer meiner Machtsphäre lagen, — Ihre eigene Unversöhnlichkeit . . . Du lieber Himmel! Ich bin lange nicht so schuldig wie Sie wähnen! Unter der Fluth meiner Amtsgeschäfte, meiner Familiensorgen, in dem Wunsch, jene Periode meiner Jugend gänzlich aus meiner Erinnerung zu vertilgen, habe ich des unglückseligen Wesens vergessen. Aber ich gebe Ihnen mein Wort, ich darf bei der Pünktlichkeit meines Geschäftsmannes sicher sein, daß Richilde in guten Händen ist . . ."

„In den Händen jenes elenden liebedienerischen Sklaven?" kreischte Octavie mit gellendem Hohnlachen. „Und damit wähnen Sie mich zu beruhigen, während Sie mir eigentlich gerade erst den Dolch ins Herz stoßen. Und wer ist Ihr Sachwalter, Baron Heckedorf? Wer ist jene armselige feige Seele, jene Hundenatur, die einem Vater verschweigt, wie es seinem Kinde gehe?" rief sie heftig, herrisch.

„Der Advokat-Anwalt Wiedmayer in W.", erwiederte der Minister; „allein das Kind ist nicht bei ihm, sondern in einem kleinen abgelegenen

Provinzialstädtchen, dessen Name mir augenblicklich nicht gegenwärtig ist . . .“

„Ich werde nach W. reisen und von Herrn Wiedmayer Rechenschaft verlangen!“ sagte Octavie wild und ungestüm. „Und sei er tausendmal Advokat, ich fürchte ihn nicht und er soll vor mir zittern, wenn meinem Kinde ein Unglück zugestoßen ist . . . Geben Sie mir einige Zeilen der Legitimation oder der Empfehlung mit, Baron, damit mir jener Jammermann mein Kind aushändige! . . .“

„Bitte, beruhigen Sie sich, Madame! Hier ist jede Eile überflüssig, jede Heftigkeit und Ueberhastung zwecklos“, versetzte der Diplomat, der nun allmählich wieder seine Ruhe und Geistesgegenwart und weltmännische Gewandtheit erlangte. „Herr Wiedmayer ist gegenwärtig nicht zu Hause, sondern bereist die ungarischen Güter meiner Gattin. Ihr Erscheinen in seinem Wohnorte würde nur ein unnöthiges Eklat, Ihre unvermittelte Reklamation mütterlicher Liebe und Anrechte bei Richilden, die ja kein Kind mehr ist, nur Befremden, Skrupel, Verwirrung hervorrufen und offenbar mehr verderben als gut machen. Ueberlassen Sie es mir, die ganze Sache in schicklicher und verständiger Weise einzuleiten, Octavie! Seien Sie überzeugt, daß ich Alles liebreich, fürsorglich, gentil thun werde. Richilde soll nicht überrumpelt, soll langsam und

methodisch auf die Enthüllungen, welche wir ihr machen müssen, vorbereitet werden. Gönnen Sie mir — ich bitte Sie — die Genugthuung, an dem armen Kinde wieder gut machen zu dürfen, was ich wissentlich oder absichtslos an ihm verbrochen habe! Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen Richilden selber an einem dritten Orte zuführe, und bedenken Sie doch, daß jede unzarte, harte, plötzliche Enthüllung eines so zarten Gegenstandes einen ganz entsetzlich aufregenden Eindruck auf das jugendliche Gemüth unseres Kindes machen muß, — daß eine rauhe stürmische Berührung diese zarte Knospe brechen kann . . . Wollten Sie etwa, daß unsere Tochter vor Aufregung und Gemüthsbewegung den Verstand verliere?"

„Sie haben Recht, Baron Richard!" erwiederte Octavie, heftig erbebend, und griff sich an Brust und Stirne, durch die der jähe Schreck ein scharfes schmerzhaftes Zucken gejagt hatte. „Sie nannten Richilden unser Kind — ich danke Ihnen! Das sühnt einen Theil Ihrer Schuld . . . Ich will mich zwingen, geduldig zu sein und Ihnen noch einmal zu vertrauen; aber täuschen Sie mich nicht, setzen Sie meine Geduld nicht zu lange auf die Probe!"

„Oktavie, lernen Sie vergessen und vergeben! Schenken Sie mir wenigstens hierin einiges Vertrauen", sprach Baron Heckedorf, zu ihr herantretend

und ihre Rechte an seine Lippen ziehend, während er ihr bewegt in die Augen schaute. „Um unsers Kindes willen zürnen Sie mir nicht mehr und gestatten Sie mir, daß ich meine Bemühungen mit den Ihrigen vereinige, um die Schuld abzutragen, die wir Beide an diesem Wesen begangen haben. Und wenn ich Ihnen dann unser Kind an das Herz lege, dann — dann erst suchen Sie mir um Richildens willen zu vergeben!“

„Richard, Richard! Warum ... warum mußte es so kommen?!“ stammelte und schluchzte Octavie und zog nun seine Hand an ihr Herz und ihre Lippen und bedeckte sie mit Thränen. Allmählich aber ward die schwache Frau, die ihren Haß besiegt und ein nie ganz erstorbenes Interesse für den charakterschwachen Mann ihrer Jugendneigung wieder in ihrem Herzen erwachen fühlte, wieder ruhiger, und nach einiger Zeit konnten Beide mit einem gewissen Gleichmuth die nöthigen Verabredungen treffen, und schieden unter sanfteren Empfindungen, als sie sich begegnet waren.

Am andern Tage reiste Fräulein de Lagardie mit ihrer neuen englischen Gouvernante und ihren neugewonnenen Zöglingen nach Hause.

## Achtes Kapitel.

Jenny stand leise bebend unter der mit grünen Laubguirlanden gezierten Hausthür, als der Wagen anfuhr, welcher das Fräulein de Lagardie mit ihren Zöglingen brachte. Neben ihr standen Fräulein Barthelemy, Laura und Emmeline, vor ihr die drei kleinen Zöglinge; Natascha lehnte sich an Jenny, deren Hand sie unterstützte. Isidora und die Baronesse Wildensee harrten im großen Schulzimmer neben der Thür.

„Willkommen! Willkommen!" tönte es hin und her, und die Empfangenden drängten sich um den Wagenschlag; Fräulein de Lagardie stieg aus, küßte alle der Reihe nach zärtlich und stellte dann ihre mitgebrachten Begleiterinnen nach einander vor. Hierauf schritt sie, stolz wie eine Königin, in das festlich geschmückte Haus und in das große Schulzimmer. Die fremde Dame stand in der Fensternische mit Isidora, aber Fräulein de Lagardie that, als ob sie sie nicht bemerke. Rasch drehte sie sich nach Jenny um und fragte:

„Wo ist Florence, daß ich sie nicht hier sehe? Ist sie krank?“ und ihr Ton affektirte eine große Besorgniß.

„Nicht doch, Mademoiselle! Florence May ist ... nicht mehr hier“, erwiederte Jenny befangen nnd erschüttert.

„Ums Himmels willen, irgend ein Unglücksfall?“ fragte Fräulein de Lagardie hastig. „Mademoiselle Barthelemy, führen Sie die jungen Damen hinauf und zeigen Sie ihnen die Zimmer, die hoffentlich für sie hergerichtet sein werden! Und ihr, meine lieben Kinder, geht nun ebenfalls!“ wandte sie sich an die Kleinen, und gab sich das Ansehen, als ob sie mit Mühe gleichmüthig und besonnen erscheine, während die Angst um Florence sie beinahe aufreibe.

„Lisette, lassen Sie die Koffer und das Gepäcke hinaufschaffen! — Und nun sagen Sie mir, Jenny! was ist geschehen? was ist's mit Florence May?“

„Sie hat sich von Herrn Kronegg entführen lassen, Mademoiselle“, erwiederte Jenny leise und schaute mit aller Ruhe eines guten Gewissens zu ihrer Herrin auf. „Es wäre vergebens gewesen, eine Verfolgung anzustellen; eine solche hätte zu keinem Ergebniß geführt und nur die Anstalt bloßgestellt ...“

„Unglückselige! Mich trifft der Schlag!“ jammerte Fräulein de Lagardie, sank wie vernichtet in einen Stuhl und schluchzte laut hinter ihrem vorgehaltenen Taschentuche. „Barmherziger Gott! Wie soll ich diesen Schicksalsschlag ertragen, wie mich rechtfertigen in den Augen von Florence's Vormund? — Unglückskind, was hast Du gethan, daß Du dies geschehen ließest? Hast Du so mein Vertrauen belohnt, mir all das vergolten, was ich an Dir gethan habe? ... Stille, schweig! Es ist nicht möglich, daß Du Nichts davon wußtest! Du warst Mitwisserin, Jenny; Du stecktest mit im Komplott! ... Fort, aus meinen Augen, Leichtsinnige, die mein Vertrauen so hinterging! Fort, Undankbare!“ und sie winkte Jenny abwehrend und bog dann das Haupt seitwärts auf die Stuhllehne und schluchzte von Neuem krampfhaft.

„Großer Gott im Himmel, daß mir dies geschehen, daß ich dies erleben mußte!“ rief sie weinend. „Siebenzehn Jahre lang hab' ich mich Tag und Nacht bemüht, meine Zöglinge zu hüten wie meinen Augapfel! Ich gehe ein einziges Mal auf einige Wochen hinweg, von unerläßlichen Geschäften abgerufen, und nun muß mit Einem Schlage Alles zusammenbrechen, was ich mit so vieler Mühe aufgebaut habe! Der wohlerworbene Ruf meines Hauses muß verloren gehen durch die Fahrlässigkeit, den

Leichtsinn oder die strafbare Treulosigkeit eines Wesens, welches ich aus Mitleid, aus reinstem menschlichstem Mitgefühl aufgenommen habe!“

„Mademoiselle, ich bitte Sie, urtheilen Sie nicht obenhin! Hören Sie mich wenigstens an, bevor Sie mich verdammen!“ sagte Jenny sanft und mit ruhiger Würde. „Wenn Sie mir nur einige Minuten Gehör schenken wollen, so werde ich Sie gewiß von der Grundlosigkeit Ihrer Vorwürfe und von meiner Unschuld überzeugen, und Sie werden Ihre harten Worte zurücknehmen . . . die mir um so schmerzlicher sind, als ich noch niemals so undankbar oder gleichgiltig war, zu vergessen, was ich Ihnen verdanke . . .“

„Phrasen! Phrasen! Ich werde untersuchen, und streng untersuchen, und wehe dann Dir, wenn Du mich absichtlich hintergangen hast nach alle dem, was ich für Dich gethan habe . . .“

„Mademoiselle, ich bitte Sie, schonen Sie mich und mein Zartgefühl!“ bat Jenny ruhig und eindringlich. „Sie wissen ja, erwiesene Wohlthaten, welche Jemanden zum Vorwurf gemacht werden — zumal ungerecht! — hören auf, Wohlthaten zu sein . . .“

„Da haben wir's! Das verurtheilt Dich, Undankbare! Fort! Aus meinen Augen! Ich weiß

nun, woran ich mit Dir bin, Fahrlässige, die mein Vertrauen mißbrauchte!"

„Das ist zu viel — das habe ich nicht verdient, Mademoiselle! Das scheidet uns, und ich gehe!" sagte Jenny, und bemühte sich, die Thränen zurückzuhalten und sich nicht zu vergessen. Langsam ging sie aus der Thür, ohne die Winke zu beobachten, welche die Baronesse Wildensee ihr zuwarf.

„O über diese heutige Welt!" jammerte de Lagardie in ihr Taschentuch hinein. „So wird man getäuscht und hintergangen von Denen, die man aufgenommen, welchen man den besten Theil seines Ich, sein rückhaltloses Vertrauen, geschenkt hat — von dieser Florence May und dieser undankbaren, leichtsinnigen, fahrlässigen Jenny! . . ."

„Madame, verzeihen Sie mir, wenn ich — unwillkürlich Zeugin dieses Auftritts, — ein bescheidenes kleines Fürwort für Mademoiselle Jenny wage", sprach die Baronesse näher tretend, und Fräulein de Lagardie fuhr wie erschrocken vom Stuhle auf und starrte die Fremde betreten an. „Ich muß mich Ihnen selbst vorstellen — Freiin Franziska von Wildensee-Buchhorst, Natascha's Tante . . ."

„Ich bitte tausendmal um Vergebung, gnädige Baronesse! Ich bin untröstlich, keine Ahnung von Ihrer Anwesenheit gehabt zu haben!" stammelte die Pensionatsvorsteherin knixend. „Verzeihen Sie den

unerquicklichen Auftritt, den ich soeben mit diesem Kinde gehabt habe, aber wenn Sie wüßten, meine Gnädige . . ."

„Ich weiß Alles, Mademoiselle! Ich bin vollständig in den ganzen Fall eingeweiht", sprach Fräulein von Wildensee mit überzeugender Ruhe. „Sie sind durch zwei unbesonnene, leidenschaftliche, junge Leute hintergangen worden; aber nach meinem besten Wissen und Gefühl kann Sie kein Vorwurf treffen, — Sie ebensowenig wie Mademoiselle Jenny, deren Wachsamkeit und Vertrauen in listiger Weise getäuscht ward, wie dies schon tausendfach vorgekommen. Ich habe diesen Vorfall unbefangen untersucht, und nach meiner unmaßgeblichen Ansicht — ja, ich möchte vielleicht sagen dürfen, nach meiner festen Ueberzeugung! — hat Mademoiselle Jenny nicht nur in gar keiner Konnivenz mit den Schuldigen gestanden, sondern nach der gemachten Entdeckung der Flucht der jungen Engländerin mit einer Besonnenheit und Umsicht gehandelt, die weit über ihre Jahre geht — sie, welche Sie vorhin ein Kind nannten!"

„Ah, ich bin Ihnen dankbar für diese Belehrung, meine Gnädige!" erwiederte nun Fräulein de Lagardie mit der größten Demuth und Bescheidenheit und schlug jetzt in den ganz entgegengesetzten Ton um. „Ach, ich bedauere sehr, daß ich mich habe

hinreißen lassen, daß ich vielleicht zu weit ging und gegen meine Bonne ungerecht war ... Allein, haben Sie Nachsicht mit mir, meine Gnädige! Was müssen Sie von mir denken? Aber erwägen Sie geneigtest meine Gefühle, so mit Einem Male sehen zu müssen, daß ohne mein Zuthun, durch den leidigsten Zufall, das Werk meines Lebens zerstört, der Ruf meines Instituts vernichtet ist, so daß mir kein besorgtes Elternpaar mehr seine Töchter anvertrauen wird!"

„Ich glaube, Sie sehen zu schwarz, mein Fräulein!" versetzte Fräulein von Wildensee tröstend. „Es mag wohl einzelne kleine Geister, einzelne engherzige Menschen geben, die Ihnen die Verantwortlichkeit für diesen Fall aufbürden möchten, wenn derselbe in die Oeffentlichkeit dringt — und Sie können dies ja leicht verhindern! Aber um Ihnen einen Gegenbeweis zu geben, bitte ich Sie nun selbst um Aufnahme für diese meine kleine Nichte Isidora, die ältere Schwester der kleinen Natascha!"

„Sie beschämen mich durch Ihre Güte, Ihr Vertrauen, meine Gnädige!" rief Fräulein de Lagardie und zog ungestüm die Hand der Baronin an ihre Lippen und herzte dann ebenso ungestüm das schüchterne Kind. Die Pensionatsvorsteherin war plötzlich „wie ein umgewandter Handschuh"; verschwunden war Groll und Zweifel, und vergessen die leidige Entführung, und sie erwiederte mit den herzlichsten

Worten dasjenige, was die Baronesse an Wünschen bezüglich der Erziehung Isidora's äußerte. Namentlich versprach Fräulein de Lagardie dieser, der armen Jenny eine Ehrenerklärung zu geben, sobald sie sich ihrer Reisekleider entledigt haben werde.

Jenny saß in einem kleinen Stübchen, einer Mansarde neben dem Schlafzimmer der Kinder, und starrte in stummem Schmerze vor sich hin. So jung sie war, so hatte das Leben sie doch schon daran gewöhnt, daß man nicht allzu empfindlich sein darf, wenn man unter fremden Menschen ist; aber was ihr heute von Fräulein de Lagardie geboten worden war, das ging doch zu weit. Sie konnte es nicht verwinden, zumal die Kränkung verschärft war durch die Form, in welcher sie vorgebracht worden, angesichts der Baronesse Wildensee und deren Nichte.

„Ich kann nicht mehr bleiben, nachdem mir das gesagt worden ist!“ stieß sie endlich im tiefsten Schmerze hervor. „Keines von all den Hausgenossen könnte mehr Achtung vor mir haben. Ich muß gehen, muß den Beruf aufgeben, der mir so lieb geworden ist! Und doch fällt mir dieser Schritt unsäglich schwer! O, Florence May, leichtfertiges verblendetes Geschöpf! Warum hast Du mir dies gethan?!“

Und zu einem energischen Entschlusse sich auf-

raffend, nahm sie ein Blatt Papier und schrieb mit Bleistift ein Billet an die Institutsvorsteherin, worin sie ihr anzeigte, daß sie nach Sonnenuntergang ihr Haus verlassen werde, da sie nach dem Auftritt von vorhin nicht mehr dableiben könne. Sie dankte Fräulein de Lagardie für Alles, was sie seither an Freundlichkeit und Wohlthaten von ihr empfangen hatte, versicherte sie nochmals ihrer Unschuld an der Flucht der jungen Engländerin und bat um Verzeihung für jeden Fehler, den sie bewußt oder unbewußt begangen habe. Dann sandte sie das Billet durch Cora hinunter zu Fräulein de Lagardie und begann ihre paar Habseligkeiten in die alte Truhe zu packen, welche sie damals anstatt eines Koffers von Westheim mitgebracht hatte.

Plötzlich hörte sie ein lautes Weinen nebenan, trat hinaus und sah die beiden Kinder, welche vorhin noch ruhig ihre Aufgaben geschrieben hatten, im Verein mit Nataschа kläglich weinen, während Fräulein von Wildensee, welche ihre Nichte heraufgebracht hatte, die drei Kleinen vergebens zu trösten suchte.

„Was habt Ihr, meine Lieben?“ fragte Jenny besorgt; „was ist geschehen? wer hat Euch weh gethan?“

„Du sollst nicht gehen, Mamsell Jenny! Du sollst dableiben!“ jammerte die kleine Melanie.

„Sie sehen, meine Liebe, daß die Kinder Ihrethalben weinen“, sagte die Baronesse Wildensee mild und ergriff Jenny's Hand theilnehmend. „Die kleine Cora behauptet, Sie wollen fortgehen, noch vor Abend, und packen schon Ihre Kleider zusammen. Ist dies wahr, mein Fräulein?“

„Kann es Sie befremden, meine Gnädige, nachdem Sie selber Zeuge von Dem gewesen, was ...“

„Es ist wahr, mein liebes Kind, Fräulein de Lagardie ist zu weit gegangen, hat sich hinreißen lassen und Sie empfindlich gedemüthigt“, sagte Fräulein von Wildensee ruhig. „Ich habe diese Heftigkeit nicht gebilligt und es auch dem Fräulein nicht verhehlt. Allein seien Sie auch billig, mein liebes Kind, und tragen Sie der Bestürzung und den Befürchtungen Rechnung, welche die Kunde von jener Entführung in der Besitzerin des Pensionats erwecken mußte. Zudem bedauert Fräulein de Lagardie bereits aufrichtig, Sie so ohne Grund beleidigt zu haben, und wird Ihnen eine Ehrenerklärung geben. Und Sie werden dann zufrieden sein und dableiben, nicht wahr? Sie werden diese drei Kleinen hier, welche mit solcher Liebe an Ihnen hangen, nicht verlassen und den Wechselfällen preisgeben, welche Ihr Austritt und ein ungenügender Ersatz für Sie herbeiführen könnte? Sie werden diese Unschuldigen nicht büßen lassen wollen, nicht wahr?“

„Aber Sie werden begreifen, meine Gnädige, daß nach diesen Vorwürfen, welche mir Fräulein de Lagardie gemacht hat, meine Stellung ruinirt, meine Ehre und Achtung angegriffen ist, und daß ich deshalb nicht mehr bleiben kann?“ stammelte Jenny, in deren Gemüth die Erwähnung der Kleinen und ihrer Hilflosigkeit eine sympathische Saite angeschlagen hatte.

„Mein liebes Kind, Ehre ist ein schönes Ding, aber ein vager Begriff“, erwiederte Fräulein von Wildensee. „Sie haben ein sehr lebhaftes Ehrgefühl und ich will Sie darob nicht tadeln. Allein können ungerechte Vorwürfe, von denen Ihr Gewissen Sie losspricht, können einige unbedachte leidenschaftliche Worte, welche die Urheberin bereits bereut hat, Ihre Ehre wirklich kränken? Wird Ihnen die Genugthuung, daß Sie lieber Unrecht getragen als gethan haben, und demüthig getragen haben, was Sie nicht verdienten, in Ihren eigenen Augen nicht mehr Ehre und Selbstachtung geben, als ein hastiger Bruch? . . . Nein, meine Liebe! Ich appellire an Ihr Herz, an Ihr Gemüth und Ihren Verstand, und ich hoffe, Sie werden diese drei armen unschuldigen Kinder nicht für Andere entgelten lassen! Kommt, Kinder! umarmt Mamsell Jenny, und sagt ihr, daß Ihr sie nicht fortlaßt, wenn sie nur noch ein Fünkchen Liebe für Euch hat!“

„Dableiben — nicht fortgehen, liebe Jenny!“ riefen die drei Kleinen schluchzend und hingen sich an Jenny's Kleid.

In diesem Augenblick trat Fräulein de Lagardie ein. Sie hatte ihre schwarzseidene Reiserobe mit einem weißen Hauskleide vertauscht, das aber kaum weißer war als ihre verstörten, erschrockenen Züge.

„Ah, Sie sind hier, meine Gnädige? Welch willkommener Glücksfall!“ hub sie an. „Sie werden mir bezeugen, meine Gnädige, wie sehr ich bedauere, daß mich vorhin mein Temperament hingerissen hat und daß ich, wie es scheint, herb und ungerecht gegen Fräulein Götz gewesen bin. Ich stehe nicht an, mein Bedauern hierüber auszusprechen, da es meinem Herzen ein Bedürfniß ist, jedes Unrecht wieder gut zu machen, das ich, wenn auch absichtslos, gethan habe. Bist Du nun zufrieden, mein Kind?“ fragte sie dann Jenny, und ergriff deren Hand, die sie mit Wärme drückte.

„Ich bin es, Madame“, erwiederte diese, von dem offenen Bekenntniß gerührt, und Fräulein von Wildensee küßte sie nun auf die Stirne und sagte:

„Ich danke Ihnen und achte Sie Beide nun um so höher, meine Damen, denn Sie haben sich selbst bezwungen. Und nun packen Sie wieder ruhig aus, mein liebes Kind, denn Sie müssen hier bleiben, Sie dürfen diese Anstalt und Ihre kleinen Zöglinge

nicht verlassen! Sie müssen Ihr Werk hier vollenden!"

Jenny gab nach, aber als sie wieder allein war, wollte es sie doch bedünken, als ob sie lieber hätte gehen sollen. Fräulein de Lagardie war ihr zwar früher schon häufig in einem zweideutigen Lichte erschienen, wenn sie an ihr hinter der glatten geläufigen Freundlichkeit eine Unterströmung von Eigennutz und Unwahrheit entdeckt zu haben glaubte; aber so unhold und abstoßend wie diesen Abend war ihr die Institutsvorsteherin noch nie zuvor erschienen.

Jenny war noch etwas verletzt und zurückhaltend, als die Glocke ertönte und sie mit ihren drei kleinen Zöglingen zum Abendbrot hinunter entbot. Allein Fräulein de Lagardie war jetzt doppelt freundlich gegen sie und belobte sie öffentlich wegen der musterhaften Ordnung, in welcher sie in Abwesenheit der Vorsteherin das ganze Haus erhalten habe. Des leidigen Zwischenfalls mit Florence May ward nicht weiter gedacht.

„Auf ein Wort, meine Liebe! Du bist mir noch den Bericht über Deine Geschäftsführung schuldig, liebe Jenny!" sagte Fräulein de Lagardie nach aufgehobener Mahlzeit, als Jenny mit ihren Zöglingen das Speisezimmer verlassen wollte. „Lisette mag die Kinder zu Bette bringen, Du aber wirst mir

gefälligst auf mein Studirzimmer folgen. Wir haben noch Manches mit einander zu plaudern."

Damit ergriff sie die Bonne am Arme und führte sie in das sogenannte Studirzimmer, wo schon die Lampe brannte.

„Mein liebes, liebes Kind, kannst Du mir verzeihen, daß ich heute hart und lieblos gegen Dich erscheinen mußte?" hub Fräulein de Lagardie an, sobald sie allein waren, und umarmte Jenny ungestüm. „Siehst Du, liebes Herz, es war gewiß nicht so böse gemeint, denn im Grunde ist es kein Schade, daß die unbotsame zänkische Florence fort ist, denn ihr Kostgeld ist ja auf das ganze Quartal vorausbezahlt, und im Spätherbst hätte ich sie ja ohnedem verloren. Aber Du siehst wohl ein, liebes Herz, daß ich mich ungehalten stellen mußte, auch wenn es mir nicht halb so ernst war, und Du darfst mir glauben, daß es mir nicht Ernst war."

„Ich sehe nicht ein, was Sie zwingen konnte, gegen mich so hart zu sein, Madame . . ."

„Was mich zwang? Ei nun, meine Liebe, was denn anders als die Anwesenheit der fremden Dame, vor der Du mir diesen Unfall meldetest?"

„Jenun, ich that dies, weil Fräulein von Wildensee schon darum wußte, und weil gerade sie mir bezeugen konnte, daß ich unschuldig war!"

„Bah, wie konnte ich denn aber dies wissen, Liebe? Meine Stellung, meine Autorität erheischte, daß ich mich sehr ungehalten geberdete und mit aller Strenge gegen Dich ausließ. Doch nun genug davon! Es soll Alles vergessen und vergeben sein!" rief sie mit einem munteren Tone, welcher Jenny beinahe unangenehm berührte. „Komm, sieh mich mit Deinen schönen großen Augen an, die mich immer an seine Augen erinnern! Ach, liebes Kind, wenn Du wüßtest, wie ich auf meiner ganzen Reise immer Dein liebes Gesichtchen vor Augen und im Sinne hatte und dem Augenblick entgegen schmachtete, wo ich Dir endlich den süßen Tochternamen geben darf . . ."

„Sie mir, Madame?" fragte Jenny und fuhr beinahe erschrocken auf.

„Ja, mein liebes Herzchen! Ich habe mich da eigentlich verschnappt und hätte es Dir nicht sagen sollen, aber wer kann diesen Augen widerstehen?" rief de Lagardie und umarmte stürmisch das junge Mädchen, das diese Liebkosungen beinahe ungeduldig ertrug. „Aber nun ist es einmal heraus, und in einigen Tagen hättest Du es ja doch erfahren, denn jeden Tag kann ja der Brief kommen, in welchem Dein Vater mir meldet, daß Du diejenige seiest, die mir einst durch List und Verführung vom Herzen gerissen wurde! . . ."

„Um's Himmels willen, was sprechen Sie da, Madame? Sie, Sie wären meine Mutter? ... Und wer ist dann mein Vater?"

„Ein vornehmer, einflußreicher Mann, ein angesehener Diplomat, liebes Kind! Ich habe eine Bresche in dieses eisige stolze Herz geschossen, und ich bin überzeugt, es wird ihm nun ebenfalls keine Ruhe mehr lassen, bis er Dich gesehen und seine Schuld gegen Dich abgetragen hat!"

„Seine Schuld, sagen Sie? Was hat er denn gethan?"

„Ach Gott, Kind, das ist ein Roman, wie er kaum besser im Buche steht", erwiederte Fräulein de Lagardie mit einem leisen Seufzer. „Ich werde Dir noch Alles erzählen, liebes Kind, damit Du siehst, wie schändlich man mich hintergangen hat und wie schwach ich gewesen bin. Aber sieh, seine Mutter versprach mir, für Dich zu sorgen, und ich in meinem Elend, meiner Verlassenheit war schwach, und als ich erfahren hatte, daß unsere Ehe doch nicht giltig sei, als ich erwog, daß Du es bei jenen Leuten besser haben werdest und mir dagegen, wie sie mir auch immer mit ihrer teuflischen Beredsamkeit zu Gemüthe führten, ein Hemmniß sein würdest, da gab ich Unselige nach und stempelte mich zur Rabenmutter und verleugnete mein Kind, bis Du eines Tages im Auftrage der Frau Schaberle hierher

kamst, um mir meinen Hut zu bringen — erinnerst Du Dich noch jenes Sonntagmorgens? — und mich der Anblick Deiner Züge, Deiner Augen, an mein Kind gemahnten und an dessen Vater . . ."

„Ich bitte, halten Sie ein, Madame!" rief Jenny ängstlich. „Wer weiß, ob Sie sich nicht täuschen, ob Sie mir hier nicht Enthüllungen machen, welche Sie dereinst wieder bereuen möchten?"

„Bereuen? warum denn, liebes Herzchen? Du hast ja ein Anrecht an diese Mittheilungen! Du sollst daraus ersehen, daß nur ein ganz geringer Theil der Schuld mich trifft. Sieh', bei Deinem Anblick erwachte in mir die Stimme der Natur mit einer Macht, die — mit einer Macht, sag' ich Dir, die sich nicht mehr bändigen ließ, zumal als ich aus Frau Schaberle's Mittheilungen ersah, daß Du wirklich eine Art Findelkind, ein anvertrautes Gut seiest, daß Alter und alle Nebenumstände merkwürdig übereinstimmten . . ."

„Die Stimme der Natur?" flüsterte Jenny gedankenvoll, und vor ihrer Erinnerung stand wieder jener Vormittag, wo William Götz und sein Sohn in gleicher Absicht hier gewesen waren, und sie fühlte, daß auch nicht das leiseste Lispeln in ihrer Seele zu Gunsten dieser Mutter sprach. — „Nein, nein", fuhr sie dann laut fort und entwand sich dem Arme der de Lagardie; — „fahren Sie nicht fort, Madame,

bevor Sie nicht ganz gewiß wissen, daß ich Ihr Kind bin! Es wäre ja für uns Beide ein grausames Erwachen aus einem Wahne!"

„Liebes Herzchen, ich irre mich nicht", sprach Fräulein de Lagardie mit zuversichtlichem Lächeln; „ich bin meiner Sache gewiß. Wärest Du sonst hier? Hätte ich mir denn sonst alle diese Mühe gegeben, Dich in mein Haus zu bekommen und mir Dein Herz zu gewinnen? Du aber, Du scheinst Dich noch nicht mit dem Gedanken befreunden zu können, daß Du meine Tochter sein sollst. Wirst Du mich entgelten lassen, wozu die Umstände mich beinahe gebieterisch zwangen?"

„Halten Sie ein, ich bitte! Beantworten Sie mir erst Eine Frage: Warum ist mein Vater nicht hier? Warum leben Sie getrennt von ihm, in Verhältnissen, die gegenüber von seiner Stellung untergeordnet genannt werden dürfen?" fragte Jenny streng.

„Weil unsere Ehe eine heimliche war, die vor den deutschen Gesetzen nicht galt, denn wir waren in England getraut worden", erwiederte Fräulein de Lagardie kleinlaut. „Dein Vater gehört einer adelsstolzen, einflußreichen Familie der Aristokratie an, welche andere Pläne mit der Zukunft ihres Stammhalters hatte; darum wurden wir getrennt, und Dein Vater heirathete später eine Gräfin, die

Tochter eines böhmischen oder ungarischen Magnaten . . ."

Ein lautes krampfhaftes Aufschluchzen Jenny's, welche in einem Lehnstuhle zusammensank und die Hände vor das Gesicht schlug, machte, daß Fräulein de Lagardie ihre Enthüllungen abbrach und Jenny zu Hilfe eilte, um sie zu trösten und aufzurichten. Allein ihre Bemühungen waren vergebens.

„Lassen Sie mich, bitte!" sprach sie tief erschüttert. „Warum haben Sie mir in grausamer Selbstsucht die Augen geöffnet, wo Blindheit und Nichtwissen eine Wohlthat gewesen wäre? Warum raubten Sie mir vollends den Trost, das Kind braver armer Leute zu sein? In jenen bescheidenen Verhältnissen, wo ich aufwuchs, möchte ich am liebsten meine Eltern finden. Aber mir graut vor einem Vater und einer Mutter, die mich gleichsam von Geburt an verleugnet und verstoßen, die mir nicht einmal ihren Namen gegeben haben!"

Und sich schnell aufraffend, eilte sie weinend zur Thür hinaus und flüchtete in die Einsamkeit ihres Stübchens, wo sie sich einriegelte.

Fräulein de Lagardie aber stand verdutzt da und wagte doch nicht, Jenny zu folgen, denn nun erst sah sie klar, daß sie allerdings selbstsüchtig und schonungslos in dieses Herz und Leben gegriffen und eine erschütternde Enthüllung ganz unvermittelt

gemacht hatte, ohne zu bedenken, wie viel es kosten mußte, bis ein verstoßenes Kind mit Liebe die Kluft zu überbrücken vermochte, welche zwischen ihm und denen lag, die es einst verstoßen hatten. Sie hielt es für das Gerathenste, jetzt nicht weiter in Jenny zu dringen und es der Zeit zu überlassen, daß sie eine innigere Annäherung zwischen Tochter und Mutter herbeiführe. Sie rechnete am meisten auf das Erscheinen des Barons Heckedorf und seine Vermittelung bei Jenny.

## Neuntes Kapitel.

Wochen vergingen im gewohnten Geleise. Von Baron Heckedorf kamen keinerlei Nachrichten, und Jenny war bleich und ernst geworden, und in ihren großen Augen, die stets den Boden suchten, lag eine tiefe Schwermuth, welche Niemand stärker auffiel, als der Baronesse Wildensee, welche sie noch vor wenigen Tagen so heiter und ruhig, so klar und unbefangen gesehen hatte. Sie begriff wohl, daß an jenem Abend noch etwas Anderes vorgefallen sein müsse, was einen solchen Schatten über das Gemüth der jungen Bonne geworfen hatte, als die Scene mit der gereizten Institutsvorsteherin; aber sie hatte Takt genug, nicht an dieses Geheimniß zu rühren, so aufrichtig sie auch Jenny bemitleidete. Da die Baronesse aber bemerkte, daß das junge Mädchen trotz dieser Melancholie ihren Pflichten immer pünktlich, unverdrossen und besonnen nachkam und in ihrem Verkehr mit den drei Kindern wo möglich noch liebreicher war als zuvor, so überließ sie ihre beiden Nichten getrost der Obhut der Lagardie und

Jenny, und verließ Hellburg, um wieder in ihre norddeutsche Heimath zurückzukehren.

Fräulein de Lagardie war in steter Aufregung oder Spannung wegen des Ausbleibens der Briefe, welche sie von Baron Heckedorf erwartete; aber sie vermied es, mit Jenny wieder über diesen Gegenstand zu sprechen; sie entschuldigte sich sogar einmal bei ihr, daß sie sie so unvorbereitet mit jenen Eröffnungen überrascht habe, und begegnete ihr vor den Leuten liebreich und mit sichtlicher Auszeichnung, immer in der Hoffnung, dadurch Jenny's Herz, Zuneigung und Vertrauen gewinnen zu können. Allein vergebens! Jenny's Gebahren war freundlich, dankbar, gehorsam und pflichttreu; aber ein unerklärliches Etwas schien sie vor dieser Frau zu verwarnen, in der sie ihre Mutter erkennen sollte, und ihr höchster Wunsch war der, die endliche Lösung dieser Frage möge zweifellos ergeben, daß Fräulein de Lagardie nicht ihre Mutter sei. Und gerade jetzt klammerte sie sich mit um so innigerer Liebe an Mutter Röse an, denn erst jetzt vermochte sie ganz zu ermessen und zu würdigen, wie viel sie dieser einfachen, braven, herzensguten Frau verdankte, welche so treulich Mutterstelle an ihr versehen hatte. Andererseits aber vergrub sich Jenny in Studien und Arbeit, um zu vergessen, was so schwer auf ihr Gemüth drückte.

Eines Nachmittags kam Jenny mit den Zöglingen vom Spaziergang zurück, als ihr unter dem Gartenthor James Götz begegnete und sie vertraulich begrüßte.

„Ich wollte eben zu Ihnen, Miß“, redete er sie an und seine unruhigen, stechenden Augen fixirten sie verwundert, denn die Blässe und der Ernst ihrer Züge entgingen ihm nicht. „Sie wissen, daß die Bedenkzeit längst um ist, die ich Ihnen gegeben habe, — es sind schon vierzehn Tage darüber. Ich bin hier, um meinen Vorschlag zu wiederholen: wollen Sie meine Frau werden, Jenny?“

„Nein, niemals!“ entgegnete sie kalt und fest. „Wie konnten Sie hoffen, daß ich meinen Entschluß ändern werde?“

„Na, ich schätze, derartige Vorsätze sind schon oft wieder zurückgenommen worden“, sagte er mit einem spöttischen Lächeln. „Ich weiß zwar, daß Sie verdammt stolz sind, Miß Jenny, aber ich hielt Sie für zu klug, sich offen mit einem Manne zu verfeinden, wie Jemmy Götz ist. Sehen Sie sich den Schilling noch einmal genauer an, ehe Sie ihn wegwerfen. Mag sein, daß ich Ihnen nicht hübsch genug bin, oder daß Sie hoffen, es werde 'mal irgend ein Graf Sie von der Großmutter reklamiren als sein Kind, wie es in den Geschichten und Komödien vorkommt; aber ich schätze, Sie wären klug genug,

mich darum nicht auf eine Weise fortzuschicken, die ich verdammt übel nehme."

„Sie irren, Herr Götz; Sie unterschieben mir Beweggründe, die mir fremd sind!" entgegnete Jenny. „Ich habe persönlich weder Widerwillen noch Neigung für Sie; ich hoffe nicht auf einen Glücksfall, der niemals eintreffen wird. Aber ich bin nicht in der Lage und Laune, mich zu verheirathen. Ich habe mir ein anderes Lebensziel gesteckt."

„Und dies wäre, wenn ich fragen darf?"

„Ich will Erzieherin werden und mir als solche eine unabhängige Stellung erringen!"

„Governeß und unabhängig?" hohnlachte er. „Eine erste Magd in einem guten Hause wollen Sie werden, während ich Sie zur Lady machen will? Na, eine Ausrede ist ja wie die andere, und ich muß sie hinnehmen, wenn sie Ihr letzter Bescheid ist. Aber ehe ich Ihnen diesen abverlange, nur noch Eines", setzte er leise, wie zischend hinzu und seine grünlichen Augen funkelten boshaft. „Wenn Ihr Widerwille gegen mich von der alten Frau daheim oder dem Pfaffen genährt ist, dann werde ich mit diesen ein Hühnchen pflücken, daß sie verdammt an mich denken sollen. Und mind it well, miss!" sprach er mit besonderem Nachdruck, — „wenn Sie einmal Ihr letztes Wort gesagt haben, dann mögen

Sie die Folgen tragen! Mein werden Sie dennoch, aber später nicht mehr in Liebe, sondern . . ."

„Ersparen Sie sich die Drohworte, Herr Götz! Sie kennen meinen Bescheid längst, den Nichts zu erschüttern vermag, den keine fremden Einflüsterungen und Rathschläge hervorriefen und keine Drohungen erschüttern können!" sagte Jenny gelassen und sah ihn mit ihren großen wehmüthigen Augen so muthig und ruhig an, daß er sie unwillkürlich bewundern mußte. „Ich fühle auch nicht das mindeste Interesse für Sie und gedenke weder ohne Neigung noch überhaupt zu heirathen; und wie seither und von jeher unsere Wege und Interessen auseinander gingen, so mag es hinfort ebenfalls sein. Leben Sie wohl!"

Damit ging sie gleichmüthig an ihm vorüber und folgte den Zöglingen ins Haus.

James stand eine Weile verdutzt und schaute ihr nach, vielleicht in der halben Hoffnung, sie werde noch umkehren und einlenken; dann aber stampfte er auf den Boden, schwenkte sich auf dem Fuße herum und ging.

„Die Dirne hat Muth und Grütze in ihrem stolzen Trotzköpfchen", murmelte er und biß sich auf die Lippen. „Na, wollen 'mal sehen, ob Armuth und Verachtung sie nicht beugen! Von nun an ist mir jedes Mittel genehm, wenn es nur

zum Ziele führt, und zuvörderst muß die Alte daran! . . ."

Als Jenny kaum Hut und Mantille abgelegt hatte und wieder heruntergekommen war, um den Zöglingen ihr Vesperbrod auszutheilen, kam Fräulein de Lagardie herein und winkte Jenny.

„Mein Kind, ich habe einen Brief erhalten, welcher uns Beide nahe angeht", flüsterte sie ihr geheimnißvoll zu. „Der gewisse vornehme Herr, von welchem ich Dir vor einigen Wochen sprach, lädt mich ein, ihm übermorgen ein Rendezvous in der Residenz zu geben, über dessen Zweck Du im Klaren sein wirst. Wir ahnen ja Beide, was für Eröffnungen dort unserer harren. Willst Du mitgehen?"

„Ich? nein, um keinen Preis!" erwiederte Jenny erschrocken. „Verlangt denn jener Herr dies?"

„Mit nichten; aber ich möchte sehr, daß er Dich sähe und kennen lernte. Er vermag dann sein Herz Dir nicht zu verschließen!"

„Oh, ich fürchte immer, Sie geben sich Hoffnungen hin, die nie in Erfüllung gehen", versetzte Jenny traurig. „Was kann ich einem Manne sein, der mich seit Jahren verleugnet? Würde er nicht, wenn ich ihm etwas gälte, hieherkommen? ... Nein, nein! lassen Sie mich hier! Lassen Sie ihn entscheiden, ob er mich sehen will!"

Fräulein de Lagardie gab nach, empfahl Jenny

abermals die Ueberwachung der ganzen Anstalt, nahm einen thränenreichen zärtlichen Abschied unter vier Augen von Jenny, und reiste am andern Tage ab. In der Residenz angekommen, stieg sie in dem bezeichneten Gasthofe ab und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Aber erst am Morgen des anberaumten Tages brachte ihr ein Lakai einige Zeilen, worin Baron Heckedorf sie bat, seinen Besuch um 11 Uhr zu erwarten. Fräulein de Lagardie saß wie auf Kohlen vor ungeduldiger Spannung und zählte die Minuten bis zur festgesetzten Stunde und darüber hinaus. Endlich näherten sich Schritte ihrer Zimmerthür; sie hörte eine Männerstimme halblaut sagen: „Ah, hier ist es! das ist Nummer dreizehn!“ dann pochte man — sie war so gespannt auf die verheißenen Mittheilungen, daß sie kaum „Herein“ zu rufen vermochte. Jetzt ging die Thür auf und herein traten der Baron Heckedorf und — eine elegante junge Dame. Die Begrüßung war von Seiten des Diplomaten eine kühl höfliche, von Seiten der jungen Dame eine etwas gesucht artige.

„Hier, Madame, bringe ich Ihnen Richilde, unser Kind!“ hub der Minister mit einem leichten Lächeln an. — „Hier, mein Kind, ist Deine Mutter, die sich nach Deiner Umarmung sehnt!“

Mutter und Tochter blickten einander etwas verblüfft an und versuchten zu lächeln, um ihre gegen-

seitige Befangenheit zu verbergen, bevor sie einander in die Arme fielen. Die Scene hatte etwas Unnatürliches, Gemachtes, das sich Keines verhehlen konnte. Welche Anknüpfungspunkte konnte Richilde ihrer Mutter gegenüber haben, die sich mehr als zwanzig lange Jahre nicht um sie bekümmert hatte? und die Lagardie mußte sich erstaunt fragen: ob sie sich ihre Tochter jemals so gedacht haben würde?

Richilde war unter mittlerer Größe, stämmig, etwas beleibt für ihr Alter, mit großen Zügen von wenig Regelmäßigkeit, aber ausdrucksvollen schönen Augen, die sehr keck und degagirt in die Welt hineinschauten. Sie hatte kleine hübsche Hände und Füße und einen großen Mund, und ihr Benehmen zeigte etwas Sicheres, halb Vornehmes, halb Herausforderndes. Sie nahm mit guter Miene, aber unverkennbarer Sorge für ihre elegante kostbare Toilette die etwas stürmischen und beeiferten Liebkosungen ihrer Mutter hin, welche durch Küsse und Ausrufe die seltsame Befangenheit verbergen wollte, die sie überkommen hatte, denn sie mußte jetzt doch zärtlich erscheinen, da sie dem Baron gegenüber so viel Sehnsucht nach ihrer Tochter an den Tag gelegt hatte, obschon diese ganz und gar dem idealen Bilde nicht entsprach, welches die Mutter sich von ihrem Kinde gemacht, — sie mußte Seufzer und

Thränen vergießen, die vielleicht jetzt einen andern Sinn hatten.

„Mein liebes theures Kind! meine geliebte Tochter!“ flüsterte sie endlich, Richilden auf Armslänge von sich haltend, und maß sie mit feuchten Augen. „Wirst Du auch die Mutter lieben können, die Dich so viele Jahre entbehren mußte? Wirst Du begreifen können, was es sie kostete, Dich hinzugeben, um Dir ein glänzenderes Loos zu sichern, als sie Dir bieten konnte?“

„O ja, liebe Mama, ich hoffe, wir werden einander gut vertragen, wenn wir uns erst näher kennen gelernt haben werden“, entgegnete Richilde mit einer Gelassenheit, welche die Mutter wie mit kaltem Wasser übergoß. „Die Situation, eine Mama zu besitzen, ist mir zwar noch neu — ich muß mich erst daran gewöhnen lernen . . .“

„Armes Kind, das ist leider wahr — aber wir werden uns bald verstehen, denn mein Herz kommt Dir mit all der lange aufgespeicherten Liebe und Sehnsucht einer Mutter entgegen. — Du hast wohl seither viel Liebe entbehren müssen, nicht wahr?“

„Oh, es ging passable, liebe Mama! Ich war seither meist in Erziehungs-Instituten, wo liebreiches Gebahren und Empfindung nicht auf dem Stundenplane stehen“, erwiederte Richilde leichthin. „Ich

bin daher in diesem Stücke weder verwöhnt noch anspruchsvoll."

„Lassen wir die Vergangenheit, meine Lieben!" mengte sich Baron Heckedorf jetzt ins Gespräch, der sich gelassen in einen Lehnstuhl am Sopha niedergesetzt und auf die Uhr geblickt hatte. „Die Zeit ist kostbar, und wir haben noch einige Arrangements wegen Gegenwart und Zukunft zu treffen. Setzen Sie sich, ma chère! nimm Platz Richilde. — Ich muß Ihnen zunächst mittheilen, Octavie, daß Richilde geradeswegs von Paris kommt, wo sie am Conservatorium sich zur Sängerin ausbilden sollte, wie es mein Geschäftsmann angeordnet hatte, um einem Wunsche Richildens zu entsprechen und ihrem Talent die erforderliche Ausbildung und ehrliche Probe zu verschaffen. Die ersten Versuche auf der Bühne scheinen aber nicht ganz den Erwartungen entsprochen zu haben, welche . . . Doch lassen wir das! Hierüber muß erst die Zukunft entscheiden. Ich habe also Richilde in Köln abgeholt, wohin sie mein Geschäftsfreund von Paris aus gebracht hatte, habe ihr den Rhein und einige seiner schönsten Städte gezeigt und mich versichert, daß Nichts versäumt worden ist, um ihr eine gute Bildung zu geben. Ihr Wunsch, ma chère, war es, Richilden bei sich zu haben, und ich unterstütze diesen Wunsch in der Hoffnung, daß Richilde sich bei Ihnen wohl fühlen

und Ihnen all das ersetzen wird, was Sie seither erduldet und entbehrt haben. Richilde kann Sie um so eher nach Hellburg begleiten, als sie in Ihrem Hause in der Eigenschaft einer Pensionärin verweilen kann, ohne Aufsehen zu erregen und im Stande ist, ihre musikalischen Studien dort fortzusetzen. An den genügenden Mitteln hiezu soll es ihr natürlich nicht fehlen. Ich bin sehr befriedigt, das gute Kind in Ihre Hände übergeben und ein in den leidigsten Verhältnissen begründetes Unrecht gesühnt zu haben, und ich verlasse Sie Beide mit dem Bewußtsein . . ."

„Um Gott, Richard! Sie werden uns doch nicht schon wieder verlassen?" rief die Lagardie und ergriff die Hand des Barons, welcher bereits aufgestanden war.

„Ich muß, m'amie! ich muß! Mein Urlaub geht zu Ende, und ich muß an einem bestimmten Tage in London sein, um dringende Geschäfte zu erledigen", sagte Baron Heckedorf mit ruhiger Bestimmtheit. „Die Geschäfte vor Allem, meine Freundin! Ich habe Ihnen ja bewiesen, daß ich persönliche Opfer zu bringen bereit bin, und mein Gepäck befindet sich in diesem Augenblick schon auf dem Bahnhof . . ."

„Oh, Sie dürfen nicht gehen! Sie müssen uns doch wenigstens den heutigen Tag schenken, Baron!"

bat die Lagardie dringend. „Ich hatte mich so darauf gefreut, daß wir gemeinsam speisen und eine Spazierfahrt machen und uns in jeder Beziehung näher treten würden . . .“

„Impossible! Ich habe mein Aeußerstes gethan, mes chères! Uebrigens werden wir uns schreiben, und ich hoffe, daß ich im kommenden Sommer das Vergnügen haben werde, Euch in Wiesbaden zu empfangen. Es ist Zeit zum Abschied. Man muß nicht zuviel auf einmal vom Schicksal verlangen; wer zuviel umspannt, hält es schlecht fest. Also auf Wiedersehen, Richilde!“ sagte er und küßte das Mädchen leichthin auf die Stirne, reichte dann der Lagardie die Hand, die er nach britischer Sitte kräftig schüttelte, und schritt dann mit den Worten: „Ich hoffe in London bald von Euch zu hören!“ aus der Thür mit der Miene eines Mannes, der des Widerspruchs ungewöhnt und in seinen Entschlüssen unerschütterlich ist.

Fräulein de Lagardie und Richilde fühlten nun erst eine gewisse Befangenheit, als sie sich allein gegenüberstanden.

„Mein liebes, theures Kind! wie oft habe ich mich weinend und halb verzweiflungsvoll nach Dir gesehnt!“ sagte die Lagardie, ihren Arm um Richilde schlingend, um nur wenigstens die Pause zu unterbrechen. „Mein einziger Trost war, daß ich Dich in

guten Händen wußte! Du warst doch glücklich und zufrieden? Es hat Dir doch hoffentlich Nichts gemangelt? Bitte, erzähle mir von Deiner Jugend, von Deinem vergangenen Leben!"

„Ach, das war ein sehr eintöniges, Mama", versetzte Richilde leichthin. „Nachdem ich in der Familie eines kleinen Beamten in einem Landstädtchen aufgewachsen war, den ich Onkel nannte, kam ich in ein Pensionat in W. — à propos, maman, Sie haben also auch ein Pensionat, in welchem ich für Ihren Zögling gelten soll? Bitte, erzählen Sie mir von Ihrem Institut und von dem, was mich dort erwartet! Sie begreifen, daß wenn man von Paris kommt, man einiges Recht hat, gegen eine kleine deutsche Provinzialstadt und ihre socialen Ressourcen etwas mißtrauisch zu sein!"

Die Lagardie erzählte, nur um die Zeit auszufüllen, um die seltsamen Gedanken und Empfindungen hinwegzuplaudern, die in ihr aufstiegen und einen heimlichen Kampf in ihrem Innern verkündeten, den sie nicht hinwegleugnen konnte. Richilde hörte mechanisch und nur mit getheilter Aufmerksamkeit zu und unterbrach die etwas langathmigen und breiten Schilderungen ihrer Mama, welche am liebsten von sich selber sprach, nur hie und da mit Zwischenfragen nach dem Theater, den Bällen und anderen geselligen Genüssen, welche Hellburg darbiete, und

denen sie mehr Aufmerksamkeit zu schenken schien, als den Erträgnissen und Einrichtungen des Pensionats u. s. w.

Mittlerweile war der Portier aus dem andern Hotel mit zwei Dienstleuten gekommen und hatte Richilden Koffer und Effekten gebracht, und der Zimmerkellner hatte angefragt, ob die Damen zur Mittagstafel kommen würden, was Richilde rasch bejaht hatte, ohne die Antwort ihrer Mutter abzuwarten. Dann riß sie ihren Koffer auf, machte eine sorgfältige, noch elegantere, aber ziemlich auffallende Toilette, und erschien dann bei der Table d'Hôte im Speisesaal unten, als die ersten Gänge des Mittagsmahles schon vorüber waren. Ihr Aufzug und bewußtes selbstgenügsames Auftreten lenkte bald Aller Blicke auf sie, aber sie erwiederte diese Blicke mit einer solchen Ungenirtheit und Kälte oder auch, in einzelnen Fällen, mit einem solch koketten Niederschlagen und Wiederaufschlagen der Augen und verstohlenen Hinüberschielen, daß Fräulein de Lagardie beinahe für Richilden in Verlegenheit kam und wie auf Kohlen saß, da sie sich deutlich bewußt war, daß sie eine nahezu lächerliche Rolle neben der Tochter spiele. Diese geberdete sich nämlich so unabhängig und selbstständig wie möglich, sprach nur wenig und in ganz kurzen Bemerkungen mit der Mama, ließ sich beinahe jedes Gericht

nachserviren, verlangte jetzt Eis, dann einen Zahnstocher, dann andern Wein, dann wieder etwas Anderes, so daß sie beinahe immer einen Kellner in Athem erhielt, aber den Zweck vollständig erreichte, unter der Männerwelt, die am Tische zahlreich und besonders aus den Kategorien der Offiziere und Handelsreisenden zahlreich vertreten war, Aufsehen zu erregen.

„Aber ich bitte Dich, Richilde, Du fällst ja auf, Kind! Laß doch diese Oeilladen!“ flüsterte die Mutter ein Mal über das andere ihr zu. „Was müssen diese Herren von Dir denken?“

„Daß ich eine Künstlerin sei, Maman, und daß ich mich keinen Pappenstiel um sie bekümmere“, war die Antwort, welche Richilden Gelegenheit gab, mit einem sardonischen Lächeln ihre schönen Zähne zu zeigen und ihre dichten schwarzen Augenbrauen so weit wie möglich in die Höhe zu ziehen. „Ich wette, sie zerbrechen sich jetzt Alle ihre hohlen Köpfe darüber, wer ich wohl sei.“

Als es darauf ans Dessert kam, verlangte Richilde das Fremdenbuch, holte ihre goldgefaßte Lorgnette hervor, blätterte im Buch und schrieb dann hinein: „Richilde du Noyer, artiste du Conservatoire de Paris“ (Künstlerin vom Pariser Konservatorium) und gab das Buch mit einer indolenten, gleichgiltigen Geberde zurück. Sie bemerkte aber

mit Vergnügen, daß der Kellner sogleich einigen der Herren am obern Ende des Tisches, welche vermuthlich die Stammgäste der Table d'Hôte waren, einige Worte zuflüsterte, die deren Blicke wieder auf Richilden lenkten.

Wenige Minuten nachher kam ein eleganter kleiner dicker Herr mit einer orientalischen Physiognomie und goldenen Brille und einer dicken goldenen Uhrkette auf der schwarzen gestickten Sammetweste längs der Tafel herunter und begrüßte Richilden auf das Artigste.

„Verzeihen Sie mir, Mademoiselle, daß ich mich Ihnen so unvermittelt vorstelle, — Giacomo Fortemeyer, Kapellmeister am Hoftheater", sagte er, mit einer guten Dosis Selbstgefälligkeit. „Ich habe mit Freuden gehört, daß uns die Ehre widerfahren ist, eine der berühmtesten Künstlerinnen des Pariser Konservatoriums in unserer Mitte zu sehen, und da Sie ohne Zweifel in der Absicht hier sind, ein Konzert zu geben, so wollte ich mir nicht nur das Vorrecht sichern, unsere reizende und berühmte Kollegin zuerst begrüßt zu haben, da ich mir schmeichle, daß Sie mir vielleicht ohnedem einen Besuch zugedacht haben, sondern Sie auch meines beeifertsten Strebens versichern, Ihr Vorhaben in jeder Hinsicht zu unterstützen. Mademoiselle werden doch jedenfalls einige Wochen lang unsere Stadt

durch ihr Verweilen beglücken? Madame ist ohne Zweifel . . ."

„Eine Verwandte von mir, Mademoiselle de Lagardie, der ich einen Besuch zugedacht habe!" beeilte sich Richilde zu ergänzen und ersparte dadurch sich und ihrer Mutter eine Verlegenheit. — „Ah, Sie sind allzu liebenswürdig, Herr Kapellmeister, und ich bin ganz entzückt von der Zuvorkommenheit eines solch berühmten Komponisten für eine solch bescheidene Anfängerin. Ich hatte zwar eigentlich nicht die Absicht, hier mich hören zu lassen, allein Ihre Güte ermuthigt mich, und wenn Sie mich in irgend einem Konzert einschieben könnten . . ."

„Ah, einschieben? warum nicht gar, mein Fräulein? Ihre Leistungen sind so ausgezeichnet, daß sie nur die pièce de resistance eines Konzerts sein können. Sie sind", fügte er nach einem Blicke auf die winzig kleine, beringte, runde Hand Richildens hinzu, die unmöglich einer Klavierspielerin angehören konnte, — „eine Schülerin von . . ."

„Rubini und Roger, Herr Kapellmeister", ergänzte Richilde rasch; „ich singe vorzugsweise Altpartien."

Die Unterhaltung wandte sich nun vorzugsweise künstlerischen Themen zu, und Richilde nahm ganz ungenirt den Vorschlag des Herrn Fortemeyer zu einer Spazierfahrt, zum Besuch der Oper und zum

Auftreten in einem Konzert an, worauf sich einige der Offiziere und sonstigen Herren wie zufällig in die Nähe machten und durch Herrn Fortemeyer der jungen Künstlerin vorgestellt wurden, die sie mit Schmeicheleien und Betheuerungen ihres Entzückens über ihre Bekanntschaft und den ihnen durch sie bevorstehenden künstlerischen Genuß überhäuften.

Fräulein de Lagardie saß während dieser ganzen Scene wie auf Kohlen; hie und da fiel allerdings auch ein Scherflein von Artigkeit für sie ab, allein sie fühlte wohl, daß dies nur die Hecke wegen des Gartens begießen hieß, und sie wußte nicht, ob sie sich über diese Art von Aufmerksamkeit, welche man ihr und Richilden erwies, ärgern oder freuen solle. Nachdem der Kaffee genossen war, drängte Richilde die Mutter, schnell andere Toilette zu machen, um nun spazieren zu fahren, und als die Mama einige schüchterne Einwendungen über diese degagirte Weise wagte, Bekanntschaften anzuknüpfen und landfremden Herren sich so unbedingt anzuvertrauen, sagte Richilde mit spöttischem Lächeln und Achselzucken:

„Aus welchen Wolken sind Sie denn herabgefallen, Mamachen, daß Sie hierin etwas Anstößiges finden? Dieser freie zwanglose Verkehr und diese Huldigungen sind ja das Vorrecht von uns Künstlerinnen! Ich bin dies gewöhnt und habe deshalb die künstlerische Laufbahn ergriffen, denn ich weiß

nichts Alberneres und Eintönigeres, als das Dasein einer gewöhnlichen Frau. Sie müssen sich daran gewöhnen, mich in dieser Weise mit Männern verkehren und deren Thorheit ausbeuten zu sehen, denn es macht mir Vergnügen, diese Herren der Schöpfung zu mystificiren, diese Gecken an der Nase herumzuführen."

„Aber liebes Kind, wozu soll denn das führen?" fragte die Mutter beinahe schmerzlich.

„Wozu? Welche naive Frage?" versetzte Richilde spöttisch und fast geringschätzig. „Jedenfalls zu einer guten Heirath, Mamachen. Glauben Sie denn, daß ich meinen Vortheil so schlecht verstehe? Von Kindheit an nur auf mich selber gestellt und angewiesen, hab' ich Menschen und Dinge scharf beobachtet und mir vorgenommen, einen reichen Mann zu heirathen, und ich habe mich daher bemüht, alle diejenigen kleinen Künste und Mittel zu studiren, durch welche man diesen Zweck erreicht. Was wollen Sie? Ich mußte diesen Weg einschlagen, wenn ich als ein armes Mädchen ohne Familie und sonstige Stützpunkte nicht mein Leben dereinst armselig genug als Lehrerin oder durch meiner Hände Arbeit fristen, oder irgend einen Rüpel von Handwerker oder kleinem Beamten heirathen wollte. Man hat mir oft genug vorgehalten, was mein Loos sein würde, wenn einst das freigebige Kostgeld aufhöre, das

ein ‚unbekannter Wohlthäter' bislang für mich bezahlt habe."

„Aber Deine Lage hat sich nun geändert, meine Liebe", entgegnete die Mutter mit einer aufrichtig gemüthlichen Wärme, welche Richilden zum Nachdenken und zu anderen Gesinnungen zu bringen berechnet war. „Ich bin gottlob nicht mittellos; das kleine Kapital, welches ich einst von der Familie Deines Vaters als Abfindung meiner Ansprüche erhielt, und mit welchem ich mein Etablissement erwarb und erweiterte, hat sich durch meinen Fleiß und meine Sparsamkeit vermehrt und ist Dein Erbtheil. Das Pensionat genießt einen vortheilhaften Ruf und ist in ruhigen Zeiten ein sehr rentables Geschäft, in dessen Geheimnisse ich Dich einweihen werde. Du bedarfst nun des Theaters und der kleinen Künste nicht mehr. Ich selber hätte schon manche vortheilhafte Partie zu machen vermocht, wenn mir daran gelegen gewesen wäre. Du aber kannst frei wählen!"

„Dieses Recht werd' ich mir auch nicht verkümmern lassen und streng prüfen, auf welcher Seite der größere Vortheil liegt", sagte Richilde trocken. „Jedenfalls werde ich keine Katze im Sacke kaufen und bis dahin, wo ich mich von den gewichtigeren Vorzügen des Pensionats überzeugt haben werde, noch jede andere Gelegenheit benützen, mein Glück

in der Welt zu machen, denn man ködert die Männer am wirksamsten mit der Jugend, welche die einnehmendste Art von Schönheit ist. Nicht als ob ich das Pensionat — Ihr Steckenpferd, Maman, und Ihre Schöpfung — verachten wollte! Nein, es mag als Birne für den Durst ganz gut sein; allein man muß dem bessern Glück immer ein Fensterchen offen lassen! — So! nun bin ich fertig, und wir wollen meinen galanten Kapellmeister nicht zu lange warten lassen!"

Drunten im Speisesaale warteten Beider der Kapellmeister Fortemeyer, der Sänger Träller und ein junger Elegant aus der modernen jüdischen Plutokratie, ein Herr von Löwenthal, der Sohn eines Mannes, der mit dem Quersack auf dem Rücken und einigen Thalern Betriebskapital begonnen und durch Handel und Wandel mit Ochsenhörnern und Häuten, mit Talg, Wolle, Hasenhaaren und anderen unscheinbaren Artikeln sich ein riesiges Vermögen erworben hatte, so daß er als Besitzer eines Ritterguts, einer Malz- und Rübenzuckerfabrik gestorben war und sein Sohn sich baronisiren lassen konnte. Dieser Herr Marx oder nunmehr Max von Löwenthal hatte seinen Phaëton und seine aalglatten Trakhener-Rappen zur Verfügung der „göttlichen" Dunoyer gestellt, welche ihn schon bei Tische interessirt hatte. Es war das höchste Ziel seines Ehr-

geizes, für einen „Löwen" und Mäcen der Theaterprinzessinnen und musikalischen Künstlerinnen zu gelten und ihnen seine Loge, seine Equipagen, seine kurze dicke krummbeinige Figur zur Verfügung zu stellen. Er dünkte sich um einen ganzen Kopf größer, als er, den Sänger Träller neben sich auf dem Kutschbocke, im Wagen aber Mademoiselle Richilde du Noyer und Mademoiselle de Lagardie nebst dem Kapellmeister Fortemeyer und dem Kammerjunker Baron Hasenlöffel, im schlanken Trab durch den Park fuhr, wo die mehr oder minder schöne und elegante Welt der Residenz so eben promenirte.

Die Lagardie wußte sich noch immer nicht in diese Rolle zu finden, als sie so in dieser prächtigen Equipage dahinfuhr. Einerseits war sie Weib genug, daß diese Umgebung und Stellung momentan ihrer Eigenliebe sehr schmeichelte; andererseits aber war sie Mutter genug und an ein strenges äußeres Dekorum gewöhnt, daß sie wegen Richildens in Sorge war. Das Gouter in der Park-Restauration, der Abend in der Loge des Herrn von Löwenthal, wo eine Menge junger Männer von sogenanntem Stande um Richilden herumschwärmten wie Fliegen um einen Löffel voll Honig, das Souper, welchem Richilde und ihre Mutter im Hotel anwohnten und woran nur drei oder vier auserwählte Herren theilnahmen, die Koketterien der jungen Sängerin mit

diesen Herren, die Schmeicheleien und Freiheiten des Benehmens gegenüber von Richilden, — Alles gab der Mutter zu denken, und als sie, von Champagner und Kardinal erhitzt, von den ungewohnten Leckerbissen des feinen Soupers aufgeregt, zu später Stunde zu Bette ging und sich noch lange, lange schlaflos in demselben hin und her drehte und die Ereignisse dieses Tages rückblickend an ihrem Geiste vorüberziehen ließ, da mußte sich die Lagardie doch mit einem gewissen Schmerze gestehen, daß sie sich ein ganz anderes Bild von ihrer Tochter gemacht hatte, daß Richilde dem Ideal, das sie sich von einem Kinde entworfen hatte, ganz und gar nicht entsprach, daß sie wenigstens Jenny unendlich lieber als ihre Tochter an das Herz gedrückt hätte. Ihr Gewissen machte ihr nun die lebhaftesten Vorwürfe, daß sie selbst, ihr Eigennutz, ihre Geldgier und falsche Berechnung, die Leichtfertigkeit, womit sie ihr Kind gleichsam an die Schwiegermutter verkauft hatte, die Schuld davon trage, wenn Richilde das geworden sei, was sie jetzt war — ein verbildetes, seichtes, selbstsüchtes Wesen ohne Gemüth und Weiblichkeit, ohne Weisheit, — nur klug und berechnend, kalt und herzlos. Wurde die unglückliche Mutter ja sogar durch die auffallende Aehnlichkeit, welche Richilde in Gestalt und Zügen mit ihrer Großmutter hatte, an die kalte, herzlose Oberhof-

meisterin, Freifrau von Heckedorf-Puttlinghausen, in einer Weise erinnert, die ihr beinahe das Herz zusammenkrampfte! Wie sollte dies in Zukunft werden? Wo sollte und konnte sich bei zwei so schroffen Charakteren künftig ein traulich liebevolles Verhältniß zwischen Mutter und Tochter gestalten, wenn die Stimme der Sehnsucht und Reue, welche durch Jenny's zufällige Aehnlichkeit mit dem Baron Heckedorf in seinen jüngeren Jahren und durch die Beobachtung ihres trefflichen Charakters und ihrer sonstigen Eigenschaften in dem Herzen der Lagardie erwacht war und sie gleichsam instinktmäßig zu Jenny hingetrieben hatte, auch nicht das leiseste Echo von Zuneigung und Pietät in der Seele der Tochter fand?

Diese Gedanken erhoben sich wie geharnischte, drohende Gespenster in diesen schlummerlosen fieberhaften Stunden der Nacht vor dem inneren Blicke der Mutter, und warfen düstere Zweifel in ihre Seele — Zweifel, ob jemals die Stimme der Natur, das Verständniß für die Liebe der Mutter, in Richildens Busen erwachen werde? Zwar spiegelte die Hoffnung der Mutter immer noch vor, daß Richilde doch nicht ganz jenes Bedürfnisses von mütterlicher Zärtlichkeit entbehren könne, die ja sogar ein thierischer Instinkt ist, daß es nur eines Anlasses bedürfen werde, um ihn zu wecken. Aber welcher war dieser Anlaß? Wann sollte er kommen?

War es nicht sehr möglich, daß Richilde einst als Kind sich auch nach einer Mutter und nach der zärtlichen Liebe einer solchen gesehnt, — vergebens gesehnt hatte, und daß die Nichterfüllung dieses edlen, natürlichen und berechtigten Triebes und all die schädlichen, herzverknöchernden und gefühlabstumpfenden Einflüsse einer seichten Erziehung durch Miethlinge, eines verderblichen Umgangs und Einflusses von Altersgenossinnen, jenen Instinkt des Herzens bei Richilden ertödtet hatten, so daß vorerst kein Berührungs- und Anknüpfungspunkt zwischen Mutter und Tochter vorhanden war?

Oh, welch herbes seelisches Elend erweckten all diese Erwägungen in dem schuldbewußten und von Reue zerrissenen Herzen einer Mutter, die einst selbst den falschen Götzen des Ehrgeizes, der Eigenliebe und Selbstsucht geopfert hatte!

Ende des ersten Bandes.

Druck von August Grimpe in Hannover.